This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

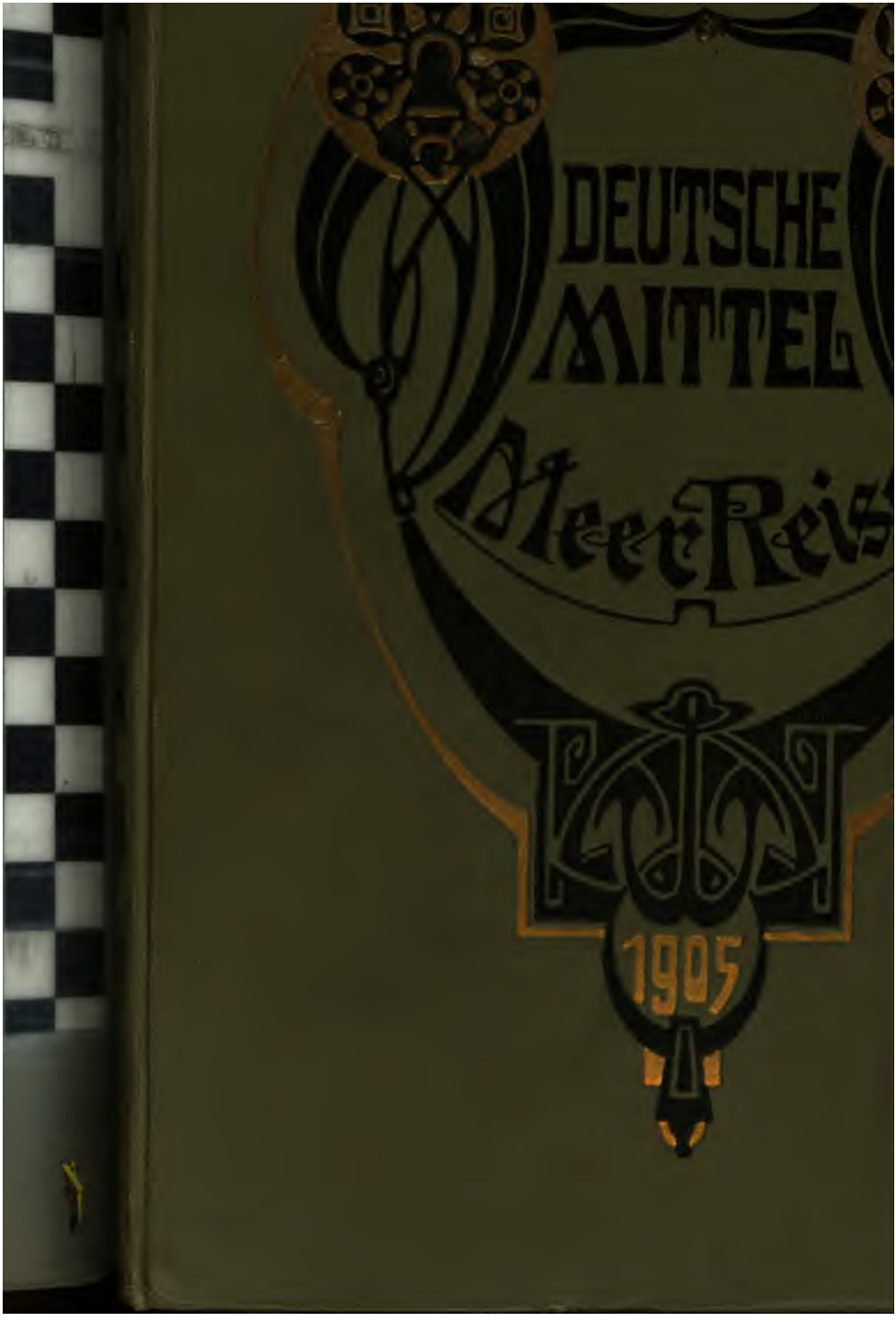
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

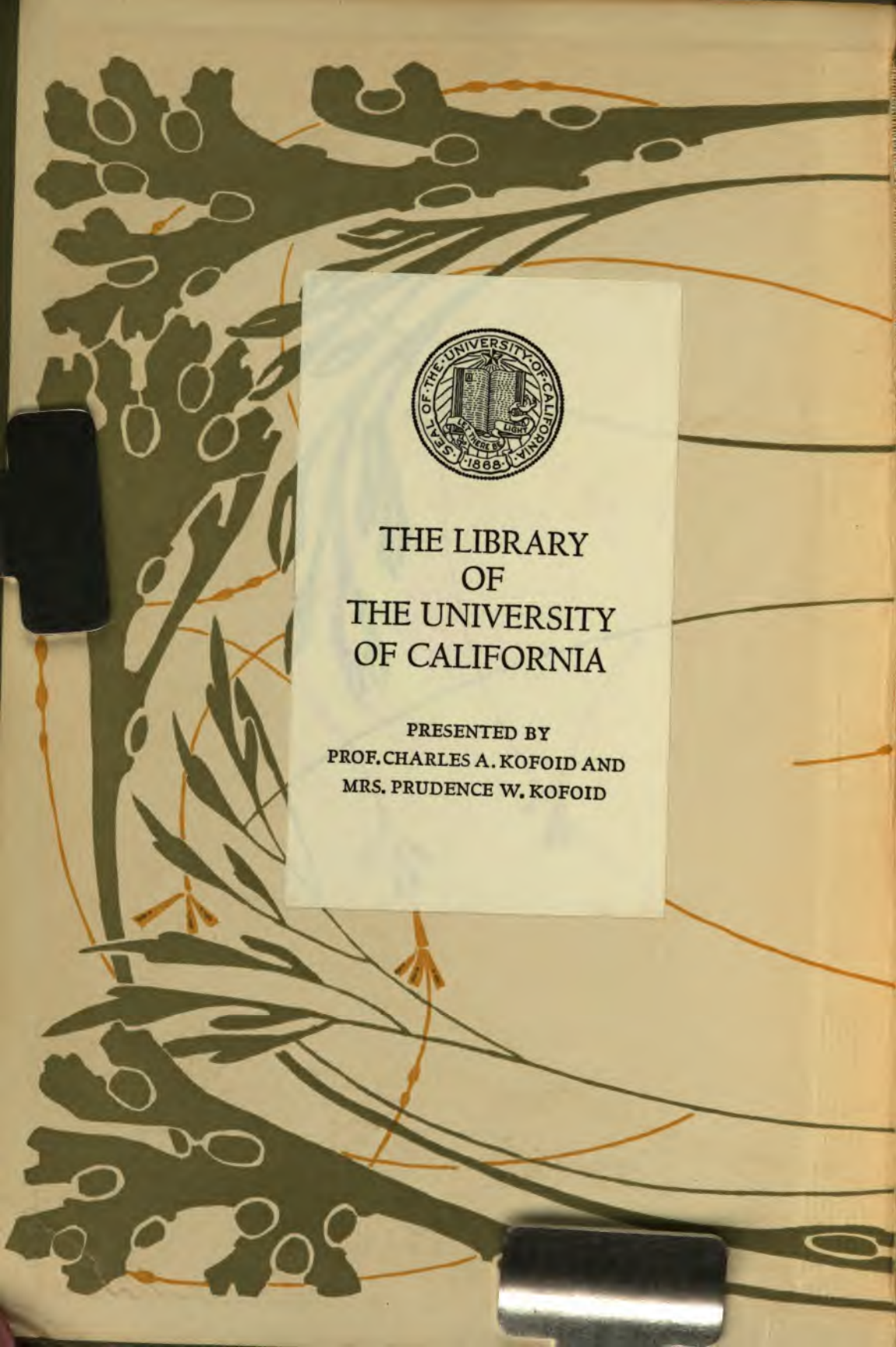
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


DEUTSCHE
MITTEL
MeerReis
1905



THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

6H. 389

Deutsche Mittelmeerreise

vom 1. August bis 1. September 1905.

Unter Leitung der Professoren

Miller-Stuttgart und Lorenz-Neapel.

Redigiert von

Franz Bonora.

Zweite erweiterte Auflage.

Stuttgart 1906.

Im Selbstverlag der Reiseleitung

Stafflenbergstrasse 54.

In Commission der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten u. München.

D973
B58

Inhaltsverzeichnis.

I. Einleitung.

Seite
1) Vorbereitende Arbeiten 1
2) Die Organisation 10

II. Von Stuttgart nach Genua.

1) Vor der Abfahrt 15
2) Die Bahnfahrt bis Genua 16

III. Von Genua nach Algier.

1) Das Schiff 27
2) An der Riviera di Ponente 33
3) Auf den Balearen 38
4) Von Port Mahon nach Algier 48

IV. In Afrika.

1) Algier 62
2) Von Algier nach Philippeville 94
3) In Konstantine 98
4) In Tunis 109
5) Ein Ausflug nach Karthago 128
6) Die Wüstentour 152

V. Sizilien und Malta.

1) Palermo 191
2) Segesta 216
3) In Selinunt 224
4) Girgenti 233
5) Auf Malta 241
6) Syrakus 249

M313323

7) Catania 264
a) Besuch der Stadt 264
b) Ein Ausflug auf die Monti Rossi 272
c) Eine Besteigung des Ätna 280
8) Taormina 287
9) Messina 293

VI. In Unteritalien.

1) Ein Tag auf Stromboli 299
2) Paestum 309
3) Amalfi und Ravello 315
4) Pompeji 320
5) Die Besteigung des Vesuv 323
6) Capri 325
7) Neapel und Pozzuoli 333
a) Neapel 333
b) Pozzuoli 339
8) Ischia 341
9) Die Romfahrt 347

VII. Die Heimfahrt.

1) Von Civita-Vecchia nach Genua 352
2) Von Genua nach Stuttgart 354

VIII. Schlußbetrachtungen.

1) Würdigung der Deutschen Mittelmeer-Reise von A. Schuh, K. K. Prof. 338
2) Kulturbetrachtungen von Dr. Krecker 374
3) Rückblick von Professor Dr. Miller 384

IX. Anhang.

1) Teilnehmerliste 390
2) Verzeichnis der Bilder 393

I. Einleitung.

1) Vorbereitende Arbeiten.

Seit länger als einem Jahrzehnt war zwischen Professor Miller und Professor Lorenz der Plan verabredet, mit einer Anzahl Kollegen und vorgerückteren Schülern eine Studienreise nach Unteritalien und Sizilien zu veranstalten. Die Ausführung wurde aber wegen mancherlei Schwierigkeiten immer wieder verschoben. Das Jubeljahr 1900 brachte eine wahre Völkerbewegung nach dem Süden, und der Anblick der vielfach äußerst mangelhaft organisierten Scharen, sowie die Ausbeutung derselben durch Spekulanten und Agenturen veranlaßte Miller, die Führung seiner Landsleute nach dem Süden in die Hand zu nehmen. Er glaubte sich dazu berufen infolge der Erfahrungen, die er als Lehrer der Naturgeschichte am Realgymnasium auf Schülerexkursionen und durch Veranstaltung von Gesellschaftsreisen sich erworben hatte, sowie seiner eigenen Kenntnis des Südens und der Verbindung mit zahlreichen Freunden daselbst. Zuerst war es eine Gruppe von 60 Personen, größtenteils Stuttgartern, welche unter seiner Leitung in den Osterferien des Jahres 1900 die wichtigsten Städte Italiens besuchten, die für jeden Gebildeten von jeher Gegenstand der Sehnsucht waren. Im Herbste desselben Jahres unternahm er dann die Führung einer Württemberger Romfahrt, auf welcher 500 Personen mit Extrazug von Stuttgart bis wieder nach Stuttgart zurück geführt wurden mit voller Verpflegung auf der ganzen Reise, Übernahme aller Trinkgelder, Eintrittsgelder, Droschkenfahrten auf die Kasse. In 18 Tagen wurden die interessantesten Städte und Stätten Italiens von Mailand bis Neapel und zurück bis Venedig und Padua besucht und auch die Certosa bei Pavia, Pisa, Monte-Cassino und Ravenna nicht vergessen, sowie Tivoli,

Capri, Ischia, Pompeji besichtigt. Der Preis war Mk. 150 in III., 240 in II. Klasse. Viele bezweifelten damals die Ausführbarkeit mit diesen Preisen, welche bei längerer Dauer, größerer Ausdehnung und Übernahme aller Nebenkosten weit niederer waren als die anderwärts geforderten. Die Reise ist tatsächlich glücklich und zur Zufriedenheit der Teilnehmer abgelaufen, ohne daß von einer Nachzahlung die Rede war. Im Jahre 1903 wurde abermals ein Zug von 530 Personen auf demselben Wege geführt. Im Jahre 1904 folgte eine Württemberger Palästinafahrt mit 492 Personen, wobei der größere Teil der Gesellschaft (330 Personen) auch Galiläa besuchte, was vorher nur kleinere Karawanen gewagt hatten. Auch die Palästinafahrt, trotz der längeren Dauer (25 Tage — 240 Mk. in III., 350 in II. Klasse) billiger als alle bisherigen, fiel zur allgemeinen Zufriedenheit der Teilnehmer aus.

Miller legte bei seinen genannten Organisationen allen Wert darauf, daß die ganze Reise soweit als möglich organisiert, und der Teilnehmer jeder Art von Ausbeutung überhoben sei. Deshalb wurde die Verpflegung unterwegs bei langen Eisenbahnfahrten, die Post (Briefe, Freimarken, Ansichtskarten) und der Geldwechsel in die Organisation aufgenommen. Ferner wurde die ganze Gesellschaft in größere und kleinere Gruppen gegliedert und dadurch ermöglicht, daß bei der Ankunft auf den Bahnhöfen die einzelnen Gruppen alsbald ihre Quartiere, bezw. Droschken aufsuchen konnten und nicht stundenlang warten mußten.

Was Professor Lorenz in Neapel anbelangt, so ist derselbe, ein geborner Württemberger, seit mehr als 30 Jahren in Neapel ansässig und als Lehrer der deutschen Sprache an Gymnasien und als Examinator an der Universität tätig. Stets hat er sich gerne der Führung seiner deutschen Landsleute angenommen. Im Jahre 1900 und 1903 hat er für unsere Pilgerzüge wie für andere Reisegesellschaften, so im Jahre 1903 für 500 Berliner, ferner alljährlich für die Berliner Lehrer das Arrangement für den Aufenthalt in Neapel und Umgebung zur größten Zufriedenheit getroffen. Ihm steht seine Gemahlin zur Seite, welche, ebenfalls aus Württemberg gebürtig, mit italienischen Verhältnissen und der Sprache wohl vertraut ist und sich um die dem männlichen Auge leichter entgehenden kleineren Fragen der Verpflegung und Unterkunft aufs sorgfältigste annimmt.

Seit dem Frühjahr 1903 ist Lorenz auf die Ausführung seiner Sizilienpläne bedacht. Wenn wir früher mehr an eine Landreise dachten, so wurde der Plan wesentlich geändert durch die in den Jahren 1903

und 1904 während der Sommermonate ausgeführten Palästinareisen, bei welchen wir gegen alle Erwartung die Beobachtung machten, daß gerade die Sommermonate für Gesellschaftsreisen die geeignetsten sind, und daß eine Mittelmeerfahrt im August und September nicht nur nicht zu fürchten, sondern im Gegenteil höchst angenehm ist. Jetzt wurden die alten Pläne wieder aufgenommen, und es galt, den sonnigen Süden und die klassischen Stätten der alten Geschichte, deren Besuch bisher ein Vorrecht von wenigen Reichen gewesen war, weiten Kreisen von Gebildeten, von Künstlern und Altertumsforschern, Naturforschern, Philologen, Lehrern, namentlich aber auch Studierenden, auch wenn sie mit Mitteln nicht besonders reichlich bedacht sind, zugänglich zu machen.

Die größte Schwierigkeit bot von Anfang an die Wahl des Dampfers. Ein kleiner Dampfer bringt die weit größere Gefahr der Seekrankheit, ein großer Dampfer dagegen erfordert eine große Zahl von Mitreisenden, und es war von Anfang an zu bezweifeln, ob so viele Hunderte sich finden würden für eine so große und langdauernde Reise. Andererseits ist ein großer Dampfer mit kleinerer Zahl dadurch ausgeschlossen, daß die Preise zu hoch würden, und damit der Hauptzweck sich nicht erreichen ließe. Denn für diejenigen, die über Tausende verfügen können, haben die Dampfergesellschaften längst zahlreiche Gelegenheiten zu solchen Reisen geschaffen. Beim Suchen nach einem geeigneten Dampfer mußten wir auch heuer wie im vorigen Jahre bei der Palästinafahrt auf einen deutschen Dampfer verzichten aus dem doppelten Grunde, erstens, weil kein geeigneter zur Verfügung steht, und zweitens, weil die Fahrt nach einem südlichen Hafen die Reise zu sehr verteuern würde. Auch der österreichische Lloyd konnte nicht in Betracht kommen, weil der einzige für eine so große Gesellschaft eingerichtete Dampfer bereits für eine Palästinafahrt für diese Zeit belegt war. Von allen nichtdeutschen Dampfergesellschaften erwies sich der Dampfer „l'Etoile" in Marseille, der Pariser Gesellschaft Berteaux und Cie. gehörig, als der weitaus geeignetste. Er bietet vor allem den Vorteil, daß er nicht für gemischten Transport wie alle anderen, sondern ausschließlich für Gesellschaftsreisen eingerichtet ist. Er hat Kabinen I. Klasse für 80, in II. Klasse für 140 und in III. Klasse Schlafräume für 288 Personen. Die ganze innere Einrichtung desselben ist vor sieben Jahren neu erstellt worden. Die Maschine ist erst 3 Jahre alt, und die Schraube zeichnet sich aus durch ihren außerordentlich ruhigen, fast unmerklichen Gang. Die Nachforschungen ergaben, daß es überhaupt keine Wahl gab, sondern dieser Dampfer

der einzige war, der bei einer Zahl von 300—400 Personen in Betracht kommen konnte. Nach langem Schwanken und Bedenken erließ Miller endlich am 11. April einen Aufruf, welcher an eine große Anzahl Zeitungen in Deutschland und Österreich versendet wurde. Der Reiseplan lautete wie folgt:

1. August 1905 ca. 10 Uhr vormittags Abfahrt von Stuttgart mit Sonderzug.

2. August ca. 7 Uhr vorm. Ankunft in Genua. Besichtigung der Stadt, Wagenfahrt vom Campo Santo usw. Abends 8 Uhr Abfahrt von Genua nach Korsika.

3. August Landung in Ajaccio, abends Abfahrt nach Sardinien.

4. August Landung und Aufentalt in Sassari, abends Abfahrt nach Cagliari.

5. August Aufenthalt in Cagliari, abends Abfahrt nach Tunis.

6. August ca. 11 Uhr vorm. Ankunft in Tunis. Die folgenden drei Tage sind für Tunis und Karthago und weitere Ausflüge bestimmt.

9. August abends Abfahrt von Tunis nach Sizilien. Für Sizilien ist die Zeit vom 10. bis 24. August vorgesehen, und zwar ist der 10. August für Cefalu und Termini, der 11. bis 13. für Palermo und Umgebung, der 14. für Castellamare und Segesta, der 15. für Lilibeo und Marsala, der 16. für Selinunt und Sciacca, der 17. für Girgenti, der 18. und 19. für Syrakus, die drei Tage vom 20. bis 22. für Catania und den Ätna, der 23. für Taormina, der 24. für Messina bestimmt. Am 25. August werden die vulkanischen Inseln Vulkano und Stromboli angefahren. Am 26. August werden die altgriechischen Tempel von Paestum, sodann Salerno besucht, am 27. August Amalfi und Ravello.

Am 28. August werden Capri, Ischia und Puzzuoli besichtigt.

Am 29. August wird Pompeji und der Vesuv (mit Eisenbahn) besucht.

Der 30. ist für Neapel reserviert, von wo abends die Abfahrt nach Civitavecchia erfolgt.

Am 31. früh Landung daselbst, mittags Abfahrt nach Genua.

Am 1. September früh Ankunft in Genua, mittags Abfahrt mit Sonderzug nach Mailand, wo ca. 3 Stunden (zur eventuellen Besichtigung des Domes) Aufentalt genommen wird. Abends Abfahrt.

2. September mittags ca. 12 Uhr Ankunft in Stuttgart.

Ein Aufenthalt in Rom ist nicht ins allgemeine Programm aufgenommen solchen aber, welche den Besuch von Rom mit der Reise zu verbinden wünschen, wird Gelegenheit geboten zu einem zwei- bis viertägigen Aufenthalt in Rom. Sie werden unter entsprechender Führung am 26. August von Salerno, eventuell nach kurzem Aufenthalt in Pompeji und Neapel, nach Rom fahren und am 31. August in Civitavecchia wieder das Schiff erreichen.

Dieser Plan ist noch kein endgültiger, sondern ist im einzelnen noch vielfachen Änderungen unterworfen.

Die Reisekosten sind festgesetzt für die I. Klasse auf 620 M., wozu für die sieben auf dem Oberdeck befindlichen Kajüten noch ein Zuschlag von 60 M. kommt, für die II. Klasse auf 520 M. und für die III. Klasse auf 340 M.

Zu den Reisekosten kommt eine Anzahlung an Organisations- und Haftkosten, welche im Rücktrittsfalle unter keinen Umständen zurückerstattet wird. Diese beträgt, wenn die Einzahlung vor dem 1. Mai erfolgt, 15 M. in III., 20 M. in II. und 25 M. in I. Klasse. Dieser Betrag erhöht sich vom 15. Mai ab um 5 M., vom 1. Juni ab um 10, vom 1. Juli ab um 15 M. für jede Klasse, sofern überhaupt noch Plätze übrig sind.

Dieser Aufruf wurde jedoch nur von einer kleineren Anzahl Zeitungen aufgenommen, während die übrigen ihn ablehnten, beziehungsweise in den Annoncenteil gegen Bezahlung aufnehmen wollten. Wo der Aufruf erschienen ist, in Hannover, Hamburg, Leipzig, Breslau, München, kamen alsbald zahlreiche Anfragen und Anmeldungen, so daß deren Zahl in acht Tagen bereits 200 betrug. Wir ahnten nicht, daß zwei schwerwiegende Umstände unser Unternehmen so sehr erschweren würden.

Das eine dieser Hindernisse war, daß bei vielen die äußeren Verhältnisse stärker waren als der Wille. Die Gründe der Abhaltung waren zu vielerlei. Nicht wenigen war die lange Dauer ein Hindernis, und es sollte in der Tat die Zeit von vier Wochen nicht überschritten werden. Nicht wenigen wurde der Urlaub versagt. Manche glaubten, den Arzt fragen zu müssen und erhielten ungünstigen Bescheid. Kurzum, von 1100 provisorisch Angemeldeten blieben schließlich kaum 300 übrig. Das andere unerwartete Hindernis erwuchs aus den Kosten der Reise. Das Programm war ausgegeben, zahlreiche Meldungen waren auf Grund desselben erfolgt. Aber der Vertrag mit der Schiffsgesellschaft war noch nicht endgültig abgeschlossen. Um dieses zu bewerkstelligen, reiste Miller in den Osterferien nach Paris und Marseille. Das Ergebnis langer Verhandlungen war die Erkenntnis, daß die Verpflegungskosten beträchtlich erhöht werden mußten, damit sich aus diesem überaus wichtigen Umstande nicht im Verlauf der Reise Unzufriedenheit ergeben könnte. Denn erfahrungsgemäß werden die Ansprüche mit der Dauer der Reise auf dem Schiff größere, und die Neigung zum Kritisieren wird erhöht durch Verstauchungen des Magens, die Seekrankheit, die ungewohnte Speisefolge und den sich immer einstellenden Überdruß an der Schiffskost. Der definitive Abschluß des Schiffskontraktes am 27. April in Marseille ergab eine Erhöhung der Kosten um zirka 15 000 Mk. gegenüber der vorher verabredeten Summe. Es war diese Erhöhung hauptsächlich dadurch veranlaßt, daß für die Schiffskost aller drei Klassen der Preis der ersten Klasse zugrunde gelegt wurde, mit 3 Fleisch- oder anderen Gängen bei jeder Mahlzeit. Diese Differenz auszugleichen, war nicht leicht, weil eine nachträg-

liche Erhöhung der Kosten viele Teilnehmer abgeschreckt hätte. Wir setzten die Hoffnung jetzt hauptsächlich auf eine etwas größere Teilnehmerzahl. Inzwischen trat in ganz Mitteleuropa die außerordentliche Hitze ein, und die täglichen Berichte von Hitzschlägen waren nicht geeignet, zu einer Reise nach Afrika einzuladen. Ja, man hörte jetzt allerorts Stimmen, welche eine solche Reise im Monat August für ein Wagnis, für lebensgefährlich, ja für wahnsinnig erklärten. Kein Wunder, wenn die Teilnehmerzahl von da an nur langsam stieg, und viele wieder abtrünnig wurden. Wir aber hatten unterdessen bereits am 1. Mai eine Schiffskaution von 10,000 und am 1. Juni abermals 10,000 Francs hinterlegen müssen, so daß ein Rücktritt unmöglich war. Das Zusammentreffen dieser zwei mißlichen Umstände — großes, schönes, aber teures Schiff einerseits, hiefür nicht genügende Teilnehmerzahl andererseits — lag als ein schwerer Alp über dem ganzen Unternehmen. Da wir selbstverständlich mit den gegebenen Mitteln haushalten mußten, so war die notwendige Folge Sparsamkeit überall, wo es möglich war. Wohl hätte es ein einfaches Mittel gegeben, um diese Schwierigkeit zu heben, nämlich die Erhöhung der Beiträge; es war dies aber ein Mittel, von welchem wir glaubten, unter allen Umständen absehen zu sollen, zumal eine freiwillige Annahme dieser Maßregel nicht von allen Teilnehmern zu erwarten war. Es mußte infolgedessen gar manche Einrichtung und Maßnahme unterbleiben, welche ursprünglich geplant, wenn auch nicht ausdrücklich versprochen war. Dieser Umstand war für die Leitung um so peinlicher, als es nicht an Teilnehmern fehlte, welche das ganze Unternehmen als ein geschäftliches betrachteten, und welche bereits die Tausende ausrechneten, die für die Leitung übrig bleiben sollten. Wohl hatte Professor Miller in Ansprachen an den ersten Reisetagen wiederholt gebeten, man solle der Leitung Vertrauen entgegenbringen und in Geldsachen eine gewisse Noblesse zeigen, die Leitung werde gewiß sich dieses Vertrauens würdig zeigen. Die Worte verhallten von vielen ungehört, und ein kleinliches Feilschen um die Plätze wie um schuldige Zahlungen trat an die Stelle. Es mußten Tage vergehen, bis diese Stimmung gebrochen, und die Erkenntnis durchgedrungen war, daß es sich bei diesem Unternehmen nicht um ein Geschäft handle. All diese Mißlichkeiten, welche in den ersten Tagen wohl manchmal das Verhältnis zwischen Reisenden und Leitung zu trüben drohten, wären kaum eingetreten, wenn die Zahl der Teilnehmer auch nur um ein paar Dutzend größer gewesen wäre. So aber kam es, daß das Schiff und die Eisenbahnen samt Zugehör (die Hafengebühren machen allein schon 15 000 Frcs.) $^4/_5$ der

Reisekosten (ca. 120 000 Mk.) verschlangen, und für alles übrige nur noch $^1/_5$ übrig blieb.

Aus der Zeit der Vorbereitung ist nun ferner zu nennen die nach der detaillierten Beratung mit dem Kapitän erfolgte Änderung des Programms, indem Korsika und Sardinien gestrichen, Algier und Malta neu aufgenommen wurden. Es geschah dies hauptsächlich deshalb, weil der Aufenthalt auf Korsika und Sardinien sich doch hätte auf je einen Hafenplatz beschränken müssen. Statt dessen wurde nun die Fahrt der Riviera entlang nach Minorka gesetzt, Algier mit Constantine, die fakultative Wüstenfahrt und Malta neu eingefügt. Unbestreitbar war diese Programmänderung eine sehr glückliche.

Im Juni machte Professor Lorenz nochmals eine 14tägige Instruktionsreise nach Sizilien und Tunis, um, so weit die Verhältnisse es gestatteten, Verträge abzuschließen. Es war dies eine sehr schwierige Aufgabe, sofern man nicht sich mit Agenten einlassen wollte, wogegen von Miller stets grundsätzlich Widerspruch erhoben wurde. Es gibt eben in diesen Ländern nur sehr wenige zuverlässige Personen, auf deren Vertragstreue man rechnen kann. In Palermo, Syrakus und Catania haben wir erfahren, wie die Besitzer der ersten Hotels trotz der Verträge uns das Verabredete nicht reichten oder einige hundert Lire mehr abzujagen versuchten. Mit den Barkenführern war im voraus nichts zu erreichen, weil sie die unsinnigsten Forderungen stellten. Wir mußten es jeweils auf den Augenblick unserer Ankunft ankommen lassen und gegebenenfalls den Kommandanten veranlassen, eine der Schiffsbarken in die See zu lassen, dann erst, wenn sie sahen, daß man sie nicht notwendig brauchte, erhielten wir annehmbare Preise. Dazu kam die Unsicherheit der Zahl der Teilnehmer, welche doch bei den Bestellungen eine so große Rolle spielt, denn einerseits darf man in Italien nicht zu viel bestellen, weil die bestellte Zahl der Kuverte stets unnachsichtlich bezahlt werden muß. Hat man aber andererseits zu wenig bestellt, so darf man in Italien sicher rechnen, daß die ganze Gesellschaft ungesättigt bleiben wird. Glücklicherweise stand uns, wenn auf dem Land keine entsprechende Vereinbarung zu erreichen war, oder die Reinlichkeit zu wünschen übrig ließ, immer noch das Schiff zu Gebot.

Eine sehr unangenehme Überraschung brachten die Eisenbahnverwaltungen an den letzten Tagen vor der Abreise. Wochenlang (seit 26. Juni) hatten wir vergebens gewartet auf die Festsetzung der Fahrpreise, endlich am 28. Juli kam der Bescheid, wonach die schweizerischen und italienischen Bahnen einen Tarif festgesetzt hatten, nach welchem

unser Zug 5600 Frcs. mehr kostete als nach den früher bezahlten Tarifen. Merkwürdig war dabei, daß die Generaldirektion in Rom für die gleiche Strecke 50 Prozent mehr verlangte als die in Mailand, und dies alles sagte man erst drei Tage vor der Abfahrt! Auf der schweizerischen Strecke hätte eine Gesellschaftsfahrt 2600 Frcs. weniger gekostet als der Sonderzug. Die Verhandlung mit den italienischen Bahnen brachte wenigstens darin eine Erleichterung, daß der Mailänder Tarif für gültig erklärt wurde; die Schweizer dagegen hielten an ihrem Tarif fest. Zu ändern war auch nichts mehr, weil es zu spät war. Es ist unseres Erachtens nicht zu rechtfertigen, daß man solche Angaben nicht rechtzeitig macht und den Besteller des Zuges erst im letzten Augenblick Auskunft gibt, wo nichts mehr zu ändern ist. Wir hatten bei unseren früheren Sonderzügen gegenüber der Schweiz dieselben Klagen. Man darf doch heutzutage von einem Kulturstaat verlangen, daß unzweideutige Taxen, für In- und Ausländer gleich, bestehen, und daß über dieselben auf Anfrage prompte Auskunft erteilt werde. Gleich als hätte sich diesmal alles gegen uns verschworen, mußten wir zum erstenmal auch für das Direktionsgepäck, welches bisher stets im Sicherheitswagen frei befördert worden war, Taxe bezahlen im Betrage von 750 Frcs. Es waren wiederum die Schweizer, denen wir diese Liebenswürdigkeit zu verdanken hatten. Dabei ist allerdings zuzugeben, daß ein paar Mitreisende, welche ihr Gepäck ohne unser Wissen behandeln ließen, zu dieser Maßregel den Anstoß gegeben haben.

An Drucksachen wurden vor der Reise sieben Mitteilungen versendet. Der 141 Seiten starke „Führer", begleitet von einer Sammlung von 19 Karten in besonderer Mappe, wurde den Teilnehmern bei der Ankunft in Stuttgart bezw. beim Zusammentreffen mit der Gesellschaft eingehändigt. Eine dieser Karten enthält die ganze Reiseroute eingezeichnet. Der Führer samt der Kartensammlung kann um 2 Mk. von der Leitung noch bezogen werden.

Die letzte Mitteilung wies die Teilnehmer hin auf die großen Vorteile der gemeinsamen Reise einerseits und die Notwendigkeit der Ausübung gewisser gesellschaftlichen Tugenden andererseits, welch letztere auch für den Gebildeten keineswegs selbstverständlich seien und oft nicht geringe Selbstüberwindung kosten. Wir wiederholen hier das dort Gesagte in der Überzeugung, daß mancher jetzt erst die Wichtigkeit dieser Ausführungen voll erkennen wird.

„Unter jenen Tugenden ist die erste und wohl die schwierigste das Zurückdrängen des eigenen Ich. Es ist nun einmal nicht möglich, daß jeder den ersten Platz und die erste Kajüte einnehme, den ersten Wagen besteige usw., und es wird

sich naturgemäß ergeben, daß bald der eine, bald der andere in den vorderen oder hinteren Reihen sich befindet. Man darf nicht gleich sich unglücklich fühlen, sondern muß sich in solche Kleinigkeiten zu fügen wissen. Es soll keinem sein Recht geschmälert werden, und es gibt auch gar manche Fälle, wo der einzelne nicht bescheiden in der Ecke stehen darf, sondern sich um das ihm Gebührende bemühen muß. Doch möchten wir jeden einzelnen dringend bitten, nicht gleich auf sein Recht zu pochen und damit Kollisionen herbeizuführen, sondern mindestens vorher den Weg der freundlichen Bitte zu versuchen.

An zweiter Stelle nennen wir die Pflege des Kameradschaftsgeistes und richten in dieser Hinsicht an alle die Bitte, sich nicht abzuschließen gegen andere. Die Bildung kleinerer Gruppen ist eine ganz naturgemäße und in unserer Organisation gebotene Sache, welche wesentlich dazu beiträgt, dem einzelnen die Reise angenehm zu machen. Aber sie bringt die Gefahr mit sich, daß solche Gruppen sich abschließen gegen Tisch- und sonstige Nachbarn, und dann können diese Gruppen eine große Last für die ganze Gesellschaft werden.

An dritter Stelle handelt es sich um den guten Humor und frohen Mut, welche man stets zu bewahren sich bemühen soll. Strapazen und Widerwärtigkeiten sind ja auf keiner Reise ganz zu vermeiden, einzeln noch viel weniger als in Gesellschaft; sie lassen sich leicht überwinden mit heiterem Sinne; sie wachsen bis zur Unerträglichkeit bei übler Laune. Wir führen auch diese Stimmung unter den Tugenden auf, weil der Mensch, wenigstens in gewissem Grade, dieselben zu beherrschen imstande ist.

Das Meiden von politischen und religiösen Auseinandersetzungen und die Schonung der Anschauungen und Gefühle anderer, die Zurückhaltung in Beurteilung der landesüblichen Gebräuche und Sitten werden unerläßlich sein zu einem angenehmen Verlauf der ganzen Reise.

Das gleiche gilt von der Unterwerfung unter die getroffenen Anordnungen, sei es gegenüber der Direktion, sei es gegenüber den Führern und den anderen Funktionären der Gesellschaft. In dieser Beziehung bitten wir stets zu beachten, daß alle jene, die irgendwelche Funktionen bei unserer Reise übernommen haben, dies nicht gegen Geld und Bezahlung getan haben, sondern in uneigennütziger Absicht und um dem Ganzen sich nützlich zu erweisen. Alle diese Ämter sind Ehrenämter und die, welche sie übernommen haben, haben den festen Willen, ihren Dienst nach Kräften zu erfüllen, und sie müssen auf manchen Genuß verzichten und manchen Augenblick der Ruhe opfern."

Damit haben wir wenigstens das Wichtigste aus den vorbereitenden Arbeiten angeführt.

Niemals haben wir eine Gesellschaftsreise mit drückenderer Sorge angetreten als diesmal. Stand uns doch, wir mochten rechnen wie wir wollten, ein Abmangel von 10 bis 20 Mille in nahezu sicherer Aussicht. Dazu hatten wir eine nicht geringe Anzahl Teilnehmer, welche zum voraus mißtrauend gegen die Leitung auf ihre Rechte pochten und mindestens gegen jede Nachzahlung Schwierigkeiten gemacht hätten, ja, was das Schmerzlichste war, welche für jede ideale Auffassung unserer Reiseziele unzugänglich waren.

Die Reise selbst verlief, wie wir hier schon anfügen können, gegen Erwarten weit günstiger, die Zahl der Unzufriedenen wurde mit jedem Tage kleiner, und die Fülle dessen, was geboten wurde, war so groß, daß man es kaum mehr vermißte, wenn da oder dort eine kleine Vereinfachung erfolgte oder einmal ein Rasttag eintrat.

2) Die Organisation.

Wenn die Reise einer großen Gesellschaft für die Teilnehmer einen angenehmen Verlauf nehmen soll, ist eine gute Organisation von größter Wichtigkeit, umsomehr, wenn die Leitung es sich zur Aufgabe macht, nicht bloß für die Unterkunft, sondern auch für vielerlei

1. Herr und Frau Professor Lorenz.

kleine Bedürfnisse der einzelnen Sorge zu tragen, wie es bei uns der Fall war.

Die Direktion lag, wie bekannt, in den Händen von Miller und Lorenz, wobei der unterstützenden Hilfe der unermüdlichen, sprachgewandten Frau Professor Lorenz besonders zu gedenken ist. Als Reisesekretär war Bonora bestimmt, welchem auch die Redaktion des Buches zufällt. Die Generalführung führte in schneidiger Weise Stöhr. Buschle und Säuerle waren abermals, ersterer als Kassier, letzterer als Gepäckverwalter tätig. Dem Kassier stand als Helfer

Buschle Karg
Säuerle Stöhr Bonora
Schall Dr. Stelzer Wieland

2. Die Direktionsmitglieder.

und zugleich als Geldwechsler und für Depots O. Karg treu zur Seite. Die Post leitete Schall unter Beihilfe von Wieland. Die Signale gab Keeffe, oft unterstützt von J. Kolmsperger. Die ärztliche Leitung hatte gütigst übernommen Dr. A. Stelzer, und seine Hilfe wurde bei Tag und bei Nacht stark in Anspruch genommen.

Dr. H. Maier, unser Zoologe.
Kapitän Gufflet, der Kommandant der „Etoile".
Konferenzleiter Dr. Bertsch. Musikdirektor Eichele.

Glücklicherweise waren die Fälle meistens nicht gar zu ernster Art. Aber auch die andern ärztlichen Kollegen waren stets hilfbereit. Risse bot seine Dienste als Heilgehilfe an, und Fräulein Böttger war in kundiger und stets dienstbereiter Weise als Samariterin tätig.

Dr. Graßmann

Köhlitz Wolf Dr. Kreißl

Böttcher Buchhold Risse

4. Die sieben Abteilungsführer.

Die abendlichen Konferenzen leitete Oberamtsrichter Dr. Bertsch. Unser Zoologe, Dr. Hermann Maier, war mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln reich ausgestattet. Den Gesang leitete Herr Eichele. Alle drei letztgenannten Einrichtungen — Konferenzen, zoologische Demonstrationen und Gesang — kamen jedoch nicht zur vollen Geltung, weil wir untertags fast immer auf dem Land und dann abends ermüdet waren.

Als Dolmetscher des Italienischen leisteten vortreffliche Dienste außer Frau Professor Lorenz Pfarrer Dr. Firsbach, P. Pontrandolfi und Bonora; auf dem Schiff vermittelte der Schiffsgeistliche P. Cesare Kaiser.

Mehr als 30 Photographen waren tätig, um die interessantesten Momente im Bilde festzuhalten, und eine mit allen Bedürfnissen reich ausgestattete Dunkelkammer stand zu ihrer Verfügung. Ein ungeahntes Hindernis aber machte sie unbrauchbar: in dem geschlossenen Raume stieg die Hitze in kürzester Zeit so, daß die Films abschmolzen, und manch schöne Aufnahme ging anfangs dadurch verloren.

Die 307 Teilnehmer waren in sieben Abteilungen verteilt, von welchen Abt. I die 47 Reisenden der ersten Klasse, Abt. II und III die 85 Teilnehmer der II. Klasse, Abt. IV—VII die 175 Teilnehmer der III. Klasse enthielten. Das überaus wichtige und mühevolle Amt eines Abteilungsführers haben übernommen die Herren: Dr. Graßmann in I, Buchhold in II, Köhlitz in III, Risse in IV, Dr. Kreißl in V, Böttcher in VI und Wolf in VII.

All diese Ämter waren Ehrenämter und wurden mit Einsetzung der ganzen Kraft und mit großer Aufopferung der einzelnen ausgeübt. Wir wollen nicht unterlassen, auch an dieser Stelle ihnen allen den wohlverdienten Dank auszusprechen. Unter Hunderten gibt es selbstverständlich auch einzelne, welche nicht einsehen oder nicht einsehen wollen, daß sie für diese freiwillig geleisteten Dienste Dank schuldig sind. Die große Mehrzahl der Mitreisenden aber wird denselben sicher stets ein freundliches Andenken bewahren.

5. Extrazug in Singen.

II. Von Stuttgart nach Genua.

1) Vor der Abfahrt.

30. Juli.

Noch fehlten zwei Tage bis zur Abreise, und doch waren bereits zahlreiche Reiseteilnehmer in Stuttgart angelangt, so daß die Zahl der Anwesenden bei der ersten Begrüßungsversammlung am heutigen Abend im kleinen Saale des Hotels zum „Europäischen Hof" eine ziemlich beträchtliche war. Nach einer mit großem Beifall aufgenommenen Begrüßungsrede des Reiseleiters Prof. Miller stellte dieser einige Direktionsmitglieder vor, so den Generalführer Stöhr, den Kassier Buschle, den Geldwechsler Karg, den Postmeister Schall, den Gepäckverwalter Säuerle und den Hornisten Keefe, der mit großer, durch allgemeinen Beifall belohnter Meisterschaft die festgesetzten Signale zu Einsteigen usw. in den stillen Saal hineinschmetterte.

Hiemit war der offizielle Teil der Versammlung beendet und es begann an den einzelnen Tischen eine zwanglose Unterhaltung, welche bis gegen Mitternacht währte. Ein sehr umworbener Mann war an diesem und am nächsten Abend der Kassier, um den sich alle jene drängten, welche ihre Geldangelegenheiten regeln wollten.

31. Juli.

Der heutige Tag wurde von den bereits in Stuttgart anwesenden Reiseteilnehmern zur Vervollständigung ihrer Reiseausrüstung und zur Besichtigung der Haupt- und Residenzstadt Stuttgart benützt. Man sah sich den Schloßplatz mit dem neuen Residenzschloß und seinen zwei leider nicht immer in Tätigkeit befindlichen Fontänen an, oder man suchte in den schattigen Anlagen mit ihrer Eberhardgruppe, dem Karl-Olga-Denkmal und zahlreichen Statuen, welche man bei der damals herrschenden Hitze um ihre luftige Gewandung hätte beneiden können, Schutz vor den brennenden Sonnenstrahlen.

Der Abend versammelte alle anwesenden Reiseteilnehmer im Festsaale des „Europäischen Hofes" zu einer zweiten Begrüßungsversammlung, während welcher nach einer Begrüßungsrede von seiten des Professors Miller die Gruppenführer bestimmt wurden, und zuletzt jedem Teilnehmer das Fahrscheinheft, ein gedruckter Führer, eine weiße Armbinde mit eingestickter roter Nummer, sowie das vollständige Namensverzeichnis eingehändigt wurde. Letzteres enthielt außer dem Namen auch den Beruf und Wohnort sämtlicher Teilnehmer, sowie für jeden eine vorgedruckte fortlaufende Nummer, die jener auf der Armbinde entsprach. Da diese als Erkennungszeichen von jedem Reisenden für die ganze Dauer der Reise offen am Arm getragen werden mußte, so brauchte man nur die rote Nummer des Besitzers im Namenverzeichnis aufsuchen und — man war erkannt, entlarvt. Auf diese praktische Weise lernte man bald die Mehrzahl der Reisekollegen kennen. Mitten in der besten Unterhaltung mußte Professor Miller eine traurige Mitteilung machen, zwei Reiseteilnehmer mußten auf die telegraphische Nachricht vom Tode des Vaters von der Reise abstehen. Nach einigen Minuten stiller Teilnahme begann die zwanglose Unterhaltung aufs neue, und erst eine sehr späte Stunde trennte die Versammlung.

Mancher aber las, statt sich durch einen nochmaligen guten Schlaf in einem ordentlichen Bette für die große Reise zu stärken, noch lange in seinem Reiseführer, um die schönen Stätten, wohin ihn die Reise führen sollte, schon im voraus im Geiste zu durchwandern.

2) Die Bahnfahrt bis Genua.

1. August.

Schon lange vor der Abfahrt des Zuges waren alle Reiseteilnehmer auf dem Bahnhof versammelt. Endlich fuhr der Zug in den Bahnhof ein, und der Hornist entlockte seiner Trompete zum erstenmal

das Signal zum Einsteigen. Und als ob der Zug durch den ungewohnten Trompetenschall scheu geworden sei, fuhr er auch schon aus der Bahnhofhalle hinaus, ehe noch alle Passagiere eingestiegen und alle Gepäckstücke im Gepäckwagen untergebracht waren. Ein rascher Zug an der Notleine brachte ihn zwar wieder zum Stehen, doch sehr zum Verdrusse des diensttuenden Verkehrsbeamten, der eifrig die Wagen durcheilte, um den Verwegenen zu entdecken, der die Notleine, die bloß dazu da zu sein scheint, daß man sie nicht benutzt, gezogen. Als er ihn in der Person des Reisearztes Dr. Stelzer gefunden, war er zufrieden.

Endlich war alles in Ordnung, und zum zweitenmal setzte sich unser Zug in Bewegung. Noch einen Abschiedsblick auf das herrliche Panorama des Stuttgarter Talkessels mit seinen zahllosen roten Dächern, seinen Rebengeländen, in deren Grün freundliche Villen zerstreut umherlagen, seinem die Höhen umsäumenden Kranze von Wäldern, dann umfing uns Waldeinsamkeit. Dann ging es über das Filderplateau, das seinen Rum seinen großen Plantagen, auf denen die eigentümlich geformten Krautköpfe kultiviert werden, verdankt, aus denen jenes edle Gericht von idealem Geruch und Geschmack hergestellt wird, das mit Spätzchen und Schweinsrippchen die Sehnsucht eines jeden in der Fremde weilenden, vaterlandsliebenden Schwaben ist. Bald grüßte der Wurmlinger Berg mit der durch Uhland („Droben stehet die Kapelle") verherrlichten Wurmlinger Kapelle vom Neckar herüber, und bei der Station Bondorf wurde die Burg Hohenzollern, das hochragende Stammschloß des deutschen Kaiserhauses, sichtbar. In Horb erhielt unsere Reisegesellschaft neuen Zuwachs, ebenso in Rottweil, das wir erreichten, nachdem wir in Oberndorf an jener berühmten Gewehrfabrik vorübergefahren waren, deren Gewehre (System Mauser) den Ruhm schwäbischer Tüchtigkeit über die ganze Kulturwelt getragen. Von den Bergen der Alb sahen wir jetzt den Oberhohenberg (1011 Meter), den Lemberg (1015 Meter) und den Dreifaltigkeitsberg (983 Meter) mit seiner Kirche, durchfuhren dann die Baarebene (Baar= Verwaltungsbezirk eines Königlichen Grafen zur Karolingerzeit; hier war die Berchtholdsbaar) und überschritten bei Spaichingen (670 Meter) die Wasserscheide zwischen der Nordsee und dem schwarzen Meere. Bei Tuttlingen erreichten wir die Donau und kamen bei der nächsten (badischen) Station Möhringen zu der Stelle, an welcher die Donau dem Rhein tributpflichtig wird, indem durch eine Spalte des Jura=Untergrundes für gewöhnlich die Hälfte des Flusses, in trockenen Jahren aber die ganze Donau in sichtbaren Wirbeln verschwindet, um 12 Kilo=

meter südlich in der zum Bodensee fließenden Aach wieder zum Vorschein zu kommen. In Immendingen verließ uns das württembergische Zugspersonal, dessen Liebenswürdigkeit von dem nicht immer allzu entgegenkommenden Verhalten des schweizer. Zugspersonals sehr abstach. Bei Hattingen überschritten wir zum zweitenmal die europäische Wasserscheide und erblickten dann die Basaltberge Hohenhöwen mit Schloß Stetten und den Hohenstoffel (850 Meter), mit seinen drei ruinengekrönten Gipfeln, ferner die Phonolithkegel des Mägdeberg, des Hohenkrähen und des imposanten Hohentwiel (650 Meter, württembergisches Exklave), der als Residenz der alemannischen Herzöge von Scheffel in seinem berühmten Romane Ekkehard verherrlicht ward, später eine starke Festung trug, welche von Wiederhold im dreißigjährigen Kriege tapfer verteidigt wurde und endlich 1800 dem Übermut der Franzosen zum Opfer fiel. An seinem Fuße lag Singen (427 Meter), wo wieder neue Reiseteilnehmer zur Gesellschaft stießen. Hinter Singen überschritten wir die Grenze zwischen Baden und der Schweiz und kamen bald zum Rheindurchbruch in der Juraenge von Schaffhausen (395 Meter). Den Fall selbst mit dem Schloß Laufen sahen wir bei der nächsten Station Neuhausen (Höhe 19 Meter, mit den Stromschnellen 30 Meter). Von hier aus stiegen wir durch die große Hochebene am Fuße der Alpen mit dem nunmehr in tiefem Bette ruhig nach Basel fließenden Rhein bei Eglisau durch das Tal der Glatt aufwärts und gelangten über Bülach und Örlikon durch den Käferbergtunnel ins Limmattal mit dem Zürich und Ütliberg, überschritten die Limmat und deren linken Nebenfluß Sihl und langten gegen 1 Uhr 45 Minuten nachmittags in Zürich an. Hier konnten wir zahlreiche neue Reiseteilnehmer begrüßen, welche aus Bayern kommend den Umweg über Stuttgart gescheut hatten und sich hier der Reisegesellschaft anschlossen. Nachdem wir die württembergischen Eisenbahnwagen, welche uns bis hierher gebracht, mit Wagen der Gotthardbahn vertauscht hätten, wurde das von der Reiseleitung in der Bahnhofrestauration vorgesehene Mittagessen eingenommen. Kurz vor drei Uhr verließen wir Zürich und fuhren längs seines lieblichen Sees über Zug, wo der eine zisalpine Arm der Gotthardbahn beginnt, und von da an den freundlichen Gestaden des Zugersees über Walchwil nach Arth-Goldau. Hier erwartete uns jener Reiseteilnehmer, der uns wenige Stunden später bei der Zollrevision in Luino durch seine Kenntnis des Italienischen treffliche Dienste leisten sollte, nämlich Herr Dr. Firsbach aus Limbach. Vom Bahnhof Arth-Goldau sahen wir am jenseitigen Ufer des Zugersees am Fuße des Rigi den Hauptarm der Gotthardbahn,

welcher in Luzern beginnt und sich bei der Station Arth-Goldau mit der von Zug kommenden Linie Zug-Goldau vereinigt. Am Südende des Sees lag Arth, links von uns der Roßberg (1587 Meter), über dessen Hänge am 2. September 1806 ein gewaltiger Bergsturz niederging, der eines der freundlichsten Täler der Schweiz, das Tal von Goldau mit Schutt überdeckte, 110 Gebäude verschüttete und 457 Menschen einen plötzlichen Tod finden ließ. Bis zum stillen, hellgrünen Lowerzersee mit dem Inselchen Schwanau, das alte Burggemäuer und ein Kirchlein zieren, konnten wir das Trümmerfeld verfolgen, dann sahen wir links das Uferdorf Steinen, die Heimat Werner Stauffachers, wo sich eine Kapelle befindet, unter deren Vordach ein Gemälde an den Mitbegründer der Eidgenossenschaft erinnert. Bald öffnete sich uns auch das Tal von Schwyz, das von den beiden schroffen Bergstöcken der Mythen beherrscht wurde. Bei Brunnen berührten wir den südlichen Teil des Vierwaldstätter Sees, den Urnersee. Uns gegenüber, dort, wo die Felsen den See zum Umbiegen gezwungen, ragte ein Felsobelisk auf, der zu Ehren des Dichters, der diese Gegend durch den Zauber seiner Poesie verherrlicht hat, die Worte trägt: „Dem Sänger Tells, Friedrich Schiller, die Urkantone 1859." Ein anderer Stein noch zog auf unserer Fahrt von Arth-Goldau bis Göschenen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Auf einer einsamen Bergwiese lagen losgerissen von den sie umsäumenden Bergrücken einige Felsblöcke, deren größter in herrlicher, schokoladebrauner Farbe erglänzte. Die Schweizer Regierung nämlich, deren rühmlichst bekannter praktischer Sinn es nicht mit ansehen konnte, daß die Fläche des Rütli, auf der nach der so zähe festgehaltenen Überlieferung die Freiheit der Schweiz begründet worden sein soll, unbenützt daliege und deshalb gestattete, daß man dort ein Hotel baue, und auch nicht glauben konnte, die vielen Hunderte von Pferdekräften, welche in den Stromschnellen von Laufen ruhen, seien zu etwas anderem da als in malerischen Fabriken Maschinen zu treiben, hatte den Felsblock nämlich an eine Schokoladefabrik überlassen, welche ihn durch einen sauberen Anstrich mit brauner Farbe in ein riesiges Stück der appetitlichsten Schokolade umgewandelt, auf dem in riesengroßen goldenen Lettern ihre Erzeugnisse angepriesen wurden. Glücklicher Schiller, daß es dir vergönnt war, deinen Denkstein beinahe fünfzig Jahre unentweiht zu behaupten! Wie lange wird es dauern, bis auch von deinem Denkstein herab ein findiger Geschäftsmann seine Fabrikate anpreisen wird? Das obenerwähnte Rütli, eine kleine Wiese in der Nähe des Schillersteines, mußte die Schweizer Schuljugend aus den Händen von Spekulanten, die hier ein

Hotel errichten wollten, befreien, indem sie durch eine Kollekte in ihren Reihen die Summe aufbrachte, welche nötig war, um den Platz kaufen zu können und ihn zum unveräußerlichen Eigentum des Landes zu machen. Von Brunnen aus führte uns die Bahn durch viele Tunnels, unter welchen der Tellplattentunnel bei der Station Sisikon uns in nächster Nähe an der Tellkapelle, welche an den Sprung Tells aus dem Schiffe des Landvogtes erinnert, vorüberführte, immer an den Gestaden des herrlichen Sees nach Flüelen, wo sie seine Südspitze erreichte. Hier empfing uns die Reuß mit lautem Getöse, um uns bis Göschenen eine treue Reisebegleiterin zu sein. Von Erstfeld an, wo die eigentliche Bergbahn beginnt, kamen wir nach Amsteg, wo der schönste Teil der Gotthardstraße beginnt. Hoch über der Straße, den Häusern und dem Kirchturm von Amsteg fuhren wir am Bergabhang dahin. Auf einer Brücke mit turmhohen Pfeilern überschritten wir die Schlucht des Kerstelenbaches, der aus dem zur Linken sich öffnenden Maderanertal hervorschäumte und dann auf der 78 Meter hohen Reußbrücke von Inschi die tosende Reuß. Nach Gurtnellen passierten wir den Paffensprung-Kehrtunnel, überschritten die wilde Meienreuß, die aus dem Meiental hervorschäumt, zum erstenmal und sahen hoch oben über uns auf einem steilen Hügel die Kirche von Wassen. Und weiter ging die Bahn, überschritt die Reuß, passierte einen zweiten Kehrtunnel, den von Wattingen, und gelangte über Viadukte, Brücklein und Gallerien zur Station Wassen, dessen Kirche nun auf gleicher Höhe mit uns zu unserer Rechten dalag. Und ein zweites Mal wurde die Meienreuß auf einer hohen Brücke überschritten, und durch den dritten Kehrtunnel, den Leggistein-Kehrtunnel, fuhr der Zug, und zum drittenmal ging es über die Meienreuß, und tief unter uns lag das Kirchlein von Wassen, umgeben von den winzigen Häusern der Ortschaft. Doch als sei es genug des Schönen, was die Bahnfahrt uns bis jetzt geboten, fuhr der Zug, nachdem er noch einen langen Tunnel durchfahren und die Göschenreuß überbrückt, in den Bahnhof von Göschenen ein, wo eine längere Rast, während welcher das Abendessen eingenommen wurde, die lange Fahrt bis zur italienischen Grenzstation Luino unterbrechen sollte.

Nach eingenommenem Mahle ertönte das melodische Hornsignal zum Einsteigen. Kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, so sahen wir rechts die Reuß schäumen, gleichsam als wollte sie uns noch schnell ihre Abschiedsgrüße zusenden und uns ihren welschen Vetter, den Tessin, empfehlen, welcher uns jenseits von Europas größtem Tunnel mit seiner Länge von 14 998 Meter, in welchen wir eben einfuhren,

begleiten sollte. Tiefe Finsternis umgab bald den Zug. Hin und wieder blitzte ein Lichtstrahl auf; er kam von Laternen, welche auf ihrer Scheibe die Anzahl der zurückgelegten Kilometer trugen und so die sonst üblichen Kilometersteine vertraten. Die Wagen waren zwar beleuchtet, doch war alles froh, als man nach Verlassen des Tunnels wieder das Tageslicht sah. Nach den Reisebüchern hätte nun zwar der ewig blaue italienische Himmel Italiens auf uns herniederblicken sollen, denn wir hatten mit Airolo die Grenze des gesegneten Landes, „wo die Zitronen blühn", überschritten, obzwar wir uns noch auf Schweizer Boden befanden; doch tat er uns diesmal nicht den Gefallen, denn er war düster und grau wie jenseits des Gotthard in Göschenen. Leiser Regen rieselte von seinem unfreundlichen Zeltdach hernieder, und ein Reisender von der anderen Seite des Kanals, welcher sich schon während der ganzen Fahrt durch die Schweiz über das ewige Einerlei von Bergen und Seen geärgert hatte und nicht begreifen konnte, wie sogar seine Landsleute für so etwas schwärmen könnten, meinte, um einen langweiligen Landregen zu sehen, hätte er können an den malerischen Ufern der unteren Themse bleiben. Trotzdem aber fühlten wir, wie die Reisebücher erzählen, daß wir die deutschen Gaue verlassen. Anstatt der harten germanischen Silben tönten weiche, melodische Laute an unser Ohr, und ein ehrlicher deutscher Bierphilister müßte sich, wie ein Mitreisender bemerkte, an den italienischen Namen für Wirtshaus gewöhnen, wie er in stolzen Lettern auf den Fronten der fremdenfreundlichen Herbergen prangt, und der Campanile von Airolo mit seinen durchbrochenen Stockwerken und seinem niederen Zeltdach erzählte von einer Kunst, in der es keinen Platz gäbe für die zwiebelförmigen Turmhauben nordischer Gefilde. Hinter Airolo fiel unser Blick auf grünende, durch Dörfer und Weiler belebte Matten, während der Zug dem Tal von Stalvedro mit seinen riesigen, gigantischen Burgruinen ähnlichen Felstrümmern zueilte. Dann öffnete sich vor uns das baumlose Tal von Piotta und Quinto. Stolz spannten sich über ihre Straßen die Drähte einer elektrischen Beleuchtung, und die Glühlampen boten einen merkwürdigen Kontrast mit den uralten, baufälligen Bauernhäusern, an deren Wänden sie befestigt waren. Glückliche Dörfer mit ihren eisernen Wasserleitungen und ihrer elektrischen Beleuchtung im Vergleich zu jenen deutschen Großstädten, deren vom Zentrum abgelegene Quartiere sich zum Teil noch einer Straßenbeleuchtung von altehrwürdigen Petroleumlampen erfreuen! Diesen Dörfern stehen freilich zahlreiche Quellen und Wasserfälle zur Verfügung, während die erwähnten Städte sich mit filtriertem Flußwasser

begnügen müssen. Bei Rodi-Fiesso traten die Talwände wieder zusammen, und der Zug stieg durch den großartigen Engpaß von Dazio Grande und die Kehrtunnels von Freggio und Prato nieder in die Talweitung von Faido (717 Meter), dem Hauptort des oberen Tessintales, der Levantina. Maulbeerbäume und andere Laubbäume zeigten uns an, daß wir die baumarmen Öden des Hochgebirges verlassen. Hoch oben auf den die Bahn beiderseits einsäumenden Hängen lagen malerisch zahlreiche Dörflein, deren Kirchen meist auf den äußersten Rand der Felsen vorgeschoben waren, während zahlreiche Wasserfälle, unter ihnen bei Faido der Piumegnafall rechts und bei der Station Lavorgo der Tribiascafall ebenfalls rechts, schneller ihre Fluten über die Felsen zu stürzen schienen, um uns noch rechtzeitig die Wünsche für eine glückliche Reise überbringen zu können, welche ihnen die Dörflein aus deren Höhe sie kamen, aufgetragen. Unterhalb der Station Lavorgo (616 Meter) ging es durch die Kehrtunnels von Piano Tondo und Travi über Viadukte und Brücken durch die Talstufe von Biaschina, begleitet vom schäumenden Tessin und der Gotthardstraße, hinab in das Talbecken von Giornico (451 Meter). Weingelände, bei denen die Rebe entgegen der deutschen krautackerähnlichen Anlage der Weinberge Lauben bildete, Maisfelder und ein uraltes Kirchlein in rein romanischem Stil boten uns zum erstenmal ein vollständiges Bild von südländischer Kultur. Bei der Station Bodio (334 Meter) lag rechts das Dorf Personico, bei Ponte überschritten wir den wilden Brenno, das Talgewässer des Bleniotales, durch welches die Lukmanierstraße über den gleichnamigen Paß (1917 Meter) nach Disentis in Graubünden führt. Gegenüber der Station Biasca (296 Meter), der Endstation der Bergbahn, stürzte aus schwindelnder Höhe von der Felswand des Pizzo Magno der Frodabach herunter, über welchen hoch oben bei der an den Fels geklebten Petronillakapelle eine Brücke führte, als würdiger Abschluß all der herrlichen Gebirgslandschaften, die wir geschaut; denn die Bahn hielt sich von jetzt ab am linken Hange des früher oft durch Überschwemmungen verheerten, immer flacher werdenden Tessintales, an dessen Fuße die Granitsteinbrüche von Osogna (267 Meter), Claro (253 Meter) und Castione (244 Meter) ausgebeutet werden, deren Gesteinsmassen die Gotthardbahn nordwärts befördert.

Bei der Station Castione ging es über die Moesa, welche vom St. Bernardino (2063 Meter) kommend das Misoxertal (ital. Mesolcina) durchströmt, durch welches die Straße nach Chur hinansteigt. Nun begann die linksseitige Berghalde sich zu beleben; Weiler, Landhäuser

und Kapellen zeigten die Nähe einer größeren Stadt an, welche wir mit Bellinzona (244 Meter) erreichten. Glockengeläute empfing uns, als wir in den Bahnhof einfuhren. Aber kein Glockengeläute, wie wir es in Deutschland gewohnt waren, bei dem die verschiedenen Glocken in harmonischem Zusammenklange jubelnd ihre Stimmen zum Himmel erheben, sondern tief traurig und klagend zerrissen einzelne Glockentöne die Luft gleich dem aus wunder Menschenbrust hervorgestoßenen krampfhaften Schluchzen, als erhabenste Totenklage für einen zu Grabe getragenen Menschen. Auch die Natur schien teilzunehmen an der irdischen Trauer, denn stetig rieselte leiser Regen vom grauverhangenen Himmel wie die Tränen aus den Augen der untröstlichen Witwe. Die Stadt Bellinzona, Hauptort des Kantons Tessin, bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts unter mailändischer Herrschaft das feste Bollwerk Italiens gegen nordische Überfälle und heute noch teilweise mit Mauern umgeben, lag, soweit es die immer mehr voranschreitende Dämmerung und ein immer dichter werdender Nebel es erkennen ließen, in einem weiten Talgrund am Ticino (Tessin), am Fuße eines isoliert aufsteigenden Bergkegels, welchen die drei Schlösser Uri, Schwyz und Unterwalden krönten.

Bei der Station Giubiasco (233 Meter) verließen wir die Hauptlinie der nach Mailand führenden Gotthardbahn und fuhren durch die Tessinebene nach Cadenazzo (211 Meter) und am Bergabhange entlang am linksseitigen Ufer des Lago Maggiore über Magadino (218 Meter), San Nazzaro (214 Meter), Ranzo-Gerra (223 Meter) nach Pino (223 Meter), in dessen Nähe wir bei dem Weiler Dirinella die schweizerisch-italienische Grenze überschritten, um dem internationalen Bahnhof der italienischen Zollstation Luino (206 Meter) zuzueilen. Die herrlichen Ausblicke auf den See konnten wir bei unserer Fahrt leider nicht genießen, denn eine frühe, regnerische Nacht hatte alles in ein schwarzes, undurchdringliches Gewand gehüllt. Zeitweise nur legte sich ein Lichtstreifen auf die in grauer Ruhe daliegenden Gewässer, von einem Scheinwerfer am jenseitigen Ufer herrührend; hin und wieder erstrahlten die weißglänzenden elektrischen Lichtkörper einer uns gegenüberliegenden Stadt wie eine Unzahl von Sternen am nächtlichen Horizont.

Schon lange bevor der Zug in Luino einlief, herrschte fieberhaftes Treiben in den einzelnen Wagen, um alles vorzubereiten zu einem möglichst raschen Verlassen derselben in Luino. Wir sollten hier nämlich unsere bequemen Gotthardbahnwagen verlassen, um in einen italienischen Zug umzusteigen. Kaum hatte der Zug angehalten, und

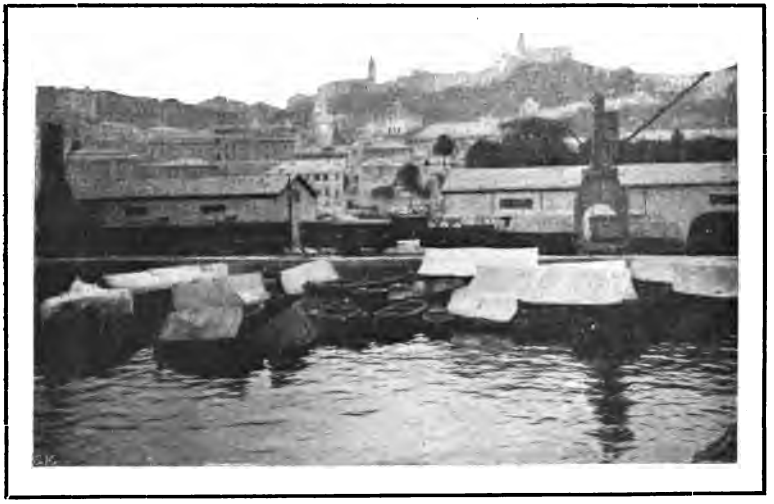
war der rettende Ruf Luino von Schaffnerslippen erklungen, da gab es ein Hasten und Drängen, um aus den Wagen herauszukommen. Verzweiflungsvolle Rufe nach Gepäckträgern erschallten vor den einzelnen Coupétüren, ungehört verhallten sie im Dunkel der Nacht, auch wenn sie von zarten Frauenlippen kamen, denn die sonst so galanten Herren waren nur auf sich selbst bedacht, und von Gepäckträgern war nichts zu sehen. Endlich tauchten in weiter Ferne einige von den so heiß ersehnten Facchini auf und wurden mit Freudengeschrei empfangen, als käme von ihnen die Rettung aus jeglicher Not. Doch nur zu bald sollte das Freudengeschrei verstummen. Es kam die Zollrevision. Nun aber laß erschallen, o Muse, den Sang von der Pflichttreue der italienischen Söldner in Luino!

Es herrscht seit jeher eine gewisse Spannung zwischen den Völkern diesseits und jenseits der Alpen. Für den Italiener ist das Land jenseits der Alpen zum mindesten ein Sibirien, dessen Bewohner Barbaren sind. Der Deutsche hingegen nennt Italien das klassische Land der Betrüger und glaubt, daß seine Bewohner nur darauf ausgingen, ihn, den redlichen Deutschen, zu hintergehen. Schreckliche Geschichten hört man da, würdig, in den einstigen Spinnstuben erzählt zu werden, wie man den einen überfordert, dem andern falsches Geld angehängt und noch einem andern beim Geldwechsel einen Soldo zu wenig gegeben; doch habe dieser, den Trug durchschauend, ein furchtbares Kriegsgeschrei erhoben und sei endlich nach langem Streite als Sieger mit dem ihm gebührenden Soldo in der Tasche abgezogen. Auch die Mittelmeerfahrer hatten nur mit geheimem Bangen die italienische Grenze überschritten, was sie aber in Luino und später in Sizilien und Unteritalien erleben mußten, konnte sie in ihrem Vorurteil gegen Italien nur bestärken.

Auf der Grenzstation Pino hatte bereits ein italienischer Zollwächter unseren Zug bestiegen, der auf der Fahrt zwischen Pino und Luino den Zug abschritt. In Luino empfingen zwei übliche Zollwächter den Zug mit wachsamen Augen, spähend, daß nichts den Bahnhof verlasse, bevor es die Zollrevision passiert. In langen Reihen zogen die Reisenden in den Zollraum; das Handgepäck fand Gnade vor den durchdringenden Augen der Zollbeamten bis auf einen Koffer, über dessen romantische Schicksale später mehr folgen wird. Doch nun begann die tragische Seite der Zollvisitation. Der Gepäckwagen des Extrazuges wurde ausgeladen. Schwerbeladen wankten die Gepäckträger einher unter der Last von großen Koffern und Kisten. Größer und größer wurde die Menge, welche im Zollraume aufgestapelt wurde,

größer und größer die Ungeduld der Zöllner, welche glaubten, in so großen Behältern müßte doch etwas Kontrebande stecken und deshalb das Öffnen dieser Gepäckstücke forderten. Dreimal erging der Ruf an den Gepäckverwalter, die Gepäckbesitzer zusammenzurufen behufs Untersuchung derselben, dreimal lief er mit eilendem Schritt an dem inzwischen zusammengestellten italienischen Zug entlang und rief mit laut schallender Stimme den Wunsch der Zollbeamten aus, dreimal vergeblich, denn alles war beschäftigt, sich einen möglichst bequemen Platz für die Nachtfahrt zu sichern. Der Zugführer indessen drängte mit verzweifelter Miene zur Abfahrt, da die Zeit für den Aufenthalt in Luino abgelaufen war. Da endlich erschienen die Gepäckbesitzer mit ihren Schlüsseln. Bald hatten sich die Zollbeamten überzeugt, daß auch in den großen Gepäckstücken nichts Zollwidriges vorhanden gewesen. Doch nun nahte der Höhepunkt der Tragik. Es kam das Direktionsgepäck auf den Untersuchungstisch. Mit entsetztem Blick sah man da die Netze aufmarschieren, welche unser Zoologe behufs Demonstrierung der Lebewesen im Meere mitgenommen. So etwas war in Luino noch nie der Zollvisitation unterworfen worden. Dann erregte eine zugenagelte Kiste Aufmerksamkeit. Die Auskunft, daß leere Gläser darin seien, befriedigte nicht, man rief nach Werkzeugen zum Öffnen derselben. Man lief, welche zu suchen, und kam mit einem riesigen Brecheisen, als gälte es ein Stadttor aus seinen Angeln zu heben und hieb auf die Kiste ein. Endlich war sie geöffnet, die leeren Gläser wanderten zu den Netzen behufs späterer Entscheidung über ihr Geschick. Der Zugführer versicherte unterdessen unter heiligen Schwüren, er könne den Zug nicht länger warten lassen, sondern er müßte abfahren. Als endlich nach längerer Zeit das ganze Direktionsgepäck untersucht war, da begann eine lange Beratung, die damit endete, daß man die besonders merkwürdigen Gepäckstücke, als da waren Fischnetze usw. zu neuerlicher Zollvisitation nach Genua schicken wolle und stellte eine diesbezügliche Urkunde aus, vergaß aber, diese Gepäckstücke genau zu bezeichnen und warf alles in bunter Reihenfolge in den Gepäckwagen, weshalb es dann in Genua neuerliche Anstände bei der Auslösung des Gepäckes gab. Endlich atmete der Zugführer auf; mit einer dreiviertelstündigen Verspätung konnten wir abfahren. Alles rüstete sich zur Nachtruhe, und bald lagen die meisten Reisenden im tiefen Schlafe, beneidet von ihren minderglücklichen Genossen, welchen Morpheus diesmal nicht gnädig gesinnt war. Nach einer ungefähr fünfstündigen Fahrt über Novara, Mortara, Alessandria, Navi und Ronco fuhren wir in den langen Tunnel, welcher die halbkreisförmige Bergumwallung von Genua

durchschneidet, ein. Eine erstickende Hitze und eine plötzliche, sehr heftige Detonation in der Mitte desselben erfüllten manchen mit geheimem Bangen, doch kamen wir glücklich am 2. August, ungefähr um 4 Uhr früh in Genua an. Mit möglichster Eile — die Gepäckbeförderung machte einige Schwierigkeiten — eilte alles am Columbusdenkmal vorbei dem Hafen zu, in welchem unser Schiff, die „Etoile", unsere Ankunft erwartete.



6. Genua am Morgen vor der Abfahrt.

7. Das Schiff „Etoile".

III. Von Genua nach Algier.

1) Das Schiff.

Nachdem die ganze Reisekarawane mit ihrem Gepäck über die schiefe Ebene des Schiffsteges an Bord hinangestiegen war, ging es zunächst hinab zu den verschiedenen Kabinen erster und zweiter Klasse und den noch tiefer gelegenen Schlafräumen dritter Klasse, um dort schnell eine Lagerstätte und einen Ort für sein Gepäck auszuwählen.

Die „Etoile" ist ein Dampfschiff von 109 Meter Länge und 3000 Tonnen Gehalt. Seine Einrichtung ermöglicht es, gegen 250 Kabinenpassagiere und ebensoviele Passagiere im Zwischendeck aufzunehmen. In England für die Castle-Linie gebaut, wurde er zunächst für den Postdienst der Kapkolonie verwendet, bis er von einer französischen Gesellschaft zur Veranstaltung von Heiliglandfahrten angekauft und für Pilgerzüge nach Palästina eingerichtet wurde. Er hat daher auch eine schöne Kapelle, welche in einen großen Konversations-

saal umgewandelt werden kann, welcher mit den großen Wandelgängen des Oberdeckes dem reisenden Publikum jede denkbare Bequemlichkeit bietet.

Die Maschine der „Etoile", welche 1800 Pferdekräfte stark ist, gibt dem Schiffe eine Geschwindigkeit von 13 Meilen pro Stunde, eine Schnelligkeit, welche für die Reisen, welche es auszuführen pflegt, vollauf genügt. Da alle Teile der Maschine in neuester Zeit wesentliche Verbesserungen erfahren haben, kommen sie jenen von neuester Konstruktion vollständig gleich.

8. Schiffsleben.

Die Mannschaft des Schiffes besteht aus etwa 100 Personen, unter denen sich sieben Offiziere befinden. Diese verhältnismäßig große Zahl des Personals sichert dem Schiff eine Instandhaltung und Reinlichkeit, welche die Reisegesellschaft sehr wohltuend empfand. Das elektrisch beleuchtete Schiff hat einen Konferenzsaal, eine Dunkelkammer für Photographen und ist mit allem ausgestattet, was den Aufenthalt auf demselben bequem und angenehm machen kann.

Eine eingehendere Beschreibung des Schiffes stellte uns Herr Lehrer Weber aus Nürnberg zur Verfügung.

Der innere Raum unseres Dampfers bestand aus drei horizontalen untereinanderliegenden Abteilungen oder Etagen durch die ganze Länge des Schiffes. Vom Oberdeck, d. i. das erste und eigentliche Deck, das man zuerst betritt, wenn man an Bord kommt, führt eine

Treppe hinab in das Salon- oder Hauptdeck mit den Speisesälen der 1. und 2. Klasse (in ersterem ein Pianino), den dazwischen liegenden Kabinen beider Klassen, einem Schreibsalon, einer geräumigen, photographischen Dunkelkammer, einer Apotheke und drei hübschen Badezimmern. Daneben sind die unentbehrlichen Klosettanlagen mit kräftigem und gut funktionierendem Spülapparat.

Unter dem Salondeck liegt das Zwischendeck, dessen Zugang meist vom Oberdeck aus erfolgt. Hier befinden sich nun die bereits eingangs erwähnten gemeinsamen Schlafräume der 3. Klasse nebst dem

9. Schiffsleben.

dazu gehörigen Speisesaal. Der übrige Raum des Schiffes, besonders der unterste, diente als Maschinenraum mit den ihn umgebenden Kohlenbunkern, ferner als Vorratskammer für den mitgeführten Proviant (Kaffee, Zucker, Tee, Wein, Suppeneinlagen, Kalkeier, Konserven, Mehl usw.) und als Gepäckraum. Statten wir nun auch dem Maschinenraum einen kurzen Besuch ab. Hier arbeitet mit riesiger Kraft eine neue doppelte Expansionsmaschine von ungefähr 1900 Pferdekräften, die dem Dampfer eine Fahrgeschwindigkeit von durchschnittlich 12 Knoten oder Seemeilen in der Stunde gibt. Das entspricht einer Wasserstrecke von 20 Kilometern und dem ungefähren Tempo eines ziemlich scharf fahrenden Radlers. Zur Erzeugung dieser Dampfkraft verzehrt die Maschine täglich 20 Tonnen Kohlen, d. s. 400 Zentner;

und dabei hat unser Dampfer unterwegs nur einmal Kohlen gefaßt. Daraus ist ersichtlich, welch ungeheure Mengen hier unten aufgespeichert liegen.

Im Maschinenraum sehen wir ferner mehrere Dampfpumpen. Sie saugen z. B. Wasser aus dem Meere für die Speisung der Dampfkessel und zur Bereitung des Trinkwassers; dabei wird in beiden Fällen das Meerwasser vorher destilliert, um es dienstbar zu machen. Auch elektrische Maschinen stehen hier zur Erzeugung des Stromes für die Beleuchtung sämtlicher Schiffsräume durch Glühlämpchen.

10. Auf dem Schiff. (Frau Professor.)

11. Ausbootung.

Nun steigen wir wieder auf das Oberdeck, von dem wir ausgegangen sind, um es von vorne bis hinten zu besichtigen. Da finden wir am Vorderdeck den Zugang zu dem darunter liegenden Raum für die Matrosen· daneben einen improvisierten Stall mit zwei grauen Ochsen, einen solchen mit mehreren Hammeln, deren Fleisch man uns besonders anfangs gerne als Spezialität zu servieren beliebte, dann in kleineren Abteilungen viele Kaninchen, Truthähne usw. Neben dieser Menagerie übte der Metzger täglich sein blutiges Geschäft aus. Natürlich wurden die leergewordenen Ställe auf der Reise bei der Landung immer wieder mit Tieren gefüllt. Den mittleren Teil des Vorder-

decks nahm der auf beiden Seiten mit Sitzbänken eingefaßte Licht- und Luftschacht für den Schlaf- und Speisesaal 3. Klasse ein nebst dem dahin führenden Zugang. Der übrige freie Raum bis an Bord bildete je einen breiten Gang für den Aufenthalt der Passagiere. Blickte man aufwärts, so gewahrte man hier oben auch einen schmalen, brückenartigen Aufbau quer über dem Oberdeck — die Kommandobrücke mit der Steuervorrichtung — von wo aus die beiden meereskundigen Kapitäne das Schiff bei Tag und Nacht in sichere Bahnen leiteten.

Verlassen wir nun das Vorderdeck und betreten einen der beiden bedeckten langen Korridore, so kommen wir vorbei einerseits an den Kabinen des Schiffskommandanten Gufflet des Kapitäns, des Leutnants,

12. Besengarde von der „Etoile".

des Obermaschinisten und Oberheizers, des Schiffsarztes, des freundlichen Schiffsgeistlichen Pater Cesare Kaiser und last not least auch an dem Rasiersalon.

Auf der anderen Korridorseite passieren wir die Bäckerei und die Küche mit den Dampfkochapparaten und den Bratröhren für Kohlenfeuerung und kommen endlich an dem großen wärmestrahlenden Kesselschacht mit den beiden riesigen Dampfzylindern vorbei.

Wir stehen nun auf dem mittleren Teile des geräumigen Oberdecks, dem offenen Mitteldeck, wo eine darüber ausgespannte Blahe angenehmen Schutz vor der strahlenden Mittelmeersonne bot. Hier war auch zumeist der Versammlungsort bei den Konferenzen, Vorträge und Mitteilungen. Wir finden hier auch zwei kastenartige Zugänge nach unten, von denen der eine zu dem Haupt- oder Salondeck, der andere noch tiefer in den großen Schlafraum 3. Klasse führt.

Den hinteren Teil des Oberdecks endlich nehmen ein mehrere Luxuskabinen, zu beiden Seiten an Bord breite bequeme Gänge freilassend, welche nach hinten am Ende des Oberdecks auf einen mit vielen Liegestühlen belegten Raum mit freier Aussicht führen. Dies ist das sogenannte Achterdeck, auf dem ein Bar — eine Stehbierhalle — eingerichtet ist, wo Faßbier (ein halber Liter 50 Cts. = 40 Pfennig) verzapft wurde. Hier entfaltete sich denn auch allabendlich nach eingenommenem Diner ein reges Leben unter den bierdurstigen Seelen. Hier ertönten nicht selten aus sangeskundigen Kehlen die frohen Klänge an die teure Heimat im mehrstimmigen Chor über die weite Meeresfläche im Silberglanze des Mondes. Hier ruhte es sich so gut nach der Glut und den Mühen des Tages, die Schläfe sanft umfächelt von dem kühlenden Zephir des Abends.

Von diesem hintersten Teil des Oberdeckes führt eine Doppeltreppe hinauf zu dem luftigen Promenadedeck. Es ist das ein kleineres Deck, das nur auf der hinteren Hälfte des Oberdecks aufgebaut und durch ein festes Sonnendach geschützt ist. Dieses schöne ruhige Plätzchen bietet einen höchst angenehmen Aufenthalt und einen freien Ausblick nach allen Seiten. Daher wird es denn auch immer gerne aufgesucht, um in den vielen herumstehenden Liegestühlen eine angenehme Siesta nach den Mahlzeiten zu halten. Dort oben steht auch die Kapelle und schaut still aufs Meer hinaus. Das angrenzende größere Gemach war eigentlich der Rauchsalon, aber während unserer Reise als Bureau für die Direktion eingerichtet.

Vor dem Beginne des Gottesdienstes an Sonntagen ertönten die metallenen hellen Klänge einer kleinen Glocke, die wegen ihrer geschichtlichen Bedeutung nicht ohne Interesse ist. Als nämlich unser Dampfer, der vor fünf Jahren noch den Assumptionisten, einer Ordenskongregation in Frankreich, gehörte, auf einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande die östlichen Gestade Griechenlands berührte, ward den damaligen Besitzern des Schiffes von einer dortigen christlichen Religionsgenossenschaft in Korinth obige Glocke zum Geschenk gegeben. Und diese Glocke war die allererste, die mit ehernem Munde im Jahre 1571 in der griechischen Stadt Korinth den glänzenden Sieg der Christen unter Don Juan von Österreich bei Lepanto am Meerbusen von Korinth über die ungläubigen Türken froh verkündete. Die Verpflegung auf dem Schiffe ließ in Bezug auf Quantität nichts zu wünschen übrig und war für sämtliche Teilnehmer und für alle drei Klassen die gleiche. Des Morgens wurde von 6—8 Uhr Kaffee oder Tee mit Milch,

Brot und Butter gereicht, ebenso nachmittags um 2 Uhr; es konnte somit jeder aufstehen, wann es ihm beliebte. Das Dejeuner um halb 11 Uhr und das Diner um 6 Uhr abends ward je durch ein zweimaliges Zeichen mit der Glocke angekündigt, worauf sich jeder in dem seiner Klasse entsprechenden Speisesaal begab. Als Getränk gab es Weiß- und Rotwein. Leider war derselbe etwas lau, da Eis zu den Getränken, um Krankheiten zu verhüten, nie gereicht wurde und auf dem Schiffe überhaupt nur in sehr beschränktem Maße vorhanden war. Deshalb mußte auch das Fleisch der frischgeschlachteten Tiere immer bald in die Küche wandern, und die täglich bei den Mahlzeiten übrig gebliebenen Speisen einfach dem Meere übergeben werden.

2) An der Riviera di Ponente.

Das Zeichen zur Abfahrt des Schiffes war gegeben; in nervenzerreißenden Tönen war dreimal der Schiffssirene mahnender Ruf zum Einsteigen ergangen, und noch immer kam der Mitleiter der Reise, Professor Lorenz nicht an Bord. Ein bunter Haufe von Genueser Müßiggängern hatte sich nämlich auf die Kunde von der Abfahrt der „Etoile" am Hafen eingefunden und sich unter Bezahlung fordernde Träger, welche unser Gepäck vom Bahnhof zum Schiffe befördert, gemischt, in der Hoffnung, bei der allgemeinen Verwirrung, welche die Einschiffung einer so großen Menschenmenge immer verursacht, vielleicht etwas erbeuten zu können. Fluchend und schreiend hielten sie die Landungstreppe besetzt. Und dort, wo der Lärm am größten war, ragte eine hohe, weiße Gestalt mit wallendem weißen Patriarchenbart aus dem schmutzigen Getümmel empor: es war Professor Lorenz. Wie ein Löwe, den laut bellend eine Meute Hunde umkreist, stand er da, nur mit dem Unterschiede, daß der Löwe das Hundegebell mit schweigender Verachtung anhört, während unser Professor eifrig auf die ihn umringende Bezahlung für nicht geleistete Arbeit heischende Masse einsprach und mit der Hand auf dem Herzen unter den heiligsten Eiden beteuerte, daß er jeden Gepäckträger, der an der Gepäckbeförderung teilgenommen, reichlich bezahlt hätte, und daher nichts mehr gäbe. Aber nur ärger wurde auf diese Worte hin der Tumult; immer drohender wurden die Gesten der Genueser, schon ruhten schmutzige Fäuste auf den blütenweißen Staubmantelärmeln des Professors, und wir glaubten bereits, unser Reisemarschall würde von der wütenden Meute zerrissen, da tat er im Augenblicke der höchsten Not wie auf höhere Eingebung seine Hand auf und warf den ihm zunächststehenden Hauptschreiern

einige Silbermünzen zu. Den Moment der Verwirrung, welcher durch das Haschen nach dem Gelde entstand, benützend, eilte er die Landungsbrücke hinauf, welche sofort aufgezogen wurde. Laut fluchend über die allzumagere Beute sahen die überlisteten Gepäckträger die „Etoile" sich vom Lande entfernen, lautes Hohngelächter von seiten der Reisenden, welche die hochdramatische Szene mitangesehen, antwortete ihren Flüchen, bis das prächtige Panorama Genuas, welches immer schöner sich entfaltete, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. In einen goldglitzernden Mantel von Sonnenstrahlen gehüllt, lehnte sich die Stolze an ihren smaragdenen Thron, den die grünen Höhenzüge, welche sie gegen rauhe nordische Lüfte schützen, bildeten. An die ehrwürdige Matrone schmiegte sich als fröhlicheres Töchterlein Sampierdarena (25 000 Einwohner) an. Als noch Genuas Galeeren den Westen des Mittelmeeres beherrschten, und der Osten beim Erschallen der mächtigen Stimme des Löwen von S. Marco erbebte, da suchten Genuas Großen hier Erholung von den Staatsgeschäften, und die jetzt noch stehenden zahlreichen Villen, welche Galeazzo Alessi im XVI. Jahrhundert erbaut, hallten wieder vom melodischen Lachen der genuesischen Edelfrauen. Die Familie Doria aber schien sich selbst im Tode nicht von ihrer Lieblingsvillegiatur trennen zu können, denn sie hatte in der Pfarrkirche des Ortes ihre Familiengruft. Wie ein Hohn auf die einstige Bestimmung Sampierdarenas mag es klingen, wenn man hört, daß es heute als gewerbreiche Vorstadt Genuas die größte Maschinenfabrik und Eisengießerei Italiens hat. Doch unser Schiff ließ uns nicht lange Zeit, Reflexionen nachzuhängen, denn mit westwärts gewendetem Kiel trug es uns am neuen Leuchtturm vorüber, an der herrlichen Küste entlang, welche eine gütige Natur durch ein gleichmäßig mildes Klima und eine südliche Vegetation zu einem Paradies für alle jene gemacht hat, welche im rauhen Kampfe des Lebens Schaden gelitten. Üppige Gartenanlagen und grünende Wälder in buntem Wechsel mit freundlichen Ortschaften traten bald an die Stelle von Genuas mehr und mehr verschwindenden Palästen. Cornigliano, Sestri di Ponente mit berühmten Schiffswerften und Seidenfabriken, Pegli mit seiner weltberühmten Villa Pallavicini, Voltri, Arenzano, Cogoletto mit dem angeblichen Geburtshause von Christof Columbus, Varazze und Albissola zogen vorüber, ebenso Savona (30.000 Einwohner, 44 Kilometer von Genua), das Gefängnis Papst Pius VII. von 1809—12, am Fuße grünender Hügel, von einem Kranze üppiger Zitronenwälder umgeben. Leider konnten wir von seinem Dom, einem prächtigen Spätrenaissancebau von 1598 und seinen 20 an-

deren Kirchen, seinen zahlreichen, stattlichen Palästen und Villen und seinem schönen Theater auch mit bewaffnetem Auge wenig erkennen, da das Schiff sich immer weiter vom Ufer entfernte, und die Sonne, welche noch Genuas Zinnen zum Abschied vergoldet, wohl, um mit frischerer Kraft uns in Afrika erfreuen zu können, sich hinter einem grauen Nebelschleier verbarg, so daß die Aussicht keine reine war. Nichtsdestoweniger aber war gerade für uns Savona von Interesse, da wir, soeben noch von dem Reisestaub einer beinahe 24stündigen Bahnfahrt uns reinigend, die wohltätige Wirkung der Seife, welche hier erfunden worden sein soll, erprobt hatten. Einige Herren, eingedenk des Wortes: Warum in die Ferne schweifen — mit dem Blick wenigstens —, liegt das Gute doch so nah, saßen in trautem Gespräch im Rauchsalon, späteren Direktionsbureau des Schiffes, und ergötzten sich am Schiffswein und Schiffsbrot, während sich nach 9 Uhr eine Wasserhose zeigte und Vado, die Heimat des römischen Kaisers Pertinax, dessen Vater hier Holzhändler war, die Insel Bergeggi, Noli, Final Marima, Loano, Ceriale, Albengo, die Insel Gallinaria, das Vorgebirge von S. Croce, Alassio, Laigueglia, Diano Marina, Oneglia, der Geburtsort des großen Genuesers Andrea Doria (geb. 1466), Porto Maurizio, vereinzelte Türme, wie sie im IX. Jahrhundert am ganzen Gestade Italiens gegen die Einfälle der Sarazenen errichtet wurden, und endlich San Remo, der von Deutschen bevorzugte, auch sonst wohl am meisten besuchte Kurort der Riviera di Ponente und langjähriger Aufenthaltsort des deutschen Kronprinzen und Kaiser Friedrichs III., zwischen Kap Nero im Westen und Kap Verde im Osten gelegen, die Reihe der uns seit Genua begleitenden, in das herrliche Grün der dunklen Pinien, der stolzen Palmen und der düstern Zypressen eingebetteten weißglänzenden Ortschaften fortsetzten. Düstrer und düstrer hatte sich indessen der Himmel verzogen, vereinzelte Regentropfen begannen zu fallen, und man begann bereits die Reiseleitung des Kontraktbruches anzuklagen, da sie andauernd schönes Wetter für die ganze Reise verheißen, während uns doch schon auf unserer Fahrt über die Alpen teilweise Regenschauer verfolgt und auch jetzt etwas ähnliches bevorzustehen schien. Doch ein gutes Mittagessen und der reichlich fließende Tischwein und der blaue Himmel, welcher sich nach dem Mittagessen über dem Schiffe wölbte, und das im Sonnenscheine in wunderbarer Schattierung erglänzende Meer und die lachende Küste, der sich das Schiff während des Essens genähert, verscheuchten alle unzufriedenen Gedanken, und man erging sich in fröhlicher Unterhaltung mit schon befreundeten Reisegefährten, als der erste größere Ort der

französischen Riviera — wir hatten nämlich nach Passierung von Ospidaletti und Bordighera mit seinen Dattelpalmenhainen, den einzigen der Riviera, bei der malerisch auf einem Bergabhang liegenden italienischen Grenzfestung Ventimiglia die französische Grenze überschritten — Mentone erschien. Dieses, 1860 vom Fürsten von Monaco an Frankreich verkauft, rivalisiert mit San Remo wegen seines außerordentlich milden Klimas als einer der besuchtesten Kurorte der Riviera. Und noch ruhte der Blick voll Entzücken auf dem eigenartigen, romantischen Stadtbild von Mentone, als ein neuer, weit großartigerer Anblick dem staunenden Auge sich darbot. Hinter dem Kap Martin erhob sich nämlich auf einer Felsenterrasse hart am Meere, inmitten

13. Monaco.

der herrlichsten Parkanlagen ein domartiges Gebäude. Je näher wir kamen, desto deutlicher unterschieden wir zwei hochragende Türme und eine majestätische Zentralkuppel. Und in der Tat war das Gebäude, welches man aus der Ferne dafür halten konnte, ein Dom; ein Dom freilich, in dem der nach Menschenblut und Menschenglück dürstende Götze des gleißenden Goldes seine Opfer fordert, das Kasino mit der Spielbank von Monte Carlo. Das Fürstentum Monaco, dem Monte Carlo angehört, nach einigen bereits von Kaiser Otto I. zu Gunsten der Familie Grimaldi geschaffen, nach andern seine Entstehung einem durch die Ghibellinen aus seiner Heimat vertriebenen Genueser Patrizier verdankend, wurde 1793 mit Frankreich vereinigt, 1814 seinem Fürsten wieder zurückgegeben und ist mit seinen 15 Quadratkilometern Flächeninhalt und seinen 16 000 Einwohnern zwar der kleinste Staat Europas, ersetzt dies aber durch seine an Naturschönheiten überreiche Lage. Ein Kranz von immergrünen Gärten, wie von der segenspendenden Hand

einer gütigen Fee an den Fels gezaubert, umgibt seine links von Monte Carlo auf einer weit ins Meer hineinragenden Felswand emporkletternde Hauptstadt Monaco, welche vom weithin sichtbaren großartigen Palaste des Fürsten überragt wird, dessen hohe, hellglänzende Zinnen die dunkleren, noch höheren Kronen der Baumriesen des zwischen Schloß und Fels eingezwängten Schloßparkes wie eine riesige Krone beschatten.

Den wissenschaftlichen Neigungen des jetzigen Fürsten von Monaco, Albert I., verdankt ein Museum und Institut für Meeresforschung in Monaco seine Entstehung. Der Fürst, der sich in Gelehrtenkreisen eines bedeutenden Rufes als Ozeanograph erfreut, hat selbst auf einer eigens für wissenschaftliche Zwecke von ihm erbauten Dampfyacht, Princesse Alice, grundlegende wissenschaftliche Untersuchungen über Tiefen-, Strömungs- und Lichtverhältnisse sowohl des Mittelmeeres als des Ozeans ausgeführt. Neben einer Reihe von vorzüglichen Apparaten zur Meeresforschung verdanken wir ihm auch einen Apparat zum Fange von Tiefseefischen und Krebsen. Derselbe besteht im Prinzip aus einem in eine Tiefe von 1000—3000 Metern auf den Meeresboden versenkbaren Reusenapparat, in dem sich eine elektrische Lampe befindet, durch welche die auf Lichtreize sehr leicht reagierenden Meerestiere angelockt werden. Augenblicklich beschäftigen den Fürsten Untersuchungen über den Zustand und die Veränderungen der höheren Luftschichten, die er mit Hilfe von auf hoher See von seiner Yacht aus losgelassenen Luftballons anstellt.

Ein anderes Institut für Meeresforschung, das von Dr. Dawidoff geleitete russische, befindet sich zu Villafranca, der auf Monaco folgenden Station des französischen Mittelmeergeschwaders. Das benachbarte Nizza rief selbst unter der bis jetzt ziemlich gleichgültigen Schiffsbemannung, Offizieren wie Mannschaften, Begeisterung hervor. Voll Stolz blickten sie hinüber auf diese Perle in der langen Kette von blühenden Ansiedlungen, welche ebensoviele Edelsteine in grüner Fassung von immer jugendfrischen Wäldern und Hainen die nördliche Küste des Mittelmeeres von Cannes bis Spezia umgeben. Nüchtern im Vergleich zu Nizza mit seinen herrlichen Villen, welche seinen von azurnen Fluten bespülten Kai umsäumten und den Fuß des die Stadt beschützenden Schloßberges belebten, mit seinen Palmen, deren Kronen wir im Abendwinde säuseln zu hören vermeinten, nahm Cannes sich aus, mit seinen auf hoher Gartenterrasse über dem Meeresufer in gerader Linie sich hinziehenden Villen.

Von der größeren der vor Cannes liegenden Leriniſchen Inseln, St. Margarethe, winkte das zur Zeit Richelieus erbaute Fort Montery,

welches als Gefängnis der unter dem Namen der eisernen Maske bekannten Persönlichkeit in zahlreichen Romanen eine Rolle spielt; die südlichere Insel St. Honorat war in den ersten christlichen Jahrhunderten ein Hauptplatz altchristlicher Kultur und Wissenschaft. Während des Abendessens kam St. Raphael, der Hafenort von Frejus, der den Aufgang und Niedergang von Napoleons Glückstern sah, in Sicht. Von hier aus hatte Napoleon nämlich nach seiner Landung nach dem Feldzuge in Ägypten 1799 seinen Siegeszug durch Europa angetreten, und hier schiffte er sich nach dem Tage von Fontainebleau am 27. April 1814 nach Elba ein.

Als wir nach dem Abendessen wieder auf Deck kamen, sandte die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen über die Iles d'Hyères. Und gleichsam als hätte sie nur gewartet, uns einen Abschiedsgruß zuzusenden, versank sie hinter den im Abendnebel verschwindenden Uferbergen. Lange noch erglühte der Himmel in den brennendsten Farben, bis endlich die dunkelnde Nacht diese letzten Spuren ihrer Feindin, der Sonne, mit schwarzer Hand vertilgte. Uns aber rief ein Hornsignal, dessen tieftraurige Töne melancholisch in die Nacht hinausschallten, in den Konferenzraum des Schiffes, wo Professor Miller einige Mitteilungen machte, und der Schiffskaplan an der Hand von Projektionsbildern in einem kurzen Vortrag uns mit einzelnen Punkten, an denen das Schiff an diesem Tage vorübergefahren, näher bekannt zu machen bestrebt war. Nach diesem Vortrage ergingen wir uns noch eine Zeitlang in zwangsloser Unterhaltung auf dem Schiffsdeck — einzelne durstige Seelen fanden sich beim Bierausschank des Schiffes — doch bald gewann das Ruhebedürfnis die Oberhand, und man begab sich nach seinen Kabinen, um das erstemal in einem Schiffsbett zu schlafen, wenn man nicht vorzog, auf luftiger Höhe des Schiffdecks den erwünschten Schlaf herbeizusehnen. Das Schiff hatte unterdessen längst auch das letzte Leuchtfeuer, welches Kunde vom festen Lande brachte, hinter sich gelassen, und segelte in sternheller Nacht in die hohe See hinaus gegen Südwesten, dem Lande der ritterlichen Maurenbesieger entgegen.

3) Auf den Balearen.

3. August.

Als der junge Tag den Schlaf aus unseren Augen verscheuchte, da streiften dieselben eine unermeßliche, im Sonnenlichte erglänzende Fläche. Und wir auf schwankendem Schiffe waren die Herren dieses

ungeheuren, von Wasser und Himmel gebildeten Raumes, denn weit und breit zeigte sich kein Lebewesen, das uns diese Herrschaft hätte streitig machen können, und das Meer selbst schien sie anzuerkennen. Denn willig bot es unserem stolz darüber hinweg gleitenden Schiffe seinen breiten Rücken, wenn auch mit Widerstreben gehorchten seine sonst keinen Zaum dulden wollenden Wogen dem Druck der ewig arbeitenden Schiffsschraube. Aber auf wielange? Jetzt schon hielt vielleicht an ferner Klippe das Meer heimliche Zwiesprache mit dem lauernden Sturme, damit er es unterstütze bei der Abschüttelung des unliebsamen Joches, unter welches unser Schiff es beugte und mit ihm den bis jetzt noch immer siegreichen Kampf aufnehme mit den schwachen Menschen, welche in anmaßendem Stolz immer wieder sich erdreisten, dem nie überwundenen Meere ihren Fuß auf den

14. Port Mahon.

Nacken zu setzen. Und mit freilich nicht eingestandener Furcht vor einem etwaigen Bündnis zwischen Meeresfluten und alles vernichtendem Sturme betrachteten wir voll Argwohn jede der spielenden Wellen, ob sie nicht sich vergrößernd und unser Schiff überflutend das Signal zum Kampfe zwischen entfesselten Naturkräften und dem so leicht zu entthronenden König der Schöpfung gäbe. Als aber Stunde auf Stunde verrann, ohne daß etwas derartiges geschah, und ohne daß das Meer unfreiwillige Opfer von uns verlangte, da wagten wir es endlich, ihm freier in sein wie im tiefen Schlafe ruhendes Antlitz zu sehen, welches glitzernde Sonnenstrahlen in neckendem Spiele umkosten, und empfanden es beinahe störend, als im Laufe des späten Vormittags graue Felsen, der Küste von Minorca angehörend, unseren Ausblick auf dasselbe einschränkten.

Die Balearen, denen Minorca mit seiner Hauptstadt Port Mahon, welcher wir zustrebten, angehört, liegen der Südküste Spaniens, zu welchem sie gehören, gegenüber und bestehen aus den großen, eigent-

lichen Balearen Mallorca (3505 Quadratkilometer) und Minorca (760 Quadratkilometer) und den kleineren Inseln Ibiza (597 Quadratkilometer) und Formentara (100 Quadratkilometer), die wir mit ihrem in Spanien nicht mehr gebräuchlichen antiken Namen als Pityusen (Fichteninseln) zu bezeichnen pflegen, und einigen anderen kleinen Inselchen. Sie waren bei ihrem Bekanntwerden in der Geschichte den Karthagern untertänig, und ihre Bewohner als Seeräuber und geschickte Schleuderer (daher der Name Baleares) gefürchtet. Seit 120 v. Chr. unter römischer Herrschaft, kamen sie später in die Gewalt der Vandalen, Oströmer, Mauren, der Republik Pisa und endlich 1229 an Spanien, bei dem sie seither blieben. Nur Minorca mit seinem trefflichen Hafen von Mahon war 1708—82 in englischem Besitz. Port Mahon selbst ist mit seinen 18 000 Einwohnern eine Festung ersten

15. Einfahrt in den Hafen von Mahon.

Ranges. Seinen Namen verdankt es Mago, dem Bruder Hannibals, welcher es 206 v. Chr. gründete.

In den ersten Nachmittagsstunden begannen sich die grauen Küstenfelsen Minorcas zu röten, doch alsbald sahen wir, daß sie diese Röte den rötlichen Hafenbefestigungen Port Mahons, dem wir uns näherten, obzwar wir von der Stadt noch nichts sahen, verdankten. Tot und starr erglänzte die ganze Landschaft im Glutstrahle der mittägigen Sonne. Kein Baum verbreitete Schatten, kein Lebewesen störte die trostlose Einsamkeit der steinernen Öde. Schon konnte man meinen, auf einem weltentlegenen, von seinen Bewohnern verlassenen Felseiland angekommen zu sein, als ein gewaltiger Fabrikschlot, aus dessen stolz erhobenem Haupt eine Rauchsäule emporstieg, uns die Versicherung gab, daß noch Menschen hier wohnten, die auf der höchsten Kulturstufe angelangt seien, da nur solche es verstehen, auch die unwegsamste Gegend mit Fabrikschlöten und großen herrlichen Reklameschildern als weithin sichtbaren Monumenten eines schönheits-

verachtenden modernen Zeitalters zu verzieren. Und richtig nahten sich auch in der Ferne zwei Boote, das erste mit einem allzeit wachsamen Lootsen, der uns in den Hafen Mahons, an dessen Eingange wir inzwischen angekommen, hineingeleiten sollte, das zweite mit einigen Vertretern der Hafenpolizei, welche die Schiffspapiere und den Gesundheitszustand des Schiffes prüfen sollten, ehe es irgend jemand gestattet würde, das Schiff zu verlassen. Als wir die Hafeneinfahrt passiert, sahen wir erst das ganze riesige, von romantischen Felspartien und starken Befestigungsanlagen umrahmte Hafenbecken Port Mahons vor uns. In seiner Mitte ragten zwei ebenfalls befestigte Felsblöcke auf,

16. Blick auf die Hauptkirche von Port Mahon.

während an seiner Landseite die Stadt Mahon von ihrer stolzen Höhe herabsah. Stolz wehte Castiliens Flagge von zwei spanischen Kriegsschiffen, welche im Hafen lagen, und hieß uns in ihrem Reiche willkommen. Auf dem Schiffe aber umdrängte alles in ungeduldiger Erwartung die Landungstreppe, um möglichst bald nach zweitägiger Seefahrt den Fuß wieder auf festes Land setzen zu können. Endlich fiel der Anker, und die Zeit zur Ausbootung war gekommen. Als erster stieg Professor Lorenz, gefolgt von den Direktionsmitgliedern, welche alle jene Briefschaften und Postkarten zur Post befördern sollten, mit welchen die Reisegesellschaft die fernen Lieben zu erfreuen gedachte, die Landungstreppe hinab in eines der Boote, welche die Reisenden ans Land bringen sollten. Von einer bunten Schar von Neugierigen, welche die Nachricht von der Landung eines so großen Schiffes an den

Hafen gelockt, umstaunt, stieg nach und nach die ganze Reisegesellschaft ans Land. Der erste Gang der Direktionsmitglieder war natürlich zur Post. Auf einer staubigen Straße ging es bergauf zur Stadt hinan. Um aber die erforderliche Zahl von Briefmarken — einige

17. Port Mahon. Aufstieg zur Stadt.

tausend — zu erhalten, mußten sie sämtliche Tabakläden der Stadt absuchen, deren Besitzer nur mit Widerwillen die so kostbaren Postwertzeichen herzugeben schienen, denn auf dem Postamte war ihnen mitgeteilt worden, daß in Spanien nur die Tabakshändler das Recht hätten, Postwertzeichen zu verkaufen. Dann ging es zum Postamt

18. Port Mahon gegen das Meer gesehen.

zurück, wo die ganze Familie des Postmeisters im Vereine mit den Direktionsmitgliedern daran ging, die Marken aufzukleben. In kleinen Gruppen besichtigte unterdessen die Reisegesellschaft die Stadt, mehr angestaunt von den Bewohnern, als selbst die Bewohner anstaunend;

überall hin begleitet von den Buben Mahons mit ihren oft bildhübschen Gesichtchen, welche treuherzig aus ihren großen Rehaugen blickend um Zigaretten oder ein Geldstück baten. Die ziemlich breiten

19. Straßenbild von Port Mahon.

Straßen waren eingefaßt von lauter massiven ein- bis zweistöckigen Häuschen, die natürlich in Einrichtung und Bauart südländisch waren. Die Böden waren mit Steinplatten belegt, an Stelle der Türen bildeten

20. Schule in Port Mahon.

Vorhänge und Teppiche einen leichteren Verschluß, an vielen Fenstern fehlten die Glasscheiben. Ein großer Teil des häuslichen Lebens schien sich in den geräumigen, von der Straße durch ein niederes Gitter getrennten Hausfluren abzuspielen, in welchen die Handwerker, besonders viele Schuster ihre Werkstätte hatten, und auch die würdigen Haus-

frauen im Kreise blühender Töchter mit Handarbeiten sich beschäftigten und die Tagesereignisse besprachen, und endlich die zahlreichen kleinen Kinder — es schien deren eine Unzahl zu geben — sich aufhielten. Überall aber herrschte die peinlichste Reinlichkeit. In der großen Hauptkirche, welche an einem schönen Platze sich erhebt und im Innern die charakteristischen Linien spanischer Gotik trägt, entlockte ein musikkundiger Reiseteilnehmer der berühmten großen Orgel einige Melodien, welche wie Musik aus höheren Sphären die düstere Einsamkeit der hohen Hallen verklärten. Anziehend schildert Herr Oberlehrer Hartlieb aus Stuttgart einen Besuch, den er mit einigen Bekannten in einer spanischen Schule machte:

21. Volkstypen von Port Mahon.

Von dem jungen Lehrer eingeladen, betraten wir das Schulhaus. In einem wie gewöhnlich mit Steinplatten belegten Saale saß eine Schar Kinder aus den ersten Schuljahren. An den Wänden hingen neben zahlreichen nummerierten Täfelchen, welche wohl die Schreibtäfelchen der Kleinen waren, auch ein paar sehr bescheidene Wandkarten. Der spanischen Sprache nicht mächtig, deuteten wir auf das mit großen Lettern als Alamania bezeichnete Gebiet auf einer der Karten, um unser Vaterland zu bezeichnen. Und der Lehrer las das geheimnisvolle Wort laut von der Karte herunter, um auch seinen Schülern und den sich neugierig herandrängenden Erwachsenen mitzuteilen, was für Landsleute wir seien. Um nun die Anwesenheit so vieler Gäste aus einem so berühmten Lande gebührend zu feiern, entließ der Lehrer seine Schüler, deren Aufmerksamkeit schon vorher infolge der Hitze nicht zu groß gewesen sein dürfte und nun durch den unerwarteten Besuch vollständig dahin war, in einen hinter dem Schullokal gelegenen Hof, wo eine Art Arena zu Volksschauspielen

dienen mag. Hier wurde das kleine Volk mitsamt dem Lehrer von einem Mitglied unserer Gesellschaft photographiert, und man sah es dem Lehrer, welcher noch bat, man solle ihm eine Photographie zusenden, und auch den Kleinen an, welches Vergnügen ihnen die Sache machte. Auch zum hochgelegenen Friedhof lenkten einige von der Reisegesellschaft ihre Schritte. Fern von den menschlichen Wohnungen lag er auf einem einsamen Felsen. Seinen Eingang bewachte ein verschlossenes Kirchlein, an dessen linker Seite eine schmale Pforte den Wanderer zu einer kurzen Besichtigung des weiten Totenfeldes einlud. Nur der Tod konnte einem Orte einen so trostlosen Charakter auf-

22. Mädchengruppe aus Mahon.

drücken, wie er es am Friedhof von Port Mahon getan. Kein Baum milderte mit grünendem Laube die Öde des in blendender Dürre daliegenden ausgetrockneten Bodens des Totenfeldes, kein Blümlein erfreute das suchende Auge, nur ein paar verkümmerte Sträucher streckten, selbst ein Bild des Todes, ihre von der Sonnenglut entlaubten Äste kahl und dürr wie gebleichte Totengebeine in die Lüfte. An der linken Seite lief ein von den Grabmälern der Reichen gebildeter Gang hin, in dessen Mitte das mit allen Symbolen der Wissenschaft ausgestattete Denkmal eines verstorbenen Gelehrten sich erhob, sonst sah man nur einzelne viereckige Öffnungen im Boden, durch welche Treppen in unterirdische kellerartige Räume führten. Hier werden die Toten, welche im Leben zu wenig besessen, um sich nach ihrem Tode eines hochragenden Grabmals erfreuen zu können, wie in den Katakomben in reihenweise übereinanderliegenden viereckigen, in den weichen Kalkfelsen eingegrabenen sarggroßen Gelassen, welche vorne durch eine Marmorplatte verschlossen werden, bestattet.

Ein paar auf dem Wege zum Friedhof liegende Bauernhäuser, zu deren Besichtigung ihre freundlichen Besitzer einluden, zeigten in ihren Verhältnissen Ähnlichkeit mit den italienischen Bauernhäusern. Im Erdgeschoß befand sich ein weiter Raum mit einem offenen Herd, einem Schrank, einem Tisch und ein paar Stühlen, der als Küche und Wohnzimmer dient, und aus dem eine hölzerne Treppe zu dem höher gelegenen Schlafgemach führt, wenn nicht aufgeschlagene Betten den unteren Raum auch als Schlafzimmer bezeichnen.

Das Groß der Gesellschaft vertrieb sich unterdessen die Zeit auf dem Hauptplatz der Stadt mit Ansichtskartenschreiben und umlagerte

23. Mädchengruppe aus Mahon.

in buntem Gedränge die nahegelegenen Kneipen, um süßen spanischen Wein in Spanien selbst zu versuchen. Auf dem Rückweg zum Schiff glaubten wir uns beinahe in jene Zeiten versetzt, in welchen Aristoteles an den Bewohnern der Balearen ihre große Vorliebe für Weiber merkwürdig fand, denn in nicht endenwollender Schar zogen die Mädchen und Frauen, unter denen sich, soweit sie nicht eine gewisse Altersgrenze überschritten hatten, viele schöne, graziöse Gestalten mit auffallend schöner Gesichtsbildung befanden, die Straße hinan, welche zur Stadt führte. Wie man uns sagte, kamen sie aus einer am Strande liegenden Fabrik, deren majestätischer Schlot uns schon lange vor unserer Einfahrt in den Hafen Port Mahons aus der Ferne begrüßte.

Als wir am Hafen die Boote bestiegen, welche uns zur „Etoile" hinübertragen sollten, brachten uns unsere treuen Begleiter, die Buben

von Mahon ein Abschiedskonzert, indem sie mit frischen, jugendfrohen Stimmen spanische Lieder sangen. Unter den feurigen Klängen dieser Gesänge und unter Abschiedsrufen von seiten der die Kinder begleitenden Menge fuhren wir unserm Schiff zu, welches noch vor Einbruch der Dunkelheit den Hafen von Port Mahon verlassen sollte.

24. Blick in eine Schusterwerkstatt zu Mahon.

Längsseits unseres Schiffes lag ein Boot, von dem aus ein spanischer Fischer uns Schalen von der riesigen Steckmuschel (Pinna nobilis) für billiges Geld ($^1/_2$ Fr.) anbot und mehrere Exemplare verkaufte, die zu Hause vielleicht, auf der Innenseite bemalt, einen ebenso eigenartigen als hübschen Wandschmuck abgeben. Unser Zoologe gibt folgende Beschreibung der Steckmuschel:

Die Steckmuschel (Pinna nobilis L.) ist eine Muschel mit zwei gleichgroßen Schalen, die eine annähernd dreieckige Gestalt besitzen und über einen halben Meter lang werden. Die Tiere stecken mit dem spitzigen Ende im Sand des Meeresbodens und befestigen sich außerdem mit dem sogenannten Byssus an benachbarte Gegenstände. Der Byssus stellt ein Büschel feinster kornartiger Fädchen von goldbrauner Farbe vor, die von dem Tiere erzeugt werden; mit Hilfe einer Kittdrüse werden die Fäden an irgend einem Gegenstand angekittet und wirken dann gewissermaßen als Ankerkette für das ruhig liegende Tier. Früher wurden aus den Byssusfäden Gewebe hergestellt, so besonders in Tarent, wo sie mit Seide zu Handschuhen, Geldbeuteln ꝛc. versponnen wurden, die dann ein seidenartiges Aussehen hatten und sehr haltbar waren. Jetzt sieht man derartige Gewebe fast nur noch in Museen als Kuriosa.

25. Steckmuschel.

Auf der Hin- und Rückfahrt mit dem Boote vom Dampfer an Land versuchte ich mit meinem kleinen Planktonnetz zu fischen, konnte aber nur einige mikroskopische Krebstiere (Copepoden) erhalten, ein Zeichen, daß die freischwimmende Lebewelt im Hafen sehr schwach vertreten war.

Lange noch sahen wir vom Deck der den Hafen verlassenden „Etoile" zu der nach uns ausschauenden Menge hinüber, welche immer von neuem uns zuwinkte, und lauschten den immer wieder beginnenden Gesängen der Kinder, bis uns endlich die Schiffsglocke zum Abendessen in die unteren Schiffsräume rief. Als wir nach demselben wieder das Schiffsdeck betraten, da hatte die „Etoile" den gastlichen Hafen verlassen, und nur einige Leuchtfeuer auf den ihn umgebenden Höhen, deren Licht die hereinbrechende Nacht vergebens zu verhüllen strebte, bezeichneten den Ort, an dem wir das erstemal auf unserer Reise ans Land gegangen und ein paar schöne Stunden verlebt. Als auch diese Leuchtfeuer im Dunkel der Nacht verschwanden, da lagen die Schiffsbewohner alle in tiefem Schlafe und träumten von der Heimat oder auch von den feurigen Spanierinnen, die mit stolzer Gebärde ihre Grüße in den sonnendurchglühten Straßen Port Mahons erwidert. Keiner aber ahnte das Ungemach, welches im Schweigen der Nacht über so viele Mitreisende hereinbrechen sollte.

4) Von Port Mahon nach Algier.

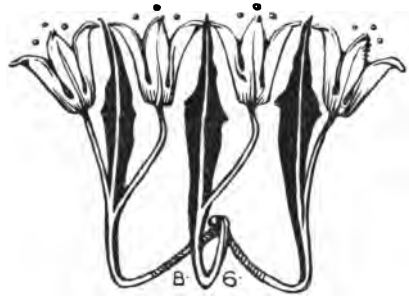
Das Meer, seit zwei Tagen an unsere Gesellschaft gewöhnt, schien unzufrieden und eifersüchtig wegen unserer langen Abwesenheit an diesem Nachmittage zu sein und hatte die mitternächtige Stunde gewählt, um sich für unsere schmähliche Untreue zu rächen. Düster und grau zog es heran wie ein furchtbares Ungetüm, umtost von der klagenden Windsbraut. Auf und nieder schwankte die „Etoile", gleichsam in Vorahnung des kommenden Schreckens. Höher und höher stiegen die im Vorgefühle der süßen Rache jauchzenden Wogen und warfen die wie unter dem Drucke eines furchtbaren Gewichtes ächzende und sich bäumende „Etoile" bald aufwärts, bald versenkten sie diese in gähnende Tiefen, während die Windsbraut mit rauh schallender Stimme ihrem Haß gegen Menschen und Menschenwerk Ausdruck gab. Wenige Reisende nur hatten diese Nacht ihr Lager auf dem Schiffsdeck aufgeschlagen, diese wenigen mußten zuerst die Rache des eifersüchtigen Meeres fühlen. Aus friedsamem Schlummer aufgescheucht, eilte mit wankendem Knie und mit bleichem Gesicht eine lange Gestalt zum Schiffsrande, um das seine Not durch wilderen

Wellenschlag verspottende Meer um Schonung anzuflehen. Öfter und öfter wiederholten sich diese Besuche, immer wilder tobte in wahnsinniger Freude über das Elend der Besucher das Meer. Und als endlich der junge Tag mit leisen Sohlen herankam, da sah er die Opfer, welche bereits der eifersüchtige Zorn des Meeres gefordert, denn auch die Reisenden, welche in den Schiffskabinen Ruhe gesucht, konnten ihm nicht entgehen. Vergeblich für viele Schiffsbewohner ertönte an diesem Morgen der Schiffsglocke einladender Ruf zum Frühstück, desto allgemeiner aber war der Ruf nach dem bisher kaum beachteten Arzte. Unermüdlich eilte er über die Planken des Schiffes, um all diesen Rufen zu folgen, in der Tasche ungezählte Stückchen von versüßendem Zucker, in der Hand die Arznei von angeblich unfehlbarer Wirkung. Mit besonderem Eifer folgte der Heilgehilfe dem Beispiele des Arztes; unzählige Zuckerstückchen wurden vertilgt, reichlich flossen die heilsamen Tropfen. Aber der Zorn des Meeres war noch nicht besänftigt. Immer neue Opfer forderte er. Bald lag jung und alt in bunter Reihe mit verzweifelter Miene auf den Schiffsbänken oder in den Schiffsstühlen oder auch auf dem Boden, und mit leisem Tritt durcheilte von Zeit zu Zeit ein Schiffsjunge mit Scheuertuch und Besen die stillen Reihen. Hin und wieder versuchte der eine oder andere, zum Schiffsrande zu gelangen, um das Meer durch eine besonders reiche Spende doch etwas milder zu stimmen, mußte aber auf halbem Wege davon abstehen. Schließlich kam auch die Not an jene, welche bis jetzt die Schwäche der schneller unterlegenen Freunde verspottet. Am Fuße der zu den Schlafräumen führenden Treppe tauchte eine kleine Gestalt auf. In der einen Hand einen Schiffsstuhl mit zwei schönblumigen Kissen, mit der anderen nach einem Halt suchend, schwankte sie, mit Todestrauer auf dem sonst so schalkhaft lächelndem Antlitz, dahin, nach einem möglichst ruhigen Platze in der allgemeinen Unruhe suchend, sie, die noch dem Frühstück mit nie geahntem Appetit zugesprochen und den bereits leidenden Nachbar verhöhnt.

Als aber bereits das ganze Schiff ein Lazarett schien, mit langen Reihen von im Todesschmerze sich windenden Kranken, da erbarmte sich die Sonne unseres Elends. Immer eindringlicher umschmeichelten ihre sengenden Strahlen die tobenden Wogen des immer noch zürnenden Meeres, bis dieses endlich dem Schmeicheln der alten Freundin nicht mehr wiederstehen konnte, sondern seine Wogen glättete, die unfreundliche Windsbraut in ihre Behausung an felsigen Klippen verwies und selbst im azurnen Festkleid behaglich im Sonnenlichte daliegend, uns Verzeihung unserer Untreue gewährte. Nun zog auch

wieder die „Etoile“ in gewohnter Ruhe ihre Bahn durch die tiefblauen Wellen. Daraufhin erhoben auch sofort auf der wieder in gewohnter Ruhe dahineilenden „Etoile“ einige der Leidenden ihre Häupter und atmeten auf, wie von einem Alp befreit, andere wagten es sogar, sich ganz zu erheben und fühlten sich gesund. Und obzwar auch die Mittagsglocke für so manchen noch umsonst ihre einladende Stimme erschallen ließ, so waren doch bereits wieder viele so wohl, daß sie ihrer Einladung folgen konnten.

Als nun aber gar auf der afrikanischen Küste, die seit Stunden sichtbar, bis jetzt kaum angesehen worden war, Algier auftauchte, da war alles wieder gesund, und kaum einer konnte es glauben, daß er noch vor so kurzer Zeit gemeint, sein Lebensschifflein würde an ferner afrikanischer Küste stranden, sondern alles sah in gehobener Stimmung zu jenem Lande hinüber, welches er in den glücklichen Tagen seiner Kindheit an der Hand der Märchenbücher durchwandert, in welches später den Gymnasiasten der Geschichtsunterricht und die Lektüre der griechischen und lateinischen Schriftsteller geführt.



IV. In Afrika.

Für uns war Afrika nicht der ſchwarze Erdteil, denn wir ſahen es durch einen geheimnisvollen Schleier, den die glühende Phantaſie morgenländiſcher Märchenerzähler gewoben. Wir ſahen ſeine aus dem Grün der Palmenhaine zum ewig blauen Himmel ſtrebenden weißen Minarets und die leuchtenden Kuppeln ſeiner Moſcheen, in deren ſchattigen Hallen die arabiſchen Weiſen aufmerkſamen Schülern, denen die angeborene Kriegsluſt aus den großen blitzenden Augen herausſah, als Weg zur ewigen Glückſeligkeit einen Heldentod auf dem vom Ringen der Streiter erdröhnenden Schlachtfeld darſtellten, und der Märchenerzähler die Zuhörenden mit dem Zauber ſeines lebendigen Wortes in jene Tage verſetzte, in welchen noch gütige Feen die armen Sterblichen getröſtet. Wir ſahen ſeine mauriſchen Prachtgebäude mit ihren zierlichen Arkaden und palmenbeſchatteten Höfen, wir lauſchten auch wohl hinter den wohlverſchloſſenen Türen des Harems auf das geheimnisvolle Plätſchern des Springbrunnens, welcher ſeine Hallen belebte und das liebliche Geplauder der ihren Herrn und Gebieter umſchmeichelnden Schönen, wir ſahen auch ſeine Wüſten, aber von ſchatzbeladenen Karawanen belebt, in deren Oaſen der ſtolze Araberſcheik den irrenden Wanderer gaſtlich in ſeinem teppichgeſchmückten Zelt aufnahm und bei ſeiner Abreiſe reichlich beſchenkte.

Als ſchwarzen Erdteil zeigt uns die Geſchichte Afrika; denn ſchwarz ſind die Seiten ihres Buches, auf welchen die Hekatomben von unſchuldigen Kindern aufgezählt ſind, welche im glühenden Rachen des furchtbaren Moloch verſchwanden, ſchwarz die Seiten, welche die Greuel der Verwüſtungen erzählen, mit denen es fremde Eroberer heimgeſucht, ſchwarz die Seiten, welche uns die von der afrikaniſchen Sonne gebleichten Gerippe unſerer Brüder vor Augen führen, welche

in den Gärten der mauriſchen Großen in harter Sklaverei geſchmachtet, ſchwarz die Seiten mit den Schilderungen der Leiden jener Armen, welche vom mütterlichen Buſen losgeriſſen in fernen Landen unter der Peitſche eines herzloſen Sklavenaufſehers ihr Leben ausgehaucht.

Als erſte Bewohner der Nordküſte Afrikas bezeichnet die Geſchichte getuliſche und lybiſche Nomadenſtämme. Schon frühe aber war ſie das Ziel phöniziſcher Koloniſationsverſuche. Eine lange Reihe von blühenden Kolonien, wie Utica, Hadrumetum, die beiden Leptis und Tanger führten den Phöniziern die durch Karawanenhandel im Innern Afrikas eingetauſchten Waren zu und waren zugleich Stationen für die lange Fahrt nach dem phöniziſchen Tarſis. Um das Jahr 880 v. Chr., über hundert Jahre vor der Gründung Roms, erſchien nach der Sage eine ſyriſche Königstochter Dido (Eliſſa), von ihrem Bruder aus der Heimat vertrieben, an der afrikaniſchen Küſte in der Nähe von Utica, der alten ſyriſchen Pflanzſtadt. Freundlich nahmen ihre Landsleute ſie auf und boten ihr ein Aſyl in Utica ſelbſt an. Doch nach anderem ging ihr Sinn. Für gar billigen Preis kaufte ſie von dem in der Nähe hauſenden Gätulerkönig Jarbas ein ſo großes Stück Landes, als ſie mit einer Stierhaut umſpannen konnte. Als der Kauf abgeſchloſſen war, zerſchnitt ſie die Stierhaut in dünne Streifen, mit denen ſie ein beträchtliches Stück Landes umſpannte. Hier erbaute ſie erſt die Burg Byrſa, nachher die Stadt Karthago (Kard'=hadda =Neuſtadt). Glücklich gewählt aber war die Stelle, auf der Karthago emporſtieg. Faſt in der Mitte zwiſchen der ägyptiſchen Grenze und den Säulen des Herkules an der Hervorragung der afrikaniſchen Küſte, wo ſich dieſelbe plötzlich nach Süden krümmt, iſt ein tiefer Meerbuſen, der heutige Golf von Tunis, aus deſſen innerſtem Grunde eine Halbinſel hervortritt. Auf dieſer natürlich feſten Halbinſel wurde Karthago gebaut; das ſtarke Schloß Byrſa verteidigte die Stadt von der Landſeite, und eine in den Golf gebaute ſchmale Landzunge bildete den doppelten Hafen, der innere Kothon nahm die Kriegsſchiffe, der äußere die Handelsflotte auf. Die Gegend iſt durch Verſandung unkenntlich geworden, aber man weiß, daß Tunes und Utica zu beiden Seiten von Karthago ſtanden, jenes eine Meile und dieſes eine und eine halbe davon entfernt. Der puniſche Unternehmungsgeiſt, welcher die ſyriſchen Flüchtlinge bis nach Karthago geführt, ruhte aber nicht nach Gründung der Stadt, ſondern begann ihre vortreffliche Handelslage auszunützen, ſobald ſie einigermaßen erſtarkt war. Ihr kleines Gebiet hatte ſie von den alten Bewohnern des Landes durch friedlichen Kauf erworben; 200 Jahre nach ihrer Gründung waren die einſtigen

Herren des Landes zu Sklaven der punischen Fremden geworden, und die Karthager Herrschaft erstreckte sich über die Stämme der Eingeborenen bis zum See Triton hinauf und westlich bis zum Flusse Tusca. Diese waren früher wilde Nomaden gewesen, jetzt wurden sie, wiewohl widerstrebend, zum Ackerbaue geführt. Das ganze Land, in die zwei Provinzen Zeugis im Norden und Byzazum (von den Byzanten so genannt) im Süden geteilt, glich bald einem unermeßlichen Garten, mit zahlreichen blühenden Städten besät, deren Bewohner von vermischter Abkunft (karthagischer und einheimischer, daher Libyphönices) waren. Noch gesegneter war die Gegend um den See Triton und die kleinere Syrte — man hieß sie Emporia, weil sie einem reichen Markte glich; —; aber jenseits derselben und weiter längs der Küste bis über die größere Syrte hinaus zog sich hundert Meilen Weges eine sandige Region hin, von nomadischen Stämmen, wie den Lotophagen, Psylen und Nasomanen dünn bevölkert und der karthagischen Herrschaft durch einen Grenzkontrakt mit Cyrene unterworfen. Minder ausgedehnt war das Gebiet Karthagos im Westen; denn jenseits des Tusca schwärmten schon die freien Numidier herum, welche zwar durch Handelsverkehr und als Söldner dem Karthagischen Interesse manchmal dienten, aber dennoch ihre Unabhängigkeit und zur Sicherung derselben ihre nomadische Lebensweise fortwährend behaupteten. Nur an der Küste, und zwar bis an die Säulen des Herkules zog sich eine fast ununterbrochene Kette von karthagischen Kastellen und Städtchen hin — die metagonitischen genannt — durch welche die Mutterstadt wenigstens die Herrschaft der Gestade und einen gesicherten Landweg nach Spanien erhielt.

Auch die unmittelbar phönizischen Pflanzstädte auf der ganzen nordafrikanischen Küste, wie das sidonische Leptis im Syrtenlande, dann das mächtige Utica — beide noch vor Karthago gegründet — Hadrumetum, Hippo, Leptis Minor, Thysrus und viele andere, traten allmählich mit ihrer stärkeren Schwester in eine engere Verbindung, wodurch sie, wiewohl unter Beibehaltung des Namens und des Rechtes der Selbständigkeit, meistens in die notwendige Abhängigkeit des schwächeren Alliierten von dem stärkeren gerieten und häufig als wirkliche Untertanen behandelt wurden. Diese nordafrikanischen Besitzungen waren die Grundlage der karthagischen Macht; von hier aus trieb es den Handel mit dem inneren Afrika ohne irgend einen Nebenbuhler; die Libyer und Libyphönicier lieferten ihm Fußvolk, mit dem die karthagischen Feldherren die Soldtruppen zu zügeln imstande waren, und die Numidier (Nomaden) selbst stellten eine vortreffliche Reiterei.

Der Stamm der Nasomanen durchzog im Dienste des karthagischen Handels die Sahara und das Innere Afrikas, lieferte Goldstaub, Elfenbein, Straußfedern, Ebenholz und Sklaven. Aus den Städten und unterworfenen Landschaften bezog es ein großes Einkommen, jene bezahlten in Gold, diese in Naturalien ihre Abgaben.

Doch als Karthago ganz Afrika seinen Interessen dienstbar gemacht, richtete es in nimmermüder Expansionssucht sein Auge auf das Meer. Und während Himilko von Gades aus nach Albion und noch weiter nach Norden vordrang, und Hanno im Auftrage des karthagischen Senates und Volkes seine Umsegelung Afrikas ausführte, gewann es in Spanien Boden, indem es daselbst Pflanzstädte anlegte oder die altphönizischen sich unterwarf oder verbündete.

Das östliche Mittelmeerbecken überließ es den Griechen, dagegen betrachtete es das größere westliche als sein Eigentum und bewies sich da als unversöhnlicher Gegner der Griechen, welche auch dahin vorgedrungen waren. Karthago eroberte die Balearen und Pithyusen, Sardinien und Korsika und setzte sich auf Melita und Gaulos (Malta und Gozzo) fest. Die unaufhörlichen Kämpfe der griechischen Städte auf Sizilien, meistens gegen das übermütige Syrakus, gaben den Karthagern Gelegenheit, ihr Netz nach dieser Insel auszuwerfen, und sie bewiesen dabei ebensoviel Klugheit als Beharrlichkeit. Unter Mago und seinen Söhnen (etwa 550—500 v. Chr.) faßten sie festen Fuß auf Sizilien.

Und so oft sie auch von den Griechen geschlagen, ihre Heere und Flotten vernichtet wurden, so oft kamen sie wieder und machten auf der Insel allmählich Fortschritte; ihre Hauptwaffenplätze waren Lilybäum mit einem trefflichen Seehafen und Agrigent, die zweite Stadt Siziliens, welche sie nach langer Belagerung erobert hatten. Sie fürchteten offenbar, die sizilischen Griechen könnten einmal mit den anderen Griechen Karthago angreifen. Die sizilische Expedition Athens, in der ausgesprochenen Absicht, von Sizilien aus gegen Karthago zu operieren, mußte diese Stadt nur darin bestärken, ihrem Nationalfeind zuvorzukommen und Sizilien zu erobern, damit nicht einstens Karthago von Sizilien erobert würde.

Die Römer hatten nach des Pyrrhus Abzuge sich Unteritalien bis zu seinem äußersten Vorgebirge unterworfen, die Karthager bemeisterten sich des größten Teiles von Sizilien und hatten alle Aussicht, bei der nächsten Gelegenheit in den Besitz der ganzen Insel zu kommen. Aber nun waren die Römer bis an die sizilische Meerenge vorgedrungen; aus einer mittelitalischen Macht war Rom die Herrin Un-

teritaliens geworden. Wie hätte es nicht lüstern nach Sizilien blicken sollen, seiner Kornkammer in Zeiten des Mangels, nach einer Insel, welche die Natur selbst, die sie nur durch einen Kanal von Italien trennte, zu einer Zugabe dieses Landes bestimmt zu haben schien? Und dagegen Karthago, wie konnte es gleichgültig die wahrscheinlich nahe Konkurrenz eines neuen Rivalen betrachten, um ein Besitztum, wonach es selbst schon seit vielen Geschlechtsaltern gerungen, und dem es so manche Opfer schon gebracht hatte? Hier ließ sich keine Ausgleichung denken, früh oder spät war der Krieg unvermeidlich. Und der Römer, noch berauscht von seinem Triumph über des Pyrrhus elefantenberittene Heerscharen, glaubte eben so leicht über die punischen Söldner zu siegen und wählte den schändlichsten Vorwand, den Streit um das trinakrische Eiland durch den Kriegsgott schlichten zu lassen.

Ein Haufe kampanischer Kriegsknechte, die dem Tyrannen Agathokles gedient hatten — mit frechem Stolze nannten sie sich Mamertiner (Söhne des Mars) —, war von den Bürgern Messinas in Dienst genommen worden, mordete seine Dienstherren und setzte sich in den Besitz der Stadt. Von Messina aus raubten und plünderten die Mamertiner auf Sizilien, bis Hiero von Syrakus sie angriff und in Messina einschloß, um das Raubgesindel auszurotten. Die Mamertiner hielten Rat, wer sie wohl aus ihrer mißlichen Lage befreien könnte, ein Teil rief die Römer, ein Teil die Karthager zu Hilfe. Den Karthagern gelang es, die Burg zu besetzen. Obwohl im Senate eine starke Minorität gegen eine Einmischung zugunsten des Raubgesindels in Messina sich aussprach, beschloß dennoch das römische Volk auf den Komitien die Hilfeleistung, weil es die Insel nicht in der Gewalt der Karthager lassen wollte. Im Jahre 264 führte der Konsul Appius Claudius ein Heer über die Meerenge, wozu Tarent und die anderen römischen Seestädte Schiffe und Boote zwangsweise geliefert hatten, ohne daß die karthagische Flotte schnell genug bei der Hand war, die Römer abzufangen. Der karthagische Feldherr ließ sich aus Messina herauslocken, wurde geschlagen, und Messina war frei. Himilko büßte das Unglück der karthagischen Waffen in Karthago am Kreuze; Hiero von Syrakus schlug sich auf die Seite der Römer und erleichterte ihnen später die Eroberung des karthagischen Siziliens.

Nach einem fast 24jährigen Kampfe lag Karthago besiegt zu den Füßen Roms und bat um Frieden. Die Römer gewährten ihn aber nur unter den härtesten Bedingungen: Sizilien, der Preis zweihundertjähriger Anstrengungen, ging für Karthago verloren; 2200 Talente Kriegsentschädigung sollte es in 10 Jahren, 1000 sofort bezahlen und

die Gefangenen ohne Lösegeld entlassen. Doch noch nicht war erschöpft das Ungemach, welches ein feindlicher Gott verhängt über Afrikas Hauptstadt. In den Staub getreten durch den Übermut der siegreichen Quiriten erstand ihr ein neuer Feind in ihren eigenen Kriegern, ihren nicht bezahlten Söldnern, welche ihr gänzlichen Untergang drohten. Nur mit äußerster Anstrengung gelang es Hamilkar Barkas, Karthago durch Vertilgung der Rebellen zu retten. — Rom, immer bereit, aus den Streitigkeiten zweier Gegner Vorteil zu ziehen, hatte unterdessen den Karthagern Sardinien entrissen und forderte noch 1200 Talente für seine Unkosten, welche es auch erhielt, da Karthago außerstande war zu protestieren.

Es schien am Ende seiner Kräfte angelangt; seine Flotten waren vernichtet, der Schatz erschöpft, und so schien der Zusammensturz der stolzen Königsburg der syrischen Dido nur eine Frage der Zeit. Doch das Auge des heldenmütigen Hamilkar Barkas, des Blitzes, hatte bereits ein neues Terrain erspäht, auf welchem seine Vaterstadt Ersatz für allen erlittenen Verlust und Kraft zu neuem Streit um die Herrschaft mit der kapitolinischen Völkervernichterin finden sollte. Spanien, das Silberland, lag noch in jungfräulicher Frische da, keines Eroberers Fuß hatte es noch entweiht. Sein Silberreichtum sollte Karthago die vielen tausend Talente, welche der Krieg verschlungen, seine tapferen Streiter sollten jene Söldner ersetzen, welche der nimmer zu sättigende Kriegsgott hingemordet, oder welche ihre Empörung gegen die punische Herrin vor den Mauern Karthagos am Kreuze gesühnt. In neun Jahren hatte Hamilkar einen großen Teil Spaniens unterworfen, als der unerbittliche Tod (228) seinen Siegeszug unterbrach. Hamilkars Schwiegersohn, nicht Erbe seines Namens zwar, aber Erbe seines Ruhmes, Hasdrubal, fügte des Schwiegervaters Eroberungen mit gleichem Glücke neue hinzu. Ein neues Karthago (Carthago Nova, Carthagena), das mit dem alten an Pracht zu wetteifern schien, erstand auf sein Wort als Hauptwaffenplatz der Karthager in Spanien.

Rom, voll Furcht vor einer Erstarkung des hart beleidigten Karthago, drohte mit Krieg, und Karthago versprach, seine Eroberungen nicht über den Ebro auszudehnen und auch Sagunt nicht anzugreifen. Dem Hasdrubal ersparte der Dolch eines Meuchlers 221 diesen Vertrag zu brechen. Nun aber erhob sich ein neuer Sproß des durch Volksgunst mächtigen barkidischen Hauses aus dem Haufen der punischen Krämer: das Heer rief Hannibal, des großen Barkas Sohn, zum Feldherrn aus, und der karthagische Senat bestätigte die Wahl. Haß gegen Rom war wohl eine natürliche Empfin-

dung bei jedem echten Karthager; in Hannibal ward dieser Haß noch vergrößert durch den Umgang mit seinem von Römerhaß glühenden Vater, ward er zur heroischen Leidenschaft, zur großen Triebfeder all seiner Taten, zum Schwerpunkte aller Schicksale seines Lebens. Nachdem er einige Siege über hispanische Völker errungen, konnte er daran denken, dem Todfeind des punischen Namens seinen Haß fühlen zu lassen.

Ohne Rücksicht auf den obenerwähnten Traktat Roms und der heimischen unkriegerischen Regierung griff er das den Römern verbündete Sagunt an und zerstörte es nach achtmonatlicher tapferer Verteidigung (219). Rom, dem man die Auslieferung des Friedensstörers verweigert, erklärte feierlich den heiß ersehnten Krieg. Doch vergeblich verlegte Hannibal den Kriegsschauplatz nach Italien, um den Römern die Schrecken des Krieges im eigenen Lande fühlen zu lassen, welche sie kurz vorher den Karthagern bereitet, vergeblich überschritt er den finsteren Scheitel der Pyrenäen, vergeblich trotzte er den Schrecknissen eines Alpenüberganges. Denn nicht die Größe der Feldherren entschied den Kampf zwischen Rom und Karthago, sondern das nationale Heer gegen Söldnerstadt. Den von Vaterlandsliebe glühenden, für die Größe der Heimat kämpfenden Römern konnten die Karthager nur einen Haufen vaterlandsloser Mietlinge entgegenstellen, die sie sich noch dazu durch ihren schmutzigen Geiz und durch Härte zu Feinden gemacht, und die nur zu oft gegen ihre Herren sich empörten.

Die Römer, besiegt in zahlreichen Schlachten, fast wehrlos vor dem Sieger von Cannae, rafften sich wieder auf und wußten den Krieg von Ansoniens blühenden Gefilden wieder nach Afrika zu ziehen. Karthago, von Corn. Scipio aufs heftigste bedrängt, rief Hannibal nach Hause zurück. Bei Zama fiel 202 die Entscheidung des langjährigen Krieges; Hannibal verlor die Schlacht, Karthago lag zum zweitenmal, um Frieden bittend, zu den Füßen der unüberwindlichen Roma. Nichts blieb ihm von seinen Besitzungen außer der Stadt und ihrer Umgebung; seine Kriegsschiffe bis auf zehn mußte es ausliefern, seine Elefanten alle und in 50 Jahren 10 000 Talente bezahlen. Dem König Massinissa als treuen Bundesgenossen Roms sollte es alles Land, welches sie ihm oder seinen Vorfahren entrissen, zurückgeben und endlich keinen Krieg ohne Roms Erlaubnis führen. 100 Geiseln sollten für die Treue der überwundenen Feindin bürgen.

So hart aber auch der zweite Friede mit Rom gewesen, Karthago erholte sich schnell durch die Industrie der Bürger und Hannibals weise Verwaltung. Dieser weise Mann wagte bereits, neue Hoffnungen

für sein Vaterland und für die Welt zu schöpfen. Aber der wachsame Haß der Römer und die Stärke der römerfreundlichen Partei im Rate Karthagos zwang ihn zur Flucht. Mit ihm verließen die Götter, welche bis jetzt Karthago vor dem Äußersten, dem Untergange, bewahrt, die Stadt. Massinissa, Numidiens greiser König, riß ein Stück des karthagischen Gebietes nach dem andern an sich. Vergebens forderte Karthago, da ihm Krieg zu führen nicht erlaubt war, die Gerechtigkeit Roms zur Vermittlung auf. Die Römer schickten Vermittler nach Karthago, unter ihnen M. Porcius Cato; doch dieser kam als erklärter Feind Karthagos nach Rom zurück und beschleunigte das Verderben der unglücklichen Stadt. In derselben herrschte Zwietracht unter den einzelnen Parteien. Der für die Größe Karthagos schwärmenden romfeindlichen Partei stand eine romfreundliche und eine numidische aus Anhängern Massinissas, der den Tod nicht sehen sollte, bevor er nicht einen neuen Krieg zwischen Rom und Karthago heraufbeschworen, gegenüber. Als nun die Patrioten alle Anhänger Massinissas aus der Stadt vertrieben hatten, und der König ihre Zurückberufung forderte, griff Karthago in gerechter Empörung zu den Waffen. Aber der neunzigjährige Massinissa schlug ihr Heer und rieb es auf. Nun aber war der Zeitpunkt für Rom gekommen, die verhaßte Nebenbuhlerin zu erdrücken. Sie hatte den Friedensvertrag gebrochen, und ihr Heer war dahin. Rom erklärte den Krieg. Auf diese Schreckensnachricht fiel Utica von Karthago ab und unterwarf sich Rom. Schon standen die Konsuln mit großer Macht in Sizilien und rüsteten sich zur Überfahrt. Die geängstigten Karthager verwiesen die Anstifter des Krieges gegen Massinissa und den Feldherrn Hasdrubal, welchen Rom haßte; ja, sie erklärten sich zuletzt für Untertanen der übermächtigen Feindin. Doch nicht an Demütigung der stolzen Meereskönigin dachte die Herrin der Welt mehr, sie wollte ihre Vernichtung. 300 ihrer edelsten Söhne gingen als Geiseln ins römische Lager, und die Konsuln landeten in Utica. Schiffe, Waffen und Kriegsgeräte, alles lieferten die Karthager aus, als man ihnen aber befahl, die Stadt niederzureißen und fern vom Meere eine neue ohne Mauern zu bauen, da erfaßte sie der Mut der Verzweiflung. Und wie der Leu, den todbringenden Stahl im Herzen, noch einmal sich aufrafft und gegen seine Angreifer anstürmt und einen oder den andern unter seinen Pranken noch tötet, also beschlossen auch die Karthager, nicht ungerächt zu sterben. Und Hekatomben von Römern stiegen zum Hades hinab, ehe Roms Adler seine Schwingen auf der karthagischen Byrsa entfalten konnte. Drei Jahre widerstand Karthago den anstürmenden Legionen, endlich aber

konnten aller Mut der Verzweiflung und auch die übermenschlichsten Anstrengungen nicht hindern, daß es eine Beute der kapitolinischen Wölfin wurde. 146 verschwand es von der Erde und mit ihm das weitherrschende, handelsfrohe Volk der Karthager; Afrika war eine gefürchtete und gehaßte Tyrannin los, um die Herrschaft einer andern zu fühlen.

Nach dem Falle Karthagos wurde sein Gebiet die erste römische Provinz unter dem Namen Afrika. Und kaum war der Brand erloschen, der Karthago vom Erdboden getilgt, als es sich schon wieder wie ein Phönix, schöner, als es je gewesen, aus seiner Asche erhob. Keine neue Dido freilich war es, die ein neues Karthago erstehen ließ, sondern Rom, die Feindin des punischen Namens, sandte seine armen Bürger hieher, die unter des Tiberius Gracchus Führung, des edlen Volksfreundes, den Bau der Stadt begannen, welchen Cäsar vollendete, und Karthago für lange Jahrhunderte von neuem zur Hauptstadt, zur Zierde, zur Königin des afrikanischen Landes machten. Von den Zinnen seines kapitolinischen Tempels aber ließ der nimmer zu sättigende, ländergierige römische Aar seine scharfen Augen über das noch nicht römische Afrika schweifen, ob sich nicht eine Gelegenheit biete, auch dieses unter seinen furchtbaren Fängen zu knechten.

Auf dem hohen Felsenhorste von Cirta schmiedete Jugurtha, ein Enkel jenes Massinissa, dem Rom zum guten Teile seine Erfolge über Karthago verdankte, unheilvolle Pläne, den römischen Namen in Afrika zu vertilgen. Und schon wollte der Aar sich in blutdürstiger Freude auf seine Lande als Beute stürzen, als er beschloß, sich vorerst mit der Person des afrikanischen Ränkeschmiedes zu begnügen und ihn im Mamertischen Kerker zu Rom seine Verwegenheit büßen zu lassen. Bald fiel ihm auch Numidien, des Jugurtha Reich, anheim. Ein Nachkomme Jugurthas, Juba, kämpfte nämlich gegen Cäsar auf seiten der Pompejaner. Zur Strafe dafür verlor er sein Land, welches der glückliche Sieger Cäsar dem römischen Reiche als Provinz Afrika Nova einverleibte. Auf kurze Zeit ein Königreich von des römischen Volkes Gnaden unter Juba II., dem Sohne des pompejanischen Parteigängers, wurde sie 25 v. Chr. mit der alten Provinz Afrika vereinigt, Juba erhielt Mauretanien. Kaiser Caligula ließ im Jahre 40 n. Chr. den König von Mauretanien umbringen — eine sehr praktische Methode, Länder zu erwerben — und vereinigte sein Land als Provinz Mauretania mit dem römischen Reiche, und der Aar auf den Zinnen Karthagos blickte mit zufriedenem Auge über ganz Afrika als römische Beute hin. Afrika lag zwar als Sklavin zu Füßen der römischen

Weltherrscherin, doch war diese bemüht, es durch seine Kultur, welche sie ihm aufzwang, vom Boden emporzuheben. Wie ihr dies gelang, zeigt die Tatsache, daß Afrika im dritten Jahrhundert nach Christus unter der Regierung des Kaisers Severus, eines geborenen Afrikaners, die blühendste Provinz des römischen Reiches, wie Karthago ein zweites Rom war. Selbst den Saum der Wüste begleitete ein Kranz von Städten, wo heute kaum Nomaden ein kümmerliches Dasein fristen. Unsere Wüstenfahrer konnten die Spuren der römischen Kolonisation am Saume der Wüste, eine der glänzendsten Leistungen der römischen Weltherrschaft, bewundern. Doch auch für die Weltherrscherin an den gelben Fluten des Tiber kam der Tag der Vergeltung. Eine Provinz nach der andern ging ihr verloren, und Afrika ward der Vandalen Beute. Bonifatius, der römische Statthalter, rief sie aus Spanien herbei (429 n. Chr.), um sich gegen Nachstellungen von seiten des römischen Hofes, bei dem er des Verrates angeklagt worden war, zu schützen. Mit Rom ausgesöhnt, fiel er im Kampfe gegen die Afrika überschwemmenden Vandalen, welchen auch Karthago durch einen plötzlichen Überfall zur Beute fiel (439 n. Chr.). Das Volk wurde zu gemeiner Knechtschaft verdammt, seine Habe geraubt, die Gebäude sowie das Land unter die Sieger verteilt. Auf deren Geheiß und Rechnung setzten die dem Schwerte oder dem Sklavenmarkte entronnenen Karthager die gewohnten industriellen Arbeiten und den Schiffsbau fort; aber nicht nur Handelsschiffe, auch Kriegsschiffe liefen aus dem altberühmten Hafen aus, beherrschten das Mittelmeer und machten wie einst in punischer Zeit das aufstrebende, jetzt das sinkende Rom erzittern.

Der vandalischen Herrschaft machte 534 Belisar, der Feldherr des oströmischen Kaisers Justinian, ein Ende. Im siebenten Jahrhundert nach Christus kam Afrika unter die Herrschaft der Araber, welche in gewohnter erprobter Weise auch die letzte Spur von der römischen Kultur zu vernichten bestrebt waren. Karthago, die unglückliche Königin Afrikas, wurde 647 und 692 von arabischen Horden erstürmt und 697 vom arabischen Feldherrn Hassan dem Erdboden gleichgemacht. Was von antiken Gebäuden der schönheitsvernichtende Fuß des mosleminischen Kriegers nicht zertreten, und was sein praktischer Sinn nicht zum Baue der eigenen Städte verwendet, fiel dem ewig nagenden Zahne der Zeit zum Opfer oder verschwand unter dem feinen Wüstensande, den die afrikanischen Winde darüber hinwehten. Auf den Ruinen der antiken Kultur aber entstanden zwei Staaten, deren Söhne bis in die Neuzeit der Schrecken der europäischen Meere waren,

die Piratenstaaten von Algier und Tunis. Als sich die arabischen Statthalter vom Kalifate losrissen und eigene Dynastien bildeten, gelangten solche auch zum Besitze von Algier und Tunis. Mit ihren Glaubensgenossen in Spanien blieben die Herrscher von Algier und Tunis in enger Verbindung und nahmen eifrig Partei für sie im Kampfe gegen das Christentum auf der pyrenäischen Halbinsel. Sie bekriegten die Spanier zur See und kaperten die Schiffe derselben. Seit dem sechzehnten Jahrhundert aber dehnten sie den Seeraub auf alle christlichen Schiffe aus. Kardinal Ximenes veranstaltete 1509 einen Kreuzzug nach Afrika und machte die Könige von Algier und Tunis Spanien zinsbar. Doch bald darauf setzte sich in Algier ein kühner türkischer Seeräuber fest, Horuk, unter dem Namen Barbarossa bekannt. Sein Bruder Haireddin Barbarossa, welcher ihm 1579 in der Regierung gefolgt war, benützte Familienstreitigkeiten unter der tunesischen Herrscherfamilie der Haffiten, um sich auch dieses Staates zu bemächtigen. Der vertriebene König Mulei Hassan flehte nun seinen Oberlehnsherrn, den Kaiser Karl V., um Hilfe an, der 1535 den Barbarossa bei Tunis besiegte, 20,000 Christensklaven befreite und Mulei Hassan die Regierung von Tunis übertrug. 1570 eroberten die Türken Tunis von Algier aus aufs neue. Sie verloren es zwar 1572 wieder an Don Juan d'Austria nach der Schlacht bei Lepanto, aber nur, um es 1574 wieder in ihre Gewalt zu bekommen und bis in die neueste Zeit zu behaupten. An die Stelle der von der Pforte eingesetzten Paschas traten bald erbliche Beis als türkische Vasallen, die ebenso wie ihre Kollegen in den anderen türkischen Vasallenstaaten Nordafrikas als ihre Lebensaufgabe den Seeraub betrachteten, soweit ihnen Palastrevolutionen, Soldatenaufstände und Haremsintriguen, welche die Geschichte von Tunis seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts ausfüllen, Zeit dazu ließen. Ein Dorado für Seeräuber aber war Algier. Dort regierte ein dem Namen nach der Pforte untertäniger, von den Offizieren des Heeres gewählter Dei, dessen Raubflotten die Meere beherrschten, sodaß ihm die schwächeren christlichen Seestaaten einen jährlichen Tribut zahlten, um ihre Schiffe nur einigermaßen zu schützen. Alle Versuche, welche die christlichen Mächte während nahezu 300 Jahren machten, um Algier von den Korsaren zu säubern, mißlangen, bis es endlich Frankreich 1830 gelang, sich der Stadt zu bemächtigen und den Dei zu enthronen und sich nach und nach in den Besitz des ganzen Reiches des Dei zu setzen. Mit Tunis und Tripolis wurden Verträge abgeschlossen, so daß auch diese Staaten der Seeräuberei entsagten. Der Bei von Tunis, anfangs

über die Siege der Ungläubigen auf afrikanischem Boden bestürzt und den fremden Eindringlingen entschieden abhold, warf sich später Frankreich in die Arme, als die Pforte Tunis ebenso wie Tripolis aus einem Vasallenstaat zu einem türkischen Verwaltungsbezirk machen wollte. Diese Anlehnung an Frankreich bewirkte es zwar, daß die Autonomie von Tunis von der Pforte aus 1871 anerkannt wurde. Aber kaum 10 Jahre später benützte Frankreich die Einfälle tunesischer Bergvölker in die algerische Provinz Constantine, um das eben von der türkischen Oberhoheit befreite Tunis unter seine Oberhoheit zu bringen. Der Bei Si Saddok behielt im sogenannten Bardovertrage zwar den Titel eines Fürsten, doch wird die Regierung von Paris aus durch einen Bevollmächtigten geführt.

26. Im Hafen von Algier.

1) Algier.

Algier, dem unser Schiff sich näherte (franz. Alger, span. Argel), wurde 935 n. Chr. vom arabischen Feldherrn Zeiri unter dem Namen Al Dschesair-Inseln an Stelle der römischen Colonie Icosium gegründet und von den Arabern im Mittelalter Mesrana genannt. Jetzt ist es mit seinen ungefähr 100,000 Einwohnern die Hauptstadt und der erste Handels- und Kriegshafen des französischen Departements Algerien. Es liegt an der Westseite eines halbmondförmigen Golfes, der im Westen vom Kap Pescada und im Osten vom Kap Matifu begrenzt wird und hat einen 1836 von französischen Ingenieuren angelegten, durchschnittlich 12 Meter tiefen mit Docks und Bassins und einem zur Verteidigung eingerichteten Leuchtturm ausgestatteten und von Bastionen geschützten Hafen. Von der Stadt anfangend, erhebt sich, vom

Meere nur durch ein schmales, flaches Gestade getrennt, ein etwa acht Stunden langes und sechs Stunden breites, überaus reizendes Hügelland, Massif oder Sahel genannt; hinter demselben zieht sich südlich und südöstlich in einem Halbkreise die fruchtbare Ebene Metidscha hin, welche im Süden wieder vom Atlas begrenzt wird.

Einzig schön aber war das Bild, welches das im Sonnenglanz daliegende Algier darbot, als wir in seinen Hafen einfuhren.

In den dunkelblauen Fluten des Meeres spiegelte sich eine kilometerlange Säulenhalle, die Unterbauten des Boulevard de la République, darüber baute sich eine zweite schönere auf, von der

27. Algier: Boulevard de la République.

aus die Stadt amphitheatralisch die Höhen der Sahel hinaufstieg. Aus dem dunklen Grün von zahlreichen Palmenhainen erhoben sich blendend weiße maurische Paläste, während hohe Minarets und vom goldenen Halbmond bestrahlte Kuppeln aus dem Häusergewirr zum tiefblauen Himmel aufragten. Und als könnten wir es gar nicht glauben, daß es uns vergönnt sein sollte, das Land zu betreten, welches zu durchwandern der Traum des Kindes, der Wunsch des Jünglings gewesen, konnten wir es kaum erwarten, bis uns die von der Direktion gemieteten Bootsführer an Land brachten. Hier nun schien es freilich mit unseren Illusionen vom Märchenlande vorbei zu sein, denn wir kamen vom Schiff zum 400 Meter langen Kai, in dem die nur allzu sehr an unser liebes Europa erinnernde Douane (Zollstation), die allzu modernen Bureaus der Dampfschiffahrtsgesellschaften und der eben-

falls schlecht zum orientalischen Märchenzauber passende Bahnhof der Linie Algier — Oran mit seinen pfeifenden und pustenden Lokomotiven ihren Sitz hatten. Nur einige schmutzige Negerkinder, die sich am Meeresstrande herumbalgten oder auf unsere, allerdings nicht immer allzu salonfähigen Schuhe zeigend, durch Putzen derselben etwas verdienen wollten, und einige auf den Stufen der vom Hafen zur Stadt führenden Freitreppen herumliegende Araber zeigten uns an, daß wir uns in einem fremden Lande befanden. Als wir aber die große Freitreppe erstiegen hatten, konnten wir uns in irgend eine europäische Großstadt versetzt glauben. Wir befanden uns nämlich auf dem Boulevard de la République, dem Glanzpunkte der Stadt Algier, einer groß-

28. Am Hafen von Algier.

artigen, 26 Meter über dem Meere liegenden, mit einem ornamentalen Geländer versehenen Terrasse, welche im Auftrage Napoleon III. vom Engländer Morton Peto 1860—66 mit einem Aufwand von zirka 8,000,000 Franken erbaut, ihren ursprünglichen Namen Boulevard de l'Imperatrice 1870 mit ihrem jetzigen vertauschen mußte. Sie ruht auf 350 Bogen, in denen Kaufläden errichtet sind, welche den ganzen Hafenverkehr und Seehandel Algiers an sich gezogen haben. Den 350 Bogen, welche die Terrasse tragen, entsprechen auf dem Boulevard selbst Arkaden, welche von dem Erdgeschoß der ihn begrenzenden Paläste, unter denen die Gebäude der Bank und der Post hervorragen, Schutz gegen die immer brennenden Sonnenstrahlen bildeten, während das Auge sich an den nach Pariser Muster ausgestatteten Schaufenstern der unter den Arkaden liegenden Läden ergötzen konnte. Da die Wüstenfahrer bereits am nächsten Tage früh am Morgen Algier verlassen sollten, um ihre Wüstenfahrt anzutreten,

machten sie einen Rundgang durch die Stadt, besuchten eine Moschee und fuhren dann zum Jardin d'Essay, dem botanischen Garten Algiers, während die übrige Reisegesellschaft sich mit wenigen Ausnahmen darauf beschränkte, vom Boulevard de la République aus die herrliche Aussicht über den halbmondförmigen Golf von Algier, die grünen Abhänge der die Stadt umgebenden Sahel mit den Villen von Mustapha und die am Hintergrunde aufragende Kette des Atlas mit dem Bu-Zegsa und dem schneebedeckten Dschebel Dschurdschura zu bewundern, den in der Mitte des Boulevards liegenden Place de la République,

29. Algier: Am Boulevard.

den ehemaligen Richtplatz von Algier, auf dem gar oft christliche Sklaven den Tod erlitten, mit seinem Ausblick auf das Meer, dem Théatre municipal und der Militärakademie zu besuchen und in dem an den Boulevard sich anschließenden europäischen Stadtteil Algiers mit seinen breiten Straßen und eleganten Gebäuden, dem Sitze des Handels und Fremdenverkehrs, herumzuwandern, um endlich in einem der zahlreich hier liegenden Restaurants bei einem frischen Glase Bier ein sehr gutes Abendessen zu einem relativ geringen Preise einzunehmen. In den Restaurants entwickelte sich ein eifriger Handel zwischen den Reisegenossen und fliegenden arabischen Händlern, welche seidene Decken, Taschentücher, Fächer, Messingschälchen usw. anboten. Zu einem Viertel oder höchstens einem Drittel des geforderten Preises konnte man nach langem Handeln die mit den Worten: „Nix daier" angepriesenen Waren erhalten. Bis zu später Stunde hallten die Restaurants wider von deutschen Reden, denn lange hielt das reichlich fließende, sehr trink-

bare Bier die Reisegesellschaft beisammen. Als man endlich daran dachte, auf das Schiff zurückzukehren, dachte niemand daran, daß man, um auf sein im Hafen von Algier liegendes Schiff zu kommen, mit der Verschlagenheit von Bootsführern aus einem Volke rechnen müsse, das keinen sehnlicheren Wunsch kenne, als den lieben Nächsten gründlich übervorteilen zu können. Da unser Schiff im Hafen von Algier nicht anlegen konnte, hatte nämlich die Direktion die Gesamtkosten der Ein- und Ausbootung mit den arabischen Bootsleuten vereinbart, so daß keiner der Reisegesellschaft etwas dafür entrichten sollte. Als nun aber ein guter Teil der Reisegesellschaft zwischen 10 und 11 Uhr nachts an den Hafen kam, um auf das Schiff gebracht zu werden, forderten die Bootsleute von jeder Person eine Bezahlung von einigen Sous für die Überfahrt, weil von der Direktion für die Nachtzeit kein Übereinkommen getroffen worden sei. Die Szene, welche nun folgte, spottete jeder Beschreibung. Die Reisenden, welche schon vor dem Antritt ihrer Reise aus Büchern und von Bekannten erfahren hatten, daß im Süden ein Volk hause, welches die im Norden mit Zuchthaus bedrohten Gewerbe eines Diebes oder Räubers für sehr ehrenvoll ansehe und von der Direktion in zahlreichen Ansprachen vor arabischer Verschlagenheit gewarnt worden waren, aber bis jetzt vielleicht in sträflichem Leichtsinn darüber gelächelt hatten, sahen jetzt nur zu gut ein, wie recht die mit dem Süden bekannteren Warner gehabt.

Aber voll heiliger Begeisterung für Recht und Gerechtigkeit ließen sie sich nicht verblüffen, sondern fühlten tief in der Brust den Beruf, in dieser Nacht unter der ehrlosen Bootsbande eine tief gehende reformatorische Tätigkeit zu entfalten. Alle schwuren bei den ewigen Sternen, welche matt und schläfrig vom grauen Firmament die nächtliche Szene betrachteten und bei dem Monde, der sein gelbes Licht über das dunkle Meer ausgoß, keinen Sous zu bezahlen, da, wie Herr Oberlehrer Hartlieb, dessen Aufzeichnungen über dieses Nachtbild uns vorliegen, schreibt, deutsche Rechtschaffenheit welscher Niederträchtigkeit keinen Vorschub leiste. In schwäbischer, bayerischer, österreichischer Mundart, in reinstem Berliner Deutsch und in bestmöglichem Französisch suchten sie den Bootsleuten begreiflich zu machen, wie gemein ihre Handlungsweise sei. Sie hätten der Direktion versprochen, die Reisenden für eine bestimmte Summe ohne Rücksicht auf Tages- oder Nachtzeit ein- und auszuschiffen, und jetzt wollten sie ihr Wort brechen.

Als aber jeglicher Appell an Ehr- oder Rechtsgefühl von der schmutzigen Brust der Bootsleute abprallte, da beschloß man, auf seine

Kosten, aber in anderen Booten überzufahren. Aber ach! Alle Zunftgenossen fühlten sich solidarisch und verwiesen uns mit seltener Uneigennützigkeit immer an den Sprecher der Bootsleute, welche uns nachmittags ans Land gebracht, vor dem sie großen Respekt zu haben schienen. Nun ging der alte Tanz von vorne an. Man schimpfte, man drohte mit den Gerichten. Und siehe da, wie gerufen nahte sich auch schon ein Polizist, welche in Algier auch manchmal sichtbar zu sein scheinen, wenn man sie braucht. Dieser hörte beide streitende Teile an, suchte die Bootsleute zu ihrer Pflicht zurückzurufen und ging, als er die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen einsah, in aller Gemütsruhe weiter. Daraufhin begannen einige von der Gesellschaft denn doch zu zweifeln, ob ihre Absicht, unter den Bootsführern im Hafen von Algier zivilisierend zu wirken, von Erfolg gekrönt werden würde, und zahlten, von Müdigkeit und Schlaf überwältigt, den von den Bootsleuten geforderten Preis und kamen glücklich auf dem Schiff an. Die Bootsleute hatten gesiegt. Diejenigen Reisenden aber, welche lieber auf dem Kai von Algier übernachten wollten als den Bootsleuten nachzugeben — ob sie es getan hätten, kann man kaum behaupten — riefen, auch von ihren eigenen Brüdern verlassen, nach der Direktion, und endlich sah man in der Ferne Professor Lorenz heraneilen, welcher mit den Bootsleuten vor der Ausschiffung verhandelt hatte. Nach langem, mit großem Geschrei geführten Streite, von dem alle an dem kilometerlangen Kai süße Ruhe pflegenden algerischen Eckensteher aufgeweckt wurden, erklärten sich die Bootsleute bereit, die Reisenden auf das Schiff zu bringen, über die Berechtigung einer Nachforderung sollte der Kapitän entscheiden. Kurze Zeit darauf war alles auf dem Schiffe, die Reisenden suchten ihr Nachtlager auf, der Kapitän aber entschied die Streitsache zwischen Professor Lorenz und den Bootsleuten dadurch, daß er ihren Sprecher vom Schiffe verwies.

5. August.

Während wir gestern den europäischen Teil Algiers besichtigten, drangen von den Forts im Hafen Kanonenschüsse an unser Ohr. Ein russisches Kriegsschiff war nämlich eingelaufen, vom Donner der Hafengeschütze begrüßt. Als wir am frühen Morgen vor Sonnenaufgang uns erhoben, sahen wir dasselbe dicht neben uns liegen. Früher ein deutsches Lloydschiff, war es von den Russen während des Krieges angekauft und als Kriegsschiff armiert worden. Neben den andern im Hafen liegenden Schiffen, worunter drei Holländer waren, nahm

es natürlich als vom Kriegsschauplatz kommend unser besonderes Interesse in Anspruch. Wie nämlich erzählt wurde, sei es der Vernichtung in der Schlacht bei Tschemulpo nur wie durch ein Wunder entgangen. Die dem japanischen Schwerte entgangenen russischen Soldaten lagen friedlich in ihre Decken gewickelt auf dem Deck, bis genau bei Sonnenaufgang Reveille gepfiffen wurde, und ein buntes Leben auf Deck begann, und die Soldaten einander beim Waschen ganze Kübel voll Wasser über den entblößten Oberkörper gossen. Auf ein Glockenzeichen versammelten sie sich zum Morgengebet, das in einer dem russischen Volke eigenen melancholischen Melodie gesungen wurde. Dann gab

30. Algier: Russisches Kriegsschiff im Hafen.

es Kaffee zum Frühstück, und hernach entspann sich ein lebhafter Handel zwischen den Matrosen und den das Schiff überschwemmenden arabischen Händlern, wobei mancher Teppich und manches seidene Tüchlein um ein Viertel des geforderten Preises erstanden wurde, um im fernen Rußland ein niederes Zimmer zu zieren oder das Haupt einer zarten russischen Maid zu umhüllen. Von unserem Dampfer eilten die Wüstenfahrer nach dem Frühstück zur Bahn. Unser Zoologe suchte den Kapitän auf, um ihn zu bitten, ihm ein Boot mit sechs Ruderern zum Fischen im Meere zur Verfügung zu stellen, erhielt aber die Antwort, daß das zu diesem Zwecke in Aussicht genommene Boot leck sei und erst ausgebessert werden müsse. Die Untersuchung der am vorhergehenden Abend ins Meer versenkten Fischreusen ergab den Fang eines Drachenkopffisches und eines Haarsternes, die später einem sich dafür interessierenden Publikum erklärt wurden.

Die übrige Reisegesellschaft begab sich ans Land, um die gestern begonnene Besichtigung der Stadt fortzusetzen. Durch den Fischmarkt, welcher in den Hallen, welche die Unterbauten vom Boulevard de la République bilden, untergebracht ist, ging es hinauf zu der von Platanen beschatteten Place du Gouvernement, dem schönsten Platze der Stadt, dem Mittelpunkt des Geschäfts und Vergnügungslebens Algiers. Hier bespricht der fein gebildete französische Kaufmann mit dem stolzen Araber bei den rauschenden Klängen der Militärmusik seine Geschäfte und beide bewundern dann die reichgeputzten promenierenden algie-

31. Algier: Place de Gouvernement.

rischen Schönen. In der Mitte des Platzes befindet sich ein Reiterstandbild des Herzogs von Orleans, des bei den Franzosen sehr beliebten ältesten Sohnes Louis Philipps, welcher 1835—40 an den Kämpfen in Algerien teilnahm. Wir besuchten die an der Ostseite des Platzes gelegene Moschee Dschama el Dschedid, nach ihrem Platze in der Nähe des Fischmarktes Mosquée de la Pêcherie, Fischermoschee, genannt, deren Minaret als Uhrturm dient. Durch einen kleinen, von Säulenhallen umgebenen Vorhof, welchen eine prächtige Banane zierte, betraten wir die eigentliche Moschee. Gleich bei ihrem Eingang befand sich ein Wasserbassin für die rituellen Waschungen der Mohamedaner. Das Innere der Moschee, in Kreuzform erbaut, unterschied sich in der Bauart wenigstens nicht von einer christlichen Kirche. Die Stelle des christlichen Altares vertrat ein Aufbau in arabischem Stile, den gotischen Baldachinen der christlichen Kirchen entsprechend,

die Kanzel, von der aus der türkiſche Prieſter die Verſe des Koran herunterlieſt. Außer Koranſprüchen, welche die Wände zierten, und

32. Algier: Fiſchermoſchee.

den Teppichen, welche den Boden bedeckten, zeigte das Innere der Moſchee die den türkiſchen Bethäuſern übliche Kahlheit, die nur durch einige von der durch den offenen Dachſtuhl gebildeten Decke herab-

33. Algier: Vor der Fiſchermoſchee.

hängenden Lampen gemildert wurde. Am vorhergehenden Tage, einem Freitag, dem Feiertage der Mohamedaner, konnten ſich unſere Wüſten-

fahrer an der Gewissenhaftigkeit erbauen, mit der die Araber ihre vor dem Gebet vorgeschriebenen rituellen Waschungen am Brunnen am Eingange der Moschee besorgten; wir sahen nur zwei oder drei Araber, die, am Boden hockend, leise Gebete zwischen den Lippen murmelten.

Von der Fischermoschee kamen wir durch die Rue de la Marine zur sogenannten Großen Moschee, Dschama el Kebir, der ältesten von Algier aus dem Jahre 1018, mit einem Minaret aus dem Jahre 1322. Vierzehn prächtige, hufeisenförmige, gezahnte Arkaden auf weißen Marmorsäulen von der ehemaligen Moschee es Saida zierten

34. Algier: Brunnen vor der großen Moschee.

ihre Vorhalle, deren Mitte ein zu rituellen Waschungen dienendes Bassin einnahm. Aus der Vorhalle ging es in einen palmengeschmückten Vorhof, an den sich die eigentliche Moschee anschloß. Überaus kahl nahm sich das Innere der Moschee aus. Die prachtvollen Teppiche, welche den Fußboden bedeckten, und einzelne Lampen, welche von der Decke herabhingen, dienten nur dazu, die Leere der Moschee noch deutlicher zu zeigen. Massive Pfeiler, deren Sockel die roten Ziegel, aus denen sie hergestellt waren, sehen ließen und ebenfalls blendend weiße, hufeisenförmige, gezahnte Arkaden trugen, teilten das Innere der Moschee in mehrere Schiffe. Kein Koranspruch verzierte die Wände, keine Arabeske unterbrach die weiße Öde der weiten Hallen. Nur eine kleine, unscheinbare Kanzel zeigte die Richtung an, in welcher das heilige Mekka liegt. Obgleich aber das nach harmonischer Far-

benzusammenstellung sich sehnende Auge in der weißen Öde keinen Ruhepunkt finden würde, so waren doch diese Hallen von einem Hauche des tiefsten Friedens durchzogen und schienen das von Unruhe erfüllte Herz zu einer stillen Aussprache mit Gott einzuladen, denn kein Laut des nur wenige Schritte entfernten lauten südländischen Geschäftslebens störte die feierliche Ruhe der dem stillen Gebete geweihten Räume.

Desto lauter aber ging es in jenem Teile des Hofraumes der

35. Algier: Kathedrale.

Moschee zu, wohin die Türen des mit der Moschee verbundenen Gerichtshofes mündeten, da gerade eine Gerichtsverhandlung stattfand.

Der Gerichtsraum bestand aus zwei ineinandergehenden Zimmern, welche statt durch eine Türe durch ein Gitter mit einander verbunden und gegen den Hof der Moschee offen waren. In dem größeren Zimmer saß hinter einem großen Schreibtisch ein alter Araber mit einer großen Brille auf der Nase; es war der Richter. In dem anderen Zimmer standen zwei Frauen hinter dem Gitter. Nun trat ein Mann zu dem Richter, küßte ihn auf die Stirne und kniete vor

ihm nieder. Bei der strengen Absonderung des Weibes im Orient dürfen nämlich Frauen und Männer nicht im gleichen Gemache vor dem Richter erscheinen. Auf ein Zeichen des Richters begann die Verhandlung. Wie unser Führer bemerkte — Führer wissen alles — handelte es sich um eine Ehescheidung. Eine der hinter dem Gitter stehenden Frauen verlangte die Scheidung von ihrem vor dem Richter knienden Manne und schien, um ihr Ziel leichter zu erreichen, alle möglichen Schlechtigkeiten ihres Mannes aufzuzählen. Sie sprach mit einer seltenen Geläufigkeit, denn das weibliche Geschlecht scheint auch im Orient trotz des den Mund verhüllenden Schleiers sehr gesprächig zu sein, und wurde von ihrer Begleiterin kräftig unterstützt, so daß es

36. Algier: Gruppe vor der Kathedrale.

weder dem Richter selbst noch auch dem vor ihm knienden Angeklagten gelang, den Redestrom, der sich von den Lippen der keifenden Araberfrauen ergoß, aufzuhalten. Wir konnten den Ausgang des Prozesses nicht abwarten, wünschten aber dem Angeklagten, daß ihn ein günstiger Richterspruch von seiner so redegewandten Ehehälfte befreie, und gingen durch die Rue de la Marine zurück zur Place de Gouvernement und durch die Rue de Chartres nordwärts zur Place Malakoff mit der Kathedrale von St. Philippe an der Stelle der prächtigen Hassan-Moschee, einem originellen, imponierenden Bau mit Verschmelzung maurischer Elemente und christlicher Kirchenbaukunst. Auf einer Freitreppe erhob sich ihre von zwei orientalisierenden Türmen flankierte Fassade. Durch einen Portikus von drei hufeisenförmigen Arkaden gelangte man in das Innere, welches das durch die mit Glasmalereien versehenen

Fenster nur spärlich eindringende Tageslicht mit einem geheimnisvollen Zauber erfüllte. Hier wurde unser Auge nicht mehr geblendet durch eine weiße Öde wie in den Moscheen, sondern unser Blick schweifte über in warmen Farbtönen gehaltene Wände, deren Einförmigkeit in Farbenpracht glühende Malereien unterbrachen. Rechts vom Eingange sahen wir das Grabmal des algierischen Martyrers Geronimo, von dem eine hier angebrachte Inschrift erzählte, daß er im Jahre 1569 in seinem 26. Jahre lebendig in das Gußmauerwerk einer Festung eingemauert wurde, weil er die christliche Religion nicht ver-

37. Algier: Hof der Bibliothek.

leugnen wollte. Neben der Kathedrale lag das Palais des Generalgouverneurs, der ehemalige Palast des Hassan Pascha, gegenüber der Palast des Erzbischofes, der außen schmucklose frühere Palast der Tochter des Sultans mit seinem prächtigen Hofe, den zierliche maurische Arkaden auf Marmorsäulen in mehreren Geschoßen umgaben, und dessen Wände Stuckdekorationen zeigten, während die Türen arabische Holzschnitzereien aufwiesen. Einen anderen maurischen Prachtbau, den Palast des Dei Mustapha, in welchem jetzt die Bibliothek untergebracht ist, sahen wir in der Rue de l'Etat-major. Er stammt aus dem Jahre 1799 und hat ebenfalls den für die maurischen Bauten charakteristischen

Hof mit Marmorsäulen und arabischen Hufeisenbogen. Hier sahen wir zum ersten Male die Wände mit Fayenceplatten belegt, eine Dekorationsart, welche für die maurische Architektur Afrikas charakteristisch ist. Von hier aus begannen wir die 497 Stufen der Rue de la Kasba hinanzusteigen. Nach kurzem Steigen bot sich uns zur

38. Algier: Vorbeimarsch der Zuaven.

Rechten ein herrlicher Anblick dar. Strahlend in blendender Weiße stieg ein moscheeähnliches Gebäude mit Kuppeln und Minarets zum Äther empor, der dunkelblau, in nie gesehener Schönheit sich über dem Meere wölbte, welches, ein großes, ebenfalls tiefblau erglänzendes Auge, zu uns heraufsah. Das Gebäude war die Kirche Notre-Dame

39. Algier: Blick von der Kasba.

des Victoires, eine ehemalige Moschee von 1622. Nach weiterem Treppenersteigen kamen wir zu der Kasbah, der alten Zitadelle von Algier, an. Diese, ein festes Kastell, ganz aus Stein, dessen Bau im Jahre 1516 begonnen wurde, liegt 130 Meter über dem Meere und war bis 1830 die Residenz der algerischen Deis. Hier war es, wo

der letzte Dei von Algier den französischen Gesandten den Fächerschlag in das Gesicht versetzte, der ihm den Thron kostete. Von dem ehemaligen Palaste des Dei sind nur noch geringe Reste übrig, die Zitadelle selbst dient als Kaserne. Schön war die Aussicht, welche sich uns von der Höhe der Kasbah darbot. Zu unseren Füßen lag das weiße Gewirr der arabischen Wohnhäuser, nur manchmal unterbrochen durch eine ovale Kuppel oder ein Minaret. Weiterhin breitete sich der Golf von Algier mit den Hafenanlagen von Algier aus, dessen Fluten, die allzu grellen Sonnenstrahlen zurückwerfend, das Auge blen-

40. Straße in Algier. — Zum arabischen Viertel.

deten. Um von der Kasbah zur Stadt hinunterzukommen, nahmen wir unseren Weg durch ein arabisches Stadtviertel, um auch etwas von echt orientalischem Leben zu sehen. Durch ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen, die oft so schmal sind, daß die fensterlosen, einförmigen maurischen Häuser einander fast berühren, stiegen wir zur Stadt herab. Die Häuser hatten in ihrem unteren Gelasse Verkaufsbuden und Cafés, enge Räume. Einzelne größere Häuser, die sich zufällig hierher verirrt zu haben scheinen, haben wohl auch einen Portikus und Vestibüle mit Seitenbauten, auf welche ein offener viereckiger Hof mit Marmorpflaster und von Marmorsäulen getragenen Arkaden folgt, wie wir ihn in den maurischen Palästen, die wir besucht, gesehen. Um den Hof reihen sich einige Zimmer, ein Badesaal, die Küche, eine Zisterne; über den Säulenhallen mit hufeisenförmigen Arkaden erhebt sich ein zweites

Hallengeschoß, während sich ganz oben ein geschlossener Arbeitsraum befindet. Auf dem harten Pflaster der schmalen Straßen hockten und lagen Araber herum, so daß man Mühe hatte, sich zwischen diesen, den ganzen Tag Siesta haltenden Söhnen der afrikanischen Sonne hindurchzuwinden, ohne anzustoßen oder zu fallen. Aus den Verkaufsbuden drangen die verschiedensten Gerüche, je nach den Artikeln, welche feilgeboten wurden; am intensivsten waren diese Gerüche in der Nähe von Garküchen, wo alle möglichen und unmöglichen Sachen in Öl gebacken und an die hungrigen Araber verkauft wurden. Nachdem

41. Algier: Im arabischen Viertel.

wir die Araberstadt nach allen Richtungen durchquert, in jede Verkaufsbude hineingesehen, jedem auf der Straße arbeitenden Handwerker bei der Arbeit zugesehen und über jeden neuen Geruch geschimpft, kamen wir endlich glücklich wieder auf der Place de Gouvernement an und eilten zum Boulevard de la République, um in einem der dortigen zahlreichen Cafés bei einem Glase Bier uns von den Strapazen des heutigen Vormittags zu erholen. Bald schlug auch die Stunde des Mittagessens, und der größte Teil der Reisegesellschaft eilte zum Schiff; nur einige wenige zogen es vor, das Mittagessen auf dem Lande einzunehmen.

Über den Besuch des Jardin d'Essay, der für den heutigen Nachmittag geplant war, hat Professor Kolb in Schwäbisch Hall dem Gedenkbuch folgende Notizen zur Verfügung gestellt:

42. Café in Algier.

Um zu dem Jardin d'Essay zu gelangen, stellten wir uns gruppenweise auf dem prächtigen Boulevard Carnot auf, um die Tram-

43. Straßenszene in Algier.

wagen zu erwarten, die uns dorthin bringen sollten. Ehe das Fahrzeug für unsere Gruppe kam, sammelte sich um uns eine Menge Neugieriger,

unter denen sich besonders ein Häuflein junger, 12—14jähriger Lyzeisten auszeichnete durch ihr lebhaftes Interesse für unsere nummerierten weißen Binden und ihre kecken Fragen. Daß wir Deutsche seien, wußten sie längst, nun aber wollten sie auch, um die in ihrem Lyzeum gewonnenen geographischen Kenntnisse zu verwerten, genauer erfahren, aus welchen einzelnen Ländern wir stammten. Da nannten wir denn mit Stolz Württemberg, Bayern, Sachsen, Preußen usw. Nun kam das Gefragtwerden an sie; wir offenbarten ihnen, daß auch von uns viele Schulmeister seien, und wollten nun von ihnen wissen, wie ihre Lehrer hießen, und welcher unter ihnen der beste und beliebteste

44. Algier: Jardin d'Essay.

sei; da wollte ein jeder den besten haben („ob wohl ein solcher Wetteifer, seinen Lehrer herauszustreichen, auch bei deutschen Gymnasiasten denkbar wäre," fragten wir uns unwillkürlich). Während wir mitten im Gespräch waren mit den netten Bürschchen, kommt ein commissaire de ville (Sicherheitsbeamter), kenntlich an seiner roten, den Arm schmückenden Dreiecksliße, in den Haufen herein, teilt rechts und links Ohrfeigen aus an die Jungen und treibt sie auf die Seite; er hat es wohl nicht gerne gesehen, daß die französische Jugend sich mit den bösen Deutschen — zumal in der Zeit der Marokkoaufregung — anfreundete.

Endlich kam unser Wagen, trug uns an Kaserne und Militärlazarett vorüber, dann durch Bastion Nr. 14 (die Stadt Algier ist

ſtark befeſtigt) in raſchem Laufe nach Muſtapha inférieur. Muſtapha iſt eine Vorſtadt, dreiviertel bis eine Stunde entfernt, die aber jetzt durch Bevölkerungszuwachs allmählig mit Algier verſchmilzt.

Der Palmengarten bedeckt eine beträchtliche Fläche und ſteht auf einem Raume, der früher Sumpf- und Fieberland war, dann aber durch Anpflanzung des bekannten Eukalyptusbaumes, der durch

45. Algier: Im Jardin d'Eſſay.

ſein kräftiges, aromatiſches Öl eine miasmentilgende Wirkung übt, zu geſundem und ſchönem Gartenboden umgeſchaffen wurde. Als „botaniſcher Garten" éntſpricht er freilich denjenigen Anforderungen, die in Europa an einen ſolchen geſtellt zu werden pflegen, nach meinen Beobachtungen ſehr wenig, da ſowohl die ſäuberliche Abſonderung und Pflegung der einzelnen Pflanzen als ihre Etikettierung mangelhaft iſt.

Doch wir waren ja nicht als Botaniker gekommen; wir waren sogar froh, wieder an einem Orte zu sein, wo wir vieles nicht zu wissen brauchten; sogar unser Haus- und Leibzoologe, über die verschiedenen Palmenarten befragt, erklärte, er stehe zwar auf dem Fuße persönlicher Bekanntschaft mit Quallen, Seeigeln und Tintenfischen, aber hier wisse er keinen genaueren Bescheid. Nun, wir wanderten die lange, prächtige Palmenallee herunter und brachten mit unserem Laienverstand allmählich wenigstens so viel heraus, daß hier herrlich hohe, schlank aufgeschossene Dattelpalmen und Drachenbäume mit ihren chaotisch verschlungenen Armen miteinander abwechselten, was ein durch die Höhe der Stämme und die Verschiedenheit der Blatt- und Astbildung höchst mannigfaltiges Bild gewährte. Sonst waren noch zu sehen Zwergpalmen, Tee- und Kaffeebäume, Bataten, prachtvolle Bambusrohre (eine ganze Allee) und Eukalyptusbäume.

Bald aber wurde unsere Aufmerksamkeit von der Flora auf die Fauna abgelenkt: es war hier auch eine Straußenzucht zu sehen. Da traten wir in den Raum, wo — durch ein Drahtgitter von uns getrennt — ein mächtiger Herr Strauß und seine ziemlich kleinere, graubefiederte Ehehälfte kampierten. Der Strauß wird bekanntlich zu sehr praktischen — das heißt hier ästhetischen — Zwecken gezüchtet. Warum — braucht man den Damen nicht zu sagen. Dagegen darf hier einiges über die Geheimnisse der Straußenzucht eingeschoben werden. Der Hauptproduzent ist der Herr Strauß. Während das Weibchen nur dürftiges Zeug zum Vorschein bringt, das nur ein Viertel und weniger des Wertes der guten Federn hat, liefert jener die herrlich weißen, elastischen, dauerhaften Federn; er produziert sie und er trägt sie auch (merkwürdige Umkehrung derjenigen Ordnung, die in der zivilisierten Menschheit gilt!) — er trägt sie freilich nur so lange, als der Wärter sie ihm läßt. Wenn nämlich der junge Strauß in das rupfbare Alter gekommen ist (dasselbe entspricht beim Staatsbürger dem steuerpflichtigen, nur daß jenes viel früher anhebt), so zieht ihm sein Wärter einen Strumpf über den Kopf, bindet ihn am Halse zu, und sein Gehilfe muß dem Tiere auf die beiden großen Doppelzehen treten. Sobald das geschehen ist, hat der Vogel die fixe Idee, er sei gefangen und gefesselt. Unter der Herrschaft dieser fixen Idee läßt er alles mit sich geschehen ohne Widerrede. Nun wird er gerupft, bis die letzte schöne Feder heraus ist. Dann aber bemächtigt sich des beraubten Tieres ein wilder Grimm. Begreiflich! Denn Verstand hat er keinen laut Hiob 39, 17: „Gott hat ihm, dem Straußen (Luther nur: Pfauen), die Weisheit genommen und hat ihm keinen Verstand mitgeteilet,"

er hat bloß seine Federn, sagen wir allgemeiner: seine feine Garderobe. Nimmt man ihm auch die noch, so hat er gar nichts mehr. Das wird ihm doch zu bunt. Deswegen macht er sich auf und läuft in die Welt hinaus. Der Wärter weiß gut, daß er laufen wird, daher schwingt er sich, sobald die letzte Feder ausgerauft ist, noch ehe er dem Vogel den Strumpf vom Kopfe zieht und die Tür des Geheges öffnen läßt, auf seinen Rücken, und nun galoppiert der entrüstete Vogel ins Land hinaus — ein herrlicher Ritt für den Wärter! Aber was bezweckt der Strauß mit diesem Laufen? Die einen sagen: er weiß genau, daß er seine Federn verloren hat, aber nicht wo, daher

46. Algier: Jardin d'Essay. — Dattelpalmen und Bananen.

läuft er, um sie zu suchen; der andere sagt: er schämt sich seiner Blöße (wie Adam nach dem Fall) und läuft nun in die Wüste, um sie zu verbergen (zu fein und zu moralisch für einen Straußen); der dritte dagegen, sicher der Wahrheit am nächsten kommend, sagt: es juckt ihn gewaltig an den Stellen, wo die Federn gesessen, und nun kalkuliert er bei sich also: „Laufe ich rechtschaffen, so werde ich das Jucken los, oder ich werde es wenigstens vergessen;" er sucht also, sagt scharfsinnig und wissenschaftlich dieser dritte, seine Wärme (den brennenden Hautreiz) in Bewegung umzusetzen. So läuft er denn im Galopp ein Dutzend oder zwei Kilometer ab, macht dann, da das Jucken nachläßt, in einem weiten Bogen kehrt und trabt wieder in sein Gehege hinein, wo er ein gutes Vesper erhält. Die Federn wachsen ja bald wieder nach.

Diese sozusagen akademischen Betrachtungen können freilich überall angestellt werden, wo eine Straußenzucht ist, z. B. auch in Marseille, in dessen Nähe seit einigen Jahren sich ein solches „Federnproduktionsgeschäft" befindet. In der Tat hat der Schreiber dieser Zeilen aus einem ganz ernsthaften Aufsatz, der diese Marseiller Straußenzucht behandelt, die obigen Angaben entnommen (freilich nur die technischen, nicht die Straußen-psychologischen). Für uns aber, im jardin d'essai, wurde die Frage nun eben praktisch; denn der große Strauß, der 2,5 Meter hoch sich vor uns reckte, war gerade am vorangehenden Tage seines Schmuckes beraubt worden und rieb nun mit seinem Kopf und

47. Algier: Jardin d'Essay. — Magnolienallee.

Hals unaufhörlich an den unglücklichen Körperstellen, um sie zu trösten und zu besänftigen. Dann richtete er allemal wieder seinen mächtigen Hals empor und schaute uns da draußen aus seinen zirkelrunden Augen giftig und drohend an; er argwöhnte offenbar, daß wir Fremdlinge an seiner Beraubung irgend einen Anteil hätten, und zeigte nicht übel Lust, mit seinem Dreieckskopf in schnellem Stoß über das Gitter herüber uns einen wuchtigen Schnabelhieb zu versetzen. Wir blieben daher in respektvoller Entfernung und flüsterten uns die kritischen Bemerkungen, die wir über ihn austauschten, nur leise in die Ohren.

Der Strauß ist der personifizierte unfreiwillige Humor; er ist alles halb, nichts ganz: halb Läufer, halb Flieger; halb Riese, halb Kind; halb Vogel, halb Kamel; weswegen ihm auch die Griechen den hübschen Namen Spatzenkamel (struthio-camelus, woraus Strauß)

gegeben haben; so mag der Leser es entschuldigen, wenn in diese Skizze eine etwas zu große Portion Humor hineingeraten ist. Jedenfalls, nachdem wir diese interessante Bekanntschaft der Familie Strauß gemacht hatten, ging unsere Teilnahme für die Palmen und anderen Gewächse nahe zusammen; wir tranken noch eine Limonade unter einer schönen Dattelpalme und beeilten uns, wieder in einen Tramwagen zu gelangen.

Ein Teil der Reisegesellschaft, unter ihnen Professor Lorenz und Frau, besuchte bei der Rückkehr vom Jardin d'Essay Mustapha Supérieur, den Glanzpunkt der näheren Umgebung Algiers, wie es die Reisehandbücher nennen, eine Villenkolonie, wie sie schöner nicht leicht

48. Algier: Sommerresidenz des Gouverneurs.

gefunden werden kann. Orient und Okzident scheinen sich hier die Hand zu reichen. Weiße maurische, im Grün einer tropischen Vegetation leuchtende, entzückend gelegene Villen hätten uns in die Märchenwelt von 1001 Nacht versetzen können, hätten uns nicht aufdringliche, nur allzu moderne Hotelschilder daran erinnert, daß der nimmermüde Geschäftsgeist der verhaßten Giaurs längst gegen jegliche orientalische Märchenpoesie einen Vernichtungskrieg führe. Inmitten des herrlichsten Parkes aber erhebt sich in einer nie gesehenen Pracht das prächtig gelegene Schloß Mustaphas, des viertletzten Deis von Algier, welches mit seinen Gärten den Golf von Algier bis zum Kap Matifu beherrscht. Da das Schloß gegenwärtig die Sommerresidenz des Gouverneurs ist, so war eine eingehende Besichtigung des Innern nicht möglich. Als die Reisenden durch den mit den Büsten Mac Mahons und anderer Generalgouverneure verzierten Eingang in den Garten eintraten, stellte

sich ihnen ein Portier entgegen und erbot sich als Führer durch den Garten und den vom Gouverneur nicht bewohnten Teil des Palastes an. Der Garten zeigte die herrlichsten tropischen Gewächse; Blumen in den leuchtendsten Farben, von denen der Portier in einer galanten Anwandlung der Frau Professor Lorenz einige anbot, säumten die Wege ein. Das Innere des Palastes zeigte Filigranstukkaturen, welche sich wie ein duftiger Schleier über die hohen Decken hinzogen und Wände mit Fayencedekorationen. Im Vorübergehen konnte man noch einen Blick in den prächtigen Hof des vom Gouverneur bewohnten Teiles des Palastes werfen, um dessen Springbrunnen prächtig uniformierte arabische Diener des Gouverneurs saßen, dann mußte man den herrlichen Ort verlassen. Durch die monumentale Porte de Constantine kehrte man nach Algier zurück. Die Straße, welche von hier zum Hafen führte, bot das bunteste Bild, das man sich denken konnte. Wie zu weiland Tartarin von Tarascons Zeiten fuhren Omnibusse, Fiaker, Equipagen, Militärtrainwagen, große mit Ochsen bespannte Wagen, nach beiden Seiten — die elektrischen Straßenbahnen konnte er noch nicht sehen, da sie zu seiner Zeit noch nicht erfunden waren —; bald nahmen einige Bataillone Soldaten, bald Herden von kleinen Eseln den größten Teil der Straße ein. Spahis in ihrer malerischen Tracht, mit weit sichtbaren, roten Mänteln, gingen an schmutzigen, zerlumpten Arabern vorüber, während fliegende Händler mit markerschütternder, den Höllenlärm, welchen die ewig vorbeirollenden Fuhrwerke aller Art machten, noch übertönenden Stimme ihre Waren anpriesen. An Schenken und Speisehäusern sah man Inschriften, welche im schwungvollsten Italienisch zum Eintreten aufforderten, als sei man bereits im schönen Italien angelangt, und man konnte mit Tartarin ausrufen: „Was wollen denn die Leute eigentlich mit ihrem berühmten Orient? Einen solchen Spektakel kann man in jeder größeren Stadt Italiens oder Südfrankreichs haben!“

Einige Herren der Reisegesellschaft bestiegen nach dem Besuche des Jardin d'Essay die Tram, um dem vom Jardin d'Essay eine halbe Stunde entfernten Maison Carrée einen Besuch abzustatten. Herr Pfarrer Hellmair aus Landsberg am Lech schildert die Beweggründe dieses Besuches und den Besuch selbst folgendermaßen:

Maison-Carrée, ein schön gelegenes Dorf mit 7000 Einwohnern, liegt im Osten von Algier, ist 11 Kilometer davon entfernt, und kann per Eisenbahn und Tramway erreicht werden. Hier befindet sich das berühmte Missionshaus der „Weißen Väter“, jener

hochverdienten Kongregation, die von dem im Jahre 1892 verstorbenen Kardinal und Erzbischof Lavigerie zur Missionierung Afrikas gegründet wurde. Der Name Maison-Carrée ist in Deutschland nicht unbekannt. Die Firma Müller in Flape versendet jährlich ungezählte Flaschen jener vorzüglichen Weine, welche Afrikas Sonne auf den ausgedehnten Weinbergen des Klosters erzeugt. Die genannte klösterliche Niederlassung kennen zu lernen und auch einen guten Tropfen an der Stelle, an welcher er wächst, zu verkosten, das waren die leitenden Beweggründe, die uns nach dem Besuch des Jardin d'Essay mit seinen herrlichen Palmen bestimmten, die Trambahn zu besteigen, welche uns in einer guten halben Stunde zur Haltestelle Maison-Carrée brachte. Wie-

49. Maison Carrée.

derholte Fragen belehrten uns, daß das Kloster selbst von hier noch weit entfernt sei. Dadurch zwar etwas enttäuscht, entschlossen wir uns dennoch, auf staubiger Straße zwischen wohlgepflegten Weinbergen, in welchen große Trauben der Reife entgegengingen, suchenden Blickes voranzuschreiten. An oft recht unbequemen Begleitern und lustigen Führern fehlt es bekanntlich im Orient nicht; die Verlegenheit und Unsicherheit des Fremdlings erkennen sie mit scharfem Blick und sind sofort an dessen Seite und lassen sich nicht allzuleicht abweisen. So erstand auch uns plötzlich ein Begleiter in der Person des bald 15jährigen Muhammed Ben Ali Ben Amrusch. Das anfängliche Mißtrauen, welches Fremde den Arabern entgegenbringen, schwand bald, und es entwickelte sich eine ganz gemütliche, für uns interessante Unterhaltung. In ziemlich gutem Französisch erzählte der aufrichtige Araber-

junge von seinen Verhältnissen, von seinem Vater und seinem Bildungsgang. Seit sieben Jahre besuchte er eine Schule, französische Lehrer führten ihn in die Anfänge des Wissens ein. In der Geschichte war er nicht unbeschlagen, wußte von Karl dem Großen und dem großen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland im Jahre 1870. An diesem Kriege nahm auch sein Vater teil und hatte das traurige oder vielleicht glückliche Los, gefangen zu werden und als Prisonier nach Bayern zu kommen, wo er, was Ben Ali besonders betonte, nach Landessitte gut zu essen und zu trinken bekam. Der Junge hatte auch einige

50. Volkstypen aus Algier.

Kenntnisse vom Christentum; meine Frage jedoch, ob er nicht Christ werden wolle verneinte er entschieden, und als ich sagte, bei näherer Prüfung würde er das Christentum lieb gewinnen und annehmen, erwiderte er, ich solle nur den Islam prüfen und werde dann Mohammedaner werden! — Unter solchen und ähnlichen Gesprächen erreichten wir eine Straßenkrümmung und sahen endlich das ersehnte Ziel vor uns liegen. Auf schlechten, steinigen Nebenwegen gelangten wir in einer guten Viertelstunde zu den großen, zu ebener Erde gelegenen Kellereien. Ein deutsch sprechender Küfer, ein gemütlicher Elsässer, verständigte das Kloster von unserer Ankunft und gab den ermüdeten und durstigen Wanderern reichlich zu kosten von all den trefflichen Marken, welche die ausgedehnten Keller füllten. Da standen riesige Fässer, mit Oulid-Adda, Moskat und Alihorte gefüllt, während Hunderte

von kleinen Fässern zur Verfrachtung nach Deutschland, Frankreich, Amerika usw. bereit lagen. Ben Ali weigerte sich anfangs beharrlich, Wein zu trinken, konnte aber schließlich doch der Versuchung nicht widerstehen, von dem „Süßen" zu kosten. Die vorgerückte Zeit nötigte uns leider bald zum Aufbruch und gestattete nur einen flüchtigen Besuch des Klosters und seiner Kapelle. Um letzteres zu erreichen, durchschritten wir einen wohlgepflegten und an tropischen Pflanzen reichen Garten, in dessen Mitte eine schöne Marienfigur „La sainte Vierge", sagte unser Begleiter — aus dem dunklen Grün hervorragte. Die beginnende Dämmerung ließ die Einzelheiten am Klosterbau nur noch schwach erkennen. Bald rief auch ein Glockenzeichen die Kloster-In-

51. Verschleierte Frauen aus Algier.

sassen zum Abendsegen, und wir traten hochbefriedigt von dem, was wir genossen, gesehen und gehört hatten, den Heimweg an. Im Dorfe trafen wir noch Ben Alis Vater, der sich wohl wegen des langen Ausbleibens seines Sohnes Sorge gemacht hatte, und erzählten zu seiner Freude, wie gut wir uns mit seinem Sohne unterhalten, und fragten ihn zuletzt über seinen Aufenthaltsort in Bayern, ohne jedoch Sicheres ermitteln zu können. Während unserer Auseinandersetzung hatte sich eine Menge neugieriger Zuhörer um uns versammelt, die uns mit Ben Ali bis zur Abfahrtsstelle der Tram das Geleite gaben. Noch einen letzten Gruß sandten wir vom bereits abfahrenden Wagen der Trambahn unsern freundlichen Begleitern zu, dann verschwand das Dorf und seine Bewohner im Abendnebel, wir aber kamen

nach einer Stunde auf dem hellbeleuchteten Boulevard Carnot in Algier an.

Der Boulevard selbst war an diesem Abend sehr belebt. Die vornehme Welt Algiers schien hier ihren Korso zu halten. Zwischen Pariser Modedamen und jugendlichen Elegants wandelten gemessenen Schrittes ernste Araber, prächtige Heldengestalten, von deren gebräunten, männlich-schönen Gesichtern die blendende Weiße der maurischen Kleidung abstach. Dann zogen wieder ein paar algerische Soldaten in ihren prächtigen, farbenreichen Uniformen vorüber, während in der Ferne der leuchtend rote Mantel eines Spahis leuchtete. Zwischen den Füßen der Spaziergänger schlichen die kleinen, zudringlichen Araberbuben mit ihren verschmitzt dreinschauenden großen Augen durch und boten Streichhölzer an oder wollten die Schuhe der Passanten putzen. Unsere Reisegenossen nahmen sich in dem Gewühle von eleganten Pariser-toiletten und morgenländischer Gewandung wie Wesen aus einer fremden Zone aus, als sie in langem Staubmantel, den linken Arm mit der weißen Binde, auf welcher die Nummer des einzelnen Reisenden stand, geschmückt, das Haupt vom langwallenden Schleier umhüllt, durch die Straßen zu einem der zahlreichen Restaurants zogen, um wie gestern bei einem Glase Bier ihr Abendessen einzunehmen. Nach demselben unternahmen einige Herren, wie es gestern schon geschehen war, unter Leitung eines einheimischen Führers eine Entdeckungsfahrt in das nächtliche Algier, wo sie, wie es in andern Hafenstädten auch der Fall ist, viel Schmutz fanden. Einige andere begnügten sich damit, einige arabische Straßen in der Nähe des Hafens zu besuchen und da über die im Schatten der Häuser auf dem Pflaster schlafenden Araber hinwegzuschreiten, verfolgt von einer ungeheuren Schar von Jungen, die sich erboten, die Reisenden zu nächtlichen Orgien zu führen oder auch nur einen Sou haben wollten. In der Rue de la Marine gab es eine aufregende Szene. Ein Franzose prügelte sich mit einem Araber. Schnell war ein weißuniformierter Polizist zur Hand, riß die Raufenden auseinander, packte den Araber am Kragen und führte ihn auf die Wache, und die Ruhe auf der Straße war hergestellt. In Europa wäre der Polizist voraussichtlich erst erschienen, wenn einer der Raufenden mit ein paar Messerstichen im Leibe am Boden gelegen, und der andere bereits in Sicherheit gewesen wäre. In dem die Place de la République gegen Osten begrenzenden Parke hatte unterdessen eine Militärkapelle zu spielen begonnen. Es war ein Konzert, wie man es ebenso gut oder schlecht auch in Europa hören konnte, nur die Szenerie war eine verschiedene. Eine herrliche südliche Nacht

hatte längst ihren weichen Schleier über Algier und seinen Golf ausgebreitet. Den dunklen Himmelsbogen belebten glänzende Sterne, und Frau Luna sah neugierig wie andere weibliche Wesen auf die in den engen maurischen Straßen schlafenden Araber hernieder. Wie ein hellstrahlendes Feenschloß inmitten der herrlichsten Parkanlagen erhob sich der hellerleuchtete Konzertplatz aus der düster wogenden Nacht. Eine erschlaffende Schwüle nahm die Sinne gefangen, und die schmeichelnden Töne der Musik entführten sie in das Zauberland, welches die Phantasie der arabischen Dichter geschaffen. Da wandelten im Schatten der hochstrebenden Palmen, deren Kronen im Glanze der Glühlichter aus riesigen silbernen Federn zu bestehen schienen, die Märchenhelden alle, welche die Sympathie unserer Kinderjahre besessen. Wir sahen Harun al Raschid, den allweisen Kalifen von Bagdad, sich aus seinem Palaste fortschleichen, um in den dunkeln Gassen seiner Stadt das Leben und Treiben seiner Untertanen zu beobachten, und erhoben uns, um ihm zu folgen und — erwachten aus unseren Träumen. Die Märchenhelden, die wir zu schauen gemeint, waren Araber in der malerischen Tracht ihres Volkes, und das Feenschloß war zum Kiosk geworden, in welchem die Regimentskapelle eben einen lustigen Walzer erschallen ließ. Unser im Hafen liegendes Schiff aber, beunruhigt über unser langes Ausbleiben, trug einer vom Meere herwehenden Brise auf, uns zu einer baldigen Heimkehr zu ermahnen, und wir stiegen zum Hafen hinab, um uns von unseren arabischen Bootsleuten zu demselben hinüberrudern zu lassen. Als die Bootsleute wie gestern eine Extravergütung für die Einbootung verlangten, da griff jeder, an der Hoffnung verzweifelnd, algierischen Bootsleuten die europäischen Begriffe von Recht und Unrecht beibringen zu können, in seine Tasche und kam gegen Entrichtung von zwei Sou glücklich auf dem Schiffe an und suchte sein Lager auf, um von dem heute Geschauten zu träumen.

6. August.

Die ersten Stunden des Vormittags benutzten die Katholiken der Gesellschaft, um ihrer Sonntagspflicht nachzukommen; darnach durchwanderte man in kleinen Gruppen die Stadt, um bereits Geschautes noch einmal anzusehen oder auch in bisher noch unbekannte Regionen der näheren Umgebung Algiers vorzudringen. Ein Teil der Gesellschaft pilgerte zu der auf dem Rücken des Berges Bon-Zarea gelegenen Kirche Notre-Dame d'Afrique hinauf. Der Weg führte durch die nordwestliche Vorstadt Algiers, Bab-el-Oued, den Bergrücken hinan

zu der von Fromageau 1872 in romanisch-byzantinischem Stil erbauten Kuppelkirche. Ein herrlicher Rundblick über die Stadt Algier, ihren Hafen und das Meer lohnte den Besuchern die Mühe des Aufstieges. Auch bis zum Jardin Marengo am Nordende der Straße Bab-el-Oued, einem terrassenförmig auf einem alten mohammedanischen Friedhof angelegten Park mit schöner Aussicht und einer Säule zu Ehren der Armee und zu der an seinem Südostende sich erhebenden Moschee Dschama Abder-Rahman el Tzalbi, der reichsten und originellsten aller Moscheen Algiers, mit dem Grabe des mohammedanischen Heiligen und geistlichen Schriftstellers Abder Rahman el Tzalbi (1387—1471), von dem sie ihren Namen hat, drangen viele Reiseteilnehmer vor. In der Moschee sah man Gräber mehrerer Paschas und Hochgestellter, darunter Achmeds, des letzten Reis von Constantine, die durch bunte Seidentücher und brennende Lichter kenntlich gemacht wurden.

Die arabischen Friedhöfe befanden sich in einem trostlosen Zustande. Von gepflegten Wegen war keine Spur vorhanden, die Gräber entbehrten jeglichen Blumenschmuckes, soweit nicht die Natur selbst sie mit Agaven und Geranien überdeckte. Und hätten nicht die kleinen, steinernen, mit Namen und Halbmond versehenen Grabsteine zu Häupten der kleinen Erdhügel den Ort als Friedhof bezeichnet, so hätte man glauben können, sich auf einer Trümmer- oder Schuttstätte zu befinden. Unsauber gekleidete Weiber, welche auf den Gräbern hockten und bei der Annäherung von Friedhofbesuchern ihr Gesicht verhüllten oder sich abwandten und gegen einen Versuch eines derselben, sie zu photographieren, laut aufkreischend protestierten, vermehrten noch den Eindruck der Unordnung und Verwahrlosung, welchen der Friedhof auf den Besucher machte. Wo aber mag es sich wohl angenehmer ruhen, hier im Schatten prächtiger, von einer lauen Seebrise umsäuselten Palmen oder in einer feuchtkalten, ausgemauerten, mit einem schweren Steine verschlossenen Gruft eines wohlgepflegten nordischen Friedhofparkes?

Die berühmte Chiffaschlucht war bereits gestern von Herrn Doktor Graßmann aus München besucht worden, welcher seine Tour folgendermaßen beschreibt:

Die Wüstenfahrer waren aufgebrochen; auch mein lieber Freund und Kabinengenosse hatte den Anschluß an sie noch erreicht. Ich wollte nun auch nicht allein den schönen Morgen an Bord verbringen und entschloß mich, die im Plane vorgesehene Tour in die Chiffaschlucht zu machen. Ich hoffte, daß sich eine, wenn auch kleine Gesellschaft zusammenfinden würde und freute mich auf die sicher schöne und genußreiche Wanderung.

An Bord jedoch sah ich niemanden mehr, der so ausgesehen hätte, als wollte er eine Partie unternehmen. Ich winkte also eines der Fährboote herbei, um gemütlich zum Bahnhofe zu fahren und vielleicht dort kühne Schluchtenwanderer zu treffen.

Am Bahnhofe herrschte bereits das regste Leben; Reisende drängten sich um den Schalter, aber — kein bekanntes Gesicht! Ich kam auf den Perron hinaus, sah die Wüstenreisenden fertig zur Abfahrt (manch freundliche Rede und Gegenrede wurde noch getauscht), sah auch meinen Zug schon bereit, aber kein weiterer Chiffa-Pilger ließ sich blicken. Ich getröstete mich dessen, stieg in den Zug, drückte mich in eine Ecke, von der ich später einen wunderhübschen Rückblick auf Algier hatte, und fuhr frohgemut meinem Ziele zu.

In zwei Stunden war die Station Chiffa erreicht. Das Glück war mir hold! In einem Gärtchen des Bahnhofes präsentierte sich mir nämlich die Sehenswürdigkeit der erst kommenden Schlucht — ein Äffchen der Gattung Macaco, der Art Inuus ecaudatus. Das Tierchen war ganz hübsch, soweit man das von einem Affen sagen kann, hatte einen grünlich-braunen Rücken, nach unten eine grauweiße Farbe, dunkle Hände und Gesicht, war ungefähr einen halben Meter lang und, wenn es sich auf allen Vieren fortbewegte, vierzig Zentimeter hoch. Nachdem ich mir das Tier genugsam besehen, wanderte ich der Ortschaft zu, die sehr unbedeutend, ich möchte sagen, erst im Werden ist. Ringsherum breiteten sich ergiebige Felder aus, gegen Blida zu nur unterbrochen von dem steinigen Bette des Flusses Chiffa, während im Rücken des Ortes die Höhenzüge des Atlas sanft anstiegen.

Die Färbung der ganzen Gegend war zu dieser Zeit ein eintöniges Braun, und eine furchtbare Schwüle brütete über den kahlen Feldern. Aber wenn Herbst und Winter bei uns herrschen, muß sich dieses Land in ein Eden verwandeln.

Der Weg zur Thorge war bald erfragt und leicht gefunden; denn nur zweihundert Meter ungefähr vom Orte entfernt zweigt rechts eine prachtvolle Straße zur Schlucht ab; eine hübsche Platanenallee spendete erwünschten Schatten bis zum Eingang zur Schlucht. Jetzt begann das Steigen, und trotz der schönen Straße kostete es manchen Schweißtropfen, denn auch die Sonne stieg immer höher und ließ den einsamen Wanderer all ihre Wärme fühlen.

Die Wände der Schlucht waren mit Fichtenarten, Eichen, Buchen und Eschen bewachsen, aber all diese Bäume scheinen zu keiner rechten Höhe zu kommen. Tief unten rauscht zur Zeit der Schnee-

schmelze der Chiffa; in dieser Zeit aber bestand er nur aus verschiedenen größeren und kleineren Tümpeln, in denen sich Berberbuben vergnügten, wenn nicht gerade Pferde und sonstiges Getier darinnen standen.

Nach einer guten Stunde wurde die Straße von der Eisenbahn gekreuzt; aber bald war diese weit unter mir und verkroch sich in eine Anzahl von Tunnels. Ein wenig später traf ich auch auf eine Ansiedelung von Eingeborenen, hineingebaut in eine von den Felswänden gebildete Schlucht. Die paar Häuser waren sehr einfach, nieder und kahl, wie diese Bauten in der Regel zu sein pflegen. Im Schatten der Häuser waren einige Männer emsig bei der Arbeit; sie waren mit dem Brechen des Halfagrases beschäftigt, das man zur Papierbereitung gebrauchen kann. Eine größere Anzahl aber hockte im Schatten der Bäume und vertrieb sich die Zeit mit Rauchen und Spielen.

Ich schritt meines Weges fürbaß, erquickte mich an einem praktisch gefaßten Quell und freute mich des Zaubers der von Sonnenglanz und Sonneglut durchfluteten Schlucht. Ich mochte von neuem ein Stündchen gewandert sein, als ich bemerkte, daß die Straße „gespritzt" war. Woher auf einmal dieses Zeichen europäischer Großstadtkultur? Bald wurde ich eines Mannes in einheimischer Tracht gewahr, der von Zeit zu Zeit das kleine, bald wieder verschwindende Bächlein an der linken Seite der Straße staute und dann mit der Schaufel das Wasser über die Straße warf. Mein erster Gedanke war: Jetzt kommst du wahrscheinlich zu dem Café-Restaurant, welches das Reisehandbuch fürsorglich erwähnt. Ich sollte mich nicht getäuscht haben. Als ich um die nächste Ecke gebogen, lag ein ganz nettes Tälchen vor mir, das weiter rückwärts ziemlich schnell anstieg und mit seinen Felsblöcken dem ruisseau de singes Gelegenheit zu schönen Kaskaden bot. Im Talgrunde lag abseits von der Straße das oben erwähnte Gasthaus. Ich ließ mich in seinem Schatten nieder. Mir gegenüber war ein kleines Bassin, voll hellen, frischen Wassers, das eine angenehme Feuchtigkeit in der Luft verbreitete. Das war eine wirkliche Erfrischung. Rechts sah ich hinaus auf die Kalkfelsen mit ihren warmen, braunen Tönen, auf die agavenumsäumte Straße und auf das Grün der gegenüberliegenden Hänge. Linker Hand führte ein Fußpfad durch einen schönen Wald am „Affenbach" zur Höhe. Dieser Wald mit dem prächtigen, klaren Bache bildet das Dorado der Magots. Mein beturbanter Führer machte mich des öfteren auf solche aufmerksam, aber ich konnte nichts oder nicht viel davon sehen, und so war ich froh, daß die Liebenswürdigkeit der Leute in Chiffa mir

schon Gelegenheit gegeben hatte, mit aller Ruhe und ganz in der Nähe ein solches Tierchen gesehen zu haben.

Mit diesem Waldtal ist der Höhepunkt der Schlucht erreicht; die Straße führt jetzt in malerischen Windungen abwärts, sie wird immer romantischer, weil die Talwände auf eine längere Strecke immer näher zusammenrücken. Man könnte diese Partie eine Via mala im kleinen nennen. Zur Regenzeit müssen auch größere Wasserfälle an verschiedenen Stellen die Gegend beleben; bei dieser großen Hitze aber war wenig davon zu sehen. Nach einem Marsche von 1½ Stunden weitete sich die Schlucht, und ich gelangte bald wieder hinaus in die fruchtbare Ebene. Durch Orangenhaine und (jetzt abgeerntete) Getreidefelder kam ich nach Blida, einer freundlichen Stadt mit ungefähr 13 000 Einwohnern; sie lag wunderschön am Fuße des Atlas in einem reichen Frucht- und Blumengarten. Die vier Meter hohen Mauern gaben der Stadt das Aussehen eines starken Bollwerkes und einer sicheren Zufluchtsstätte, wenn etwaige Aufstände die Gegend verwüsten sollten. Doch scheinen diese Zeiten vorbei zu sein. In einer Viertelstunde hatte ich den Bahnhof erreicht und brauchte auch nicht lange auf den Zug nach Algier zu warten. Vom Wagen aus hafteten meine Blicke noch lange auf den Bergen, die ich heute durchwandert, und ich freute mich des kleinen Ausfluges, der mir so vielen Genuß geboten.

52. Blick vom Boulevard de la République auf den Hafen von Algier.

2) Von Algier nach Philippeville.

Gegen Mittag versammelte sich die Reisegesellschaft allmählich auf dem Schiffe; denn man hatte Algier nach allen Richtungen durchstreift und alles Interessante besichtigt und sehnte die Stunde der Abfahrt herbei. Auch unser Nachbar, das russische Kriegsschiff, hatte im

Laufe des Vormittags Algier unter laut donnernden Abschiedssalven der Hafenbatterien verlassen. In den ersten Nachmittagsstunden trafen auch die letzten Nachzügler der Reisegesellschaft, denen das vorzügliche Bier und die gute Küche der Brasserie Suisse den Abschied von Algier schwer machten, auf dem Schiffe ein, und gegen vier Uhr ließ die Schiffsirene ihre heulende Stimme vernehmen und gab das Zeichen zur Abfahrt. Langsam verließ die „Etoile" den Hafen Algiers. Lange noch sahen wir die Arkaden des Boulevard de la République und die weißen Kuppeln der Fischermoschee und die weißen Villen von Mustapha im Grüne ihrer Palmenhaine und den minaretförmigen Turm der Kirche von Notre-Dame d'Afrique.

Kaum hatten wir den schützenden Hafen Algiers verlassen, so merkten wir, wie recht der Kapitän gehabt, als er unserem Zoologen das Fischen vom Boot aus auf hoher See wegen allzu hohen Seeganges nicht gestatten wollte; denn das Schiff, das doch etwas größer als ein Boot war, wurde gewaltig hin und hergeworfen. Die Fahrt der Küste entlang war eigenartig. Da gab es keinen Strand, sondern die Felsen stiegen direkt aus dem Meere empor, welches in wildschäumender Brandung an ihnen hinaufstrebte. Die Küste schien wenig bewohnt zu sein, nur hin und wieder zeigten sich einige Hütten, oder erschien die weiße Kuppel einer kleinen Moschee, von welchen zickzackförmige Bergpfade die nahen Höhen hinaufführten.

Leider konnten nicht alle Reiseteilnehmer die wilde Schönheit der düsteren, wenig bewachsenen Felsen, das dunkelblaue Meer, welches hochgehende Wellen durchfurchten, und die schneeweiße Brandung an den dunklen Felsen bewundern; denn nur zu bald zeigten sich die Wirkungen des hohen Seeganges: einige Reisende wurden von der Seekrankheit befallen. Auf dem Schiffsvorderdeck hatte sich nach dem Abendessen eine Gruppe seefester Reisegenossen eingefunden, um das Schwanken des Schiffes nicht so sehr zu spüren als zu sehen, da man von hier genau bemerken konnte, wie das Schiffshinterteil bald von einem Wellenberge in die Höhe geschleudert wurde, bald in einen tiefen Abgrund hinabglitt, ohne selbst die Schiffsschwankungen allzusehr zu fühlen. Ein besonders kaltblütiger Herr schrieb unbekümmert um hohen Seegang und Schwanken des Schiffes an seinem Tagebuch. Zahlreiche Delphine schwammen vor dem Schiffe her, um plötzlich in kühnem Bogen aus dem Wasser herauszuspringen, als wollten sie unseren Dampfer genau besichtigen und dann an der linken Seite des Schiffes in den dunklen Gewässern zu verschwinden.

Als die Nacht hereinbrach, begann sich auch das Vorderdeck zu leeren; nur ein paar Herren erfreuten sich noch an dem herrlichen Anblick, welchen das im Glanze des Mondlichtes wie Silber schimmernde, schäumende Meer darbot. Als auch diese ihre Schlafplätze aufsuchten, da lag das ganze Schiff bis auf die wachhabende Mannschaft im Schlafe, selbst die sonst laute Unterhaltung der bierfröhlichen Freunde am Büffet des Schiffes war verstummt.

7. August.

An diesem Morgen hatte der hohe Seegang etwas nachgelassen, und die Reisegesellschaft, zum größten Teile wieder frisch und munter, sah mit mehr Interesse auf der nahen Küste menschliche Ansiedlungen auftauchen und vorbeiziehen. Im Laufe des gestrigen Abends waren wir an Dellys, der von Karthagern gegründeten, unter den Römern zur Zeit des Kaisers Claudius um 50 nach Christus mächtigen Stadt Rusuccurum vorüber gefahren, heute sahen Frühaufsteher in den ersten Morgenstunden hinter dem Kap Carbon Bougie, an einem weiten, von Bergen umschlossenen Golfe, mit dem mächtigen Bahor (2095 Meter) im Osten und dem Dschebel Dschurdschura (2038 Meter) im Westen als gigantischen Wachttürmen im massigen Felsenwalle, mit dem die Natur Bougie umgeben. Nach einigen Stunden zeigte sich das Kap Cavallo mit einer vorgelagerten roten Insel und Dschidschelly, an der Stelle des römischen Igilgilis, und nach Umfahrung von Kap Bougiarone erschien Collo in der Bucht von Philippeville. Philippeville (20 000 Einw.) selbst, die Hafenstadt von Constantine, erreichten wir bald nach dem Mittagessen.

Neben den übrigen afrikanischen Städten, welche alle auf einen Jahrtausende zählenden Bestand zurückblicken können, muß es als ein Emporkömmling erscheinen, da es erst im Jahre 1838 erbaut wurde. Wie aber Emporkömmlinge gerne Schlösser zu ihrem Wohnsitze nehmen, in denen ein uraltes Adelsgeschlecht von ruhmvoller Vergangenheit geherrscht, so suchte sich auch Philippeville einen altberühmten Platz für sich aus, nämlich das alte Rusuccurum der Römer, ohne freilich ebensowenig wie Parvenus mit dem Orte zugleich den Ruhm desselben erreicht zu haben.

Das Schönste an Philippeville ist wohl seine Lage auf zwei grünen, gegen die Küste sich senkenden Hügeln, deren einer eine Kaserne mit einem Militärlazarett trug. Und hätten uns nicht Palmen und eine im Grün von mächtigen Baumriesen halbverborgene Moschee uns daran erinnert, daß wir in Afrika waren, so hätten wir glauben

können, uns in einer europäischen Stadt zu befinden, um so mehr, da auch die Temperatur durchaus nicht afrikanisch war, sondern angenehm kühl im Vergleiche zu jener auch nicht zu heißen in Algier. Eine breite, mit Bäumen besetzte Straße, die Rue Nationale, führte vom Hafen zur palmenbesetzten Place de la Marine mit einer schönen Aussicht auf das Meer und dann an der inmitten eines freundlichen Parkes gelegenen Kirche vorüber zum archäologischen Museum im ehemaligen römischen Theater, welches Funde aus römischer Zeit, darunter eine Hadrianstatue enthält. Den Sammelplatz für die Gesellschaft bildeten die zahlreichen Cafés, vor welchen nach südländischer Sitte Tische aufgestellt waren, an denen je nach Belieben starker türkischer Kaffee, französisches Bier, Wein oder Limonade getrunken wurde. Anisette in Eiswasser, ein Lieblingsgetränk der Südländer, fand nicht den Beifall aller Reisenden.

53. Philippeville.

Beim Baden am sandreichen Badestrand von Philippeville wäre ein Reisender, welcher sich von einer tückischen Welle zu weit ins Meer hinaus tragen ließ, beinahe ertrunken. Nur dem raschen Herbeieilen eines des Schwimmen kundigen Reisegenossen hatte er es zu verdanken, daß er seine schwäbische Heimat wiedersehen konnte.

Da in ganz Philippeville kein Restaurant aufzutreiben war, in welchem man hätte ein Abendessen bekommen können, mußte alles sich an Bord begeben. Nach dem Abendessen ließ eine Musikkapelle aus der Stadt an Bord frohe Weisen erklingen. Aber gar bald protestierten schlaflustige Reisende gegen den Spektakel, wie sie in ungeheurer Verblendung den musikalischen Hochgenuß nannten, welchen uns die Elite der Musikanten der guten Stadt Philippeville zu bereiten gedachte. Eine Entschuldigung für die Vertreibung des musikfrohen Apolls zugunsten des mohnumkränzten Morpheus mag wohl darin zu suchen gewesen sein, daß der Zug, welcher uns am nächsten Tage nach Constantine bringen sollte, schon vor fünf Uhr morgens abfahren sollte, so daß das Aufstehen auf 3½ Uhr festgesetzt werden mußte.

3) In Constantine.

8. August.

Noch war der anbrechende Tag im Kampfe mit der nicht weichen wollenden Nacht, als über das Schiffsdeck laut schallende Trompetenstöße hinfluteten, als sollten sie den Posaunenschall des jüngsten Tages markieren. Voll Schreck fuhren die friedlichen Schläfer der „Etoile" auf und meinten nicht anders, als daß eine Horde türkischer Seeräuber das Schiff überfallen hätte und nun auf das Trompetensignal hin mit dem Morden der wehrlosen Schiffsbewohner begänne. Doch vergeblich warteten sie auf das Wutgeheul, mit dem sich die Korsaren auf die wehrlosen Opfer stürzen würden und erinnerten sich endlich, daß die Trompetenstöße nur die Reisegesellschaft wecken sollten, um

54. Constantine.

den Zug nach Constantine zu erreichen. Wie einst die Israeliten das Osterlamm stehend mit gegürteten Lenden, Schuhen an den Füßen und Stäben in den Händen einnehmen mußten, so nahmen auch wir reisefertig, mit Stock, Hut und Schleier in aller Eile unser Frühstück ein und eilten zum Bahnhof. Philippeville lag noch im Schlafe, als unser Zug seinen Bahnhof verließ.

Bädecker nennt die Bahn von Philippeville nach Constantine eine der interessantesten Gebirgsbahnen der Neuzeit, fand aber damit durchaus nicht den Beifall mancher Reisenden, welche die Fahrt von Philippeville nach Constantine langweilig fanden. Zuerst ging es durch das fruchtbare Tal von Saf-Saf aufwärts, welches mit seinen Pappeln und Akazien durchaus nicht den Eindruck einer afrikanischen Landschaft machte, ebensowenig wie die allmählich auftauchenden bewaldeten Höhen. Doch bald änderte sich der Charakter der Landschaft, die Wälder verschwanden, und die Gegend kleidete sich in ein einförmiges, ödes Gelb und wurde zur Wüste, in welcher die von riesigen Eukalyptusbäumen

beſchatteten Bahnſtationen die Stelle von grünenden Oaſen vertraten. Agaven, deren Blütenſchäfte Baumhöhe erreichten, Kaktushecken mit Früchten in allen Stadien der Reife und niedere Palmen fanden ſich längs der Bahnlinie, während in ausgetrockneten Flußläufen roſenrot blühender wilder Oleander die öde Gegend belebte. Weite Olivenpflanzungen umgaben St. Charles (19 Kilometer von Philippeville) und Robertville (29 Kilometer). Auf den wohlgepflegten Kunſtſtraßen zogen Geſpanne von acht Ochſen dahin, von Zeit zu Zeit ſahen wir auch arabiſche Geſellſchaften auf Eſeln und Kamelzüge. Zwar gab es keine Hotels längs der Bahnſtrecke, auch waren keine ſtilvollen Reklameſchilder vor den Stationen angebracht, trotzdem aber war die höchſte europäiſche Kultur bis hieher vorgedrungen, Automobile machten wie in den fortgeſchrittenſten Kulturſtaaten auch hier die Straßen bereits unſicher. Stolz fuhren ſie mit unſerem Zuge um die Wette und hatten das Vergnügen, ihn bald zu überholen, da er bis zum Col des Oliviers (46 Kilometer) eine ziemlich bedeutende Steigung zu überwinden hatte und von da aus immer höher hinanſtieg. Bei Bizot (74 Kilometer) bot die tief unter uns liegende Landſchaft El Hamma, eine durch heiße Quellen befruchtete Oaſe mit Palmen- und Granatapfelwäldern, einen herrlichen, erfriſchenden Anblick in der allgemeinen gelben Öde. Endlich gegen 8½ Uhr morgens erſchien Conſtantine (87 Kilometer von Philippeville, 680 Meter ü. d. M.) auf ihrem hochromantiſchen, von furchtbaren Höllenſchlünden umgebenen Felſenhorſte. Achtzigmal, wenn man der Überlieferung glauben darf, belagert und beſtürmt, hat die einſtige Felſenburg Cirta bis auf die neueſte Zeit ihren Ruf bewahrt, indem ſie erſt nach langen Kämpfen, und nachdem lange ſchon auf Algiers Mauern das Banner Galliens wehte, von den Franzoſen erobert werden konnte. Von den Phöniziern Kartha (Stadt), von den Römern Cirta genannt, wurde ſie im zweiten Jahrhundert nach Chriſtus von Maſſiniſſa, deſſen Haß gegen Karthago, welches ihn erzogen, mit ſeinen Jahren zu wachſen ſchien, zur blühenden Hauptſtadt von Numidien gemacht. Jugurtha, welchen ſie geboren, brachte ſie in römiſche Sklaverei. Im Anfang des vierten Jahrhunderts nach Chriſtus wurde ſie bei der Niederlage des Uſurpators Alexander durch Maxentius zerſtört, 313 aber von Konſtantin, von dem ſie ihren Namen Conſtantine erhielt, wieder aufgebaut. Die Vandalen, welche alle afrikaniſchen Städte mit Einſchluß des großen Karthago in ihre Gewalt gebracht, rannten ſich an den Felſen Conſtantines ihre Köpfe blutig. Die Araber, welche ſich 710 der Stadt bemächtigten und ſonſt mit eroberten Städten nicht allzu zart umzugehen pflegten, hielten Conſtan-

tine sehr in Ehren und machten es zu einem Zentrum arabischer Bildung. Noch im zwölften Jahrhundert nach Christus nannte es der arabische Geograph Edrisi eine der festesten Städte der Erde. Den Türken, den Virtuosen im Zertreten Jahrtausender alter Kultur, welche 1567 Constantine eroberten, war es vorbehalten, auch Constantines Blüte zu vernichten. Wenn die Janitscharen des Blutvergießens müde waren, dann begannen Haremsintriguen, ausgesponnen von Frauen, die es nimmer verschmerzen konnten, daß sie durch ein unerbittliches Gesetz vom öffentlichen Leben ausgestoßen waren, und von Eunuchen, in der unglücklichen Stadt mit giftigen Pfeilen zu wüten. Und als sollte die grausame Türkenherrschaft in Constantine würdig beschlossen werden, war der letzte Bei Constantines, Hadsch Achmed, einer der grausamsten. Seinem Wüten setzten die Franzosen nach einem vergeblichen Angriff des Marschall Clanzee und nach dem Falle ihres Generals Damrémont ein Ende. General Valée gelang es 1837, durch eine Bresche die Stadt zu nehmen. Jetzt ist Constantine (580—730 Meter) die Hauptstadt eines gleichnamigen französischen Departements und der Sitz des Generalkommandeurs, des Präfekten, eines Bischofs und eines Tribunals. Es hat an 50 000 Einwohner, wovon gegen 19 000 Franzosen, 24 000 Eingeborene, 3000 Fremde und 4000 Juden sind.

Es liegt auf einem auf allen Seiten senkrecht abfallenden, 300 Meter über der Talsohle des Rumel aufsteigenden, wasserumflossenen Felsen, der nur auf der Westseite durch eine schmale Landbrücke mit dem übrigen Lande verbunden ist. Mit seinen steilen, engen und finsteren, durch maurische Hufeisenbogen überbrückten Gassen hat es einen viel ausgeprägteren orientalischen Charakter als Algier.

Am Bahnhof bot sich uns ein junger Araber als Führer an. Unter seiner Leitung gingen wir über die Brücke Kautara zur Stadt Constantine hinauf. Die Natur selbst hatte an diesem Orte einen Bogen über den Rumel gelegt, die Römer als große Brückenbauer benutzten diesen Naturbogen als Fundament für eine Brücke, welche aus zwei übereinander liegenden Bogenreihen bestand, deren obere den Fahrweg trug und bis 1857 Dienste tat, nachdem sie 1793 restauriert worden war. Die jetzige, 127 Meter lange und 10 Meter breite Eisenbrücke wurde 1863 von Lannoy errichtet. Von der Brücke aus hatten wir eine herrliche Aussicht. Vor uns lag auf hochragendem Felsen Numidiens Zwingburg mit ihren Minarets und den würfelförmigen arabischen Häusern, tief unter uns lag die enge Schlucht, durch welche in wasserreicherer Zeit der Wildbach Rumel in jugend-

lichem Ungestüme dahinbraust. Unter der strengen Zucht der alles überwindenden Sonne war ihm freilich jeder Jugendübermut vergangen; ein paar Wassertümpel nur waren alles, was vom vor Monaten jeglicher Einschränkung spottenden Bergstrom übrig geblieben war. Zu unserer Rechten wölbten sich jenseits der Felsschlucht die Kuppeln des französischen Militärlazarets, während zur Linken die Berge aufstiegen, die dem Rumel seine Wasser zusenden.

Jenseits der Brücke folgten wir der Rue Nationale und betraten die Stadt. Viele der Reisenden spürten aber in der Magen-

55. Constantine: Palast des Achmed Bey.

gegend ein menschliches Rühren und machten deshalb den vernünftigen Vorschlag, vor Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Constantines erst die Leistungsfähigkeit seiner Restaurants und Hotels zu erproben. Andere dagegen meinten, man sollte sich die Stadt erst ansehen, ehe die Hitze zu groß würde, dann hätte man immer noch Zeit zum Frühstücken, doch wurden sie überstimmt, und jedes größere Hotel Constantines erhielt eine Anzahl von Reisenden, die dann bei reichlich fließendem afrikanischem Wein ein vortreffliches Frühstück hielten. Nach demselben brachen wir zur Besichtigung der Stadt auf. Zuerst gingen wir zum Palaste Achmed Beis, des letzten Herrschers von Constantine, 1826—32 erbaut, einer Perle maurischer Baukunst. Von außen freilich konnten wir nichts von der Pracht merken, welche sein Inneres

birgt. Wenn man den Platz vor dem Palaste betritt, könnte man meinen, sich auf irgend einem abgelegenen Platze einer europäischen Kleinstadt zu befinden, so öde und tot liegt er da, nur von einigen Bäumen beschattet. Um aber das Bild des Platzes recht europäisch zu gestalten, grüßt von der rechten Seite der viereckige, mit einem spitzigen Helme versehene Glockenturm der Kathedrale Constantines herüber, ein Turm, wie ihn sich auch die glühendste Phantasie eines Dorfbewohners für seine Pfarrkirche nicht passender vorstellen kann. Der Palast selbst, ein weißgetünchtes, kahles Rechteck, ganz in den Rahmen des öden Platzes passend, erhebt sich an seinem Nordende. Als wir

56. Constantine: Aufstieg zur Stadt.

an seiner Pforte ankamen, wurde uns bedeutet, daß infolge der Krankheit der Gemahlin des Divisionsgenerales, dessen Residenz der Palast ist, diesen nur wenige Personen auf einmal betreten dürften, um die Kranke nicht zu stören. Still betraten wir das Innere des Palastes. Hier reihte sich ein von Bäumen beschatteter, prachtvoller Hof mit Arkaden auf weißen Marmorsäulen an den andern. In maurischen Prunkgemächern saßen französische Soldaten und Turkos, Zigaretten rauchend. An rot angestrichenen Wänden eines Hofes sahen wir rohe Fresken, welche türkische Seefestungen und Seeschlachten darstellten. Auf Schönheit konnten sie zwar keinen Anspruch machen, — sie sahen aus, als hätte sie ein Anstreicherlehrling mit einem alten Besen mit wahrhaft genialer Verachtung aller Perspektive auf die ziegelrot leuch-

tenden Hofwände hingezaubert, doch hätten sie den Vergleich mit Gemälden der „Allermodernsten" vielleicht noch ausgehalten. Der Bei Achmed aber, welcher diese Fresken ausführen ließ, hatte sich dadurch gar schwer gegen ein Gebot seiner der Bildhauerei und Malerei abholden Religion vergangen, welche biblische Darstellungen von Menschen und Menschenwerken verbietet, und mancher frommgläubige Moslemin, dem diese Gemälde ein Greuel vor dem Herrn waren, mag in dem Siege der Ungläubigen über den Bei Constantines eine Strafe des Himmels für sein religionsverachtendes Beginnen gesehen haben.

57. Juden von Constantine.

Vom Palaste aus stiegen wir zur Besichtigung des Neger-, Araber- und Judenviertels in die niedergelegeneren Teile Constantines hinab.

Das Negerviertel bestand aus einer Reihe der elendesten Holzbaracken, welche weder gegen Regen noch gegen Sonne Schutz gewährten. Vor denselben hockten in wahrhaft philosophischer Ruhe riesige Neger und hielten gewöhnlich Holzkohlen feil. Jedenfalls kann man nicht leicht ein Gewerbe treffen, das sich besser für einen Neger eignen würde als das Kohlenbrennen, denn einem von Natur aus schwarzen Menschen kann die Kohle nicht heimtückisch den ganzen Körper schwarz färben. Inmitten von Kohlenhaufen stand hin und wieder ein kleiner viereckiger Kasten mit einigen Likörflaschen als

Schenktisch der anspruchlosesten Schnapskneipe, die man sich denken kann. Halbnackte, von Schmutz starrende Kinder mit entzündeten Augen vervollständigten hier wie überall das Straßenbild. Im Negerviertel liegt auch der Standplatz der Karawanen für das Innere Afrikas, wir sahen nur einige Kamele in träger Ruhe auf dem Boden herumliegen. Von hier aus zeigte uns unser Führer die Richtung, in welcher Biskra und die Wüste lag, wo wir unsere Wüstenfahrer wußten.

War das Negerviertel Constantines schwarz und schmutzig wie seine Bewohner, so machte sein Araberviertel einen desto saubereren Eindruck. Blendend weiß erhoben sich seine massiven Steinhäuser. Pein-

58. Constantine: Inneres der Synagoge.

lich saubere enge Straßen stellten die Verbindung zwischen der Brücke El-Kantara und dem Zentrum des arabischen Geschäftsviertels her. Hier hatte jedes Haus seinen Laden, in welchem arabische Schneider, Schuster, Lederarbeiter, Riemer, Sattler und Verarbeiter von Wollstoffen — jedes Handwerk in einer eigenen Straße — ihre Werkstätten hatten. Einige Cafés in jeder Straße, ein paar Fleischerläden, ein paar Obst- und Gemüsestände, einige Garküchen, deren Herden der penetrante Geruch von kochendem Öle entströmte, brachte Abwechslung in das Einerlei von Schuster- und Schneiderwerkstätten. Eine der zahlreichen Moscheen, die wir betraten, zeigte schöne, hufeisenförmige Arkaden auf Marmorsäulen und Fayencedekorationen.

Unsere Wanderung durch das jüdische Viertel wollte überhaupt kein Ende nehmen. Straße folgte auf Straße, in jeder gab es einige Läden mit alten Waffen, Silber- und Goldschmuck und ungezählte Ge-

müse- und Obststände. Juden beiderlei Geschlechts, schöne Gestalten mit oft nicht unschönen Gesichtszügen, belebten die Straßen. Die Jüdinnen in weißen Hosen schienen auf Wohlbeleibtheit viel zu halten und trugen einen eigentümlich geformten Kopfputz, wie wir ihn später in Tunis zu bewundern Gelegenheit hatten. Die liebe Jugend, wie überall im Süden zahlreich, machten einen besseren Eindruck als jene der arabischen Stadtteile; Buben und Mädchen waren sauberer gekleidet und schienen auch weniger von Augenleiden heimgesucht zu sein.

Endlich aber hatten wir genug von Zwiebel und Knoblauchläden und herumstolzierende Juden gesehen und schrien dem Führer

59. Im arabischen Viertel von Constantine.

zu, uns aus dem Labyrinth von orientalischen Straßen und Sträßchen wieder einmal in europaähnliche Gegenden zu führen. Auf dem Wege dorthin kamen wir an der Synagoge Constantines vorüber und traten, von unserem Führer, der selbst auf der Straße blieb, dazu aufgefordert, ein. Das Innere der Synagoge machte den Eindruck eines großen Tanzsaales. Von der Decke herab hingen einige Kronleuchter aus Metall, in der Mitte der Synagoge aber prangte eine große Petroleumhängelampe, welche als Errungenschaft der Neuzeit wunderbar mit dem alttestamentlichen Tetragrammaton in hebräischer Schrift auf dem Altar harmonierte. Unter der Hängelampe saßen auf einem Teppich eine Anzahl Juden in möglichst bequemer Stellung und hielten ihre Morgenandacht. Die Juden in ihren weiten orientalischen Gewändern, in der heiligen Sprache dieselben Gebete herableiernd, mit welchen ihre Väter vor Jahrtausenden schon Jehovah verehrt, unter einer modernen Petro-

leumlampe, sind sie nicht ein Bild des Judentums, welches, an seinem altererbten Volkscharakter zähe festhaltend, bis auf die heutige Zeit es verstanden hat, durch kluge Ausnützung der jeweiligen Kulturverhältnisse inmitten einer nicht jüdischen Welt eine einflußreiche Stelle zu behaupten? Die betenden Juden selbst ließen sich durch unsere Anwesenheit nicht stören; der Rabbiner oder Vorbeter, eine hagere,

60. Constantine: Straßenszene.

ehrwürdige Gestalt mit lang wallendem Patriarchenbart, wandte sein Auge nicht von den heiligen Lettern seines Gebetbuches und würdigte uns keines Blickes.

Von der Synagoge eilten wir zum Hotel zurück, da die Essenszeit bereits herangekommen war. Einige Herren besuchten noch im Vorbeigehen den prächtigen Justizpalast. Da das Hotel St. Georges,

61. Constantine: Straßenszene.

in welchem zu Mittag gegessen werden sollte, nicht 250 Personen auf einmal speisen konnte, mußten wir in zwei Partien essen. Während die eine Hälfte der Reisegesellschaft beim Essen war, setzte die andere die Besichtigung Constantines fort. Man besuchte die Place de Nemours mit dem Theater und zahlreichen Hotels, durchwanderte den im Südwesten sich anschließenden Park mit zwei Squares, in deren östlichem

das Bronzestandbild des Erstürmers von Constantine, des Generals Valée sich befindet, während der westliche als Altertumsmuseum für jene Inschriften und Monumente dient, welche im Museum keinen Platz fanden. Auch die noch weiter südwestlich gelegene Getreidehalle, einer der wichtigsten Getreidemärkte Algeriens und die Mairie mit dem archäologischen Museum, welches die in der Provinz Constantine gefundenen Altertümer enthält, wurden besucht.

Endlich aber setzte die allzu große Hitze dem Umherwandern ein Ende, und man wartete unter den Zeltdächern der Cafés auf der Place Nemour, bis die Essenszeit herankam. Das Mittagessen selbst

62. Constantine: Markthalle.

war ausgezeichnet, vielleicht das beste, welches uns auf unserer ganzen Reise serviert wurde.

Nach demselben besuchten einige Reiseteilnehmer die Kathedrale, eine ehemalige Moschee, welche 1730 von einem Sekretär des Bei Hussein-bu-Kumia errichtet wurde. 4 Meter hohe Granitsäulen, die teilweise einem altrömischen Bau entstammen, trugen prächtige, gezahnte, hufeisenförmige Arkaden und teilten das Innere in fünf Schiffe. Ein herrliches Stück maurischer Mosaikarbeit bildet der ehemalige Membar, welcher zur Kanzel umgewandelt wurde. Die Wände der Kirche und das Kuppelinnere verschwinden unter reizenden Arabesken. Ordinäre Petroleumlampen, welche von den marmornen Arkaden herabhingen,

trugen zwar zur Verschönerung des Kircheninneren nicht bei, doch störten sie die harmonische Flucht der massiven Granitsäulen und der zierlichen weißglänzenden Arkaden weniger als die unverhältnismäßig hohen Altäre mit ihrer Dekoration von modernen Leuchtern und leuchtertragenden, buntbemalten Engelgestalten aus Papiermaché.

Den Besuch der Rumelschlucht hatte die Reiseleitung fallen gelassen, da der Besitzer, ein deutschfeindlicher Franzose, eine von der Reiseleitung angebotene Pauschalsumme nicht annehmen wollte, sondern von jedem Besucher eine Summe von 2 Frcs. 50 Cent. verlangte. Einige Reiseteilnehmer aber wollten Constantine nicht verlassen, ohne

63. Constantine: Partie der Rumelschlucht.

seine Hauptsehenswürdigkeit besucht zu haben und stiegen deshalb in die Schlucht hinab. Da aber der Rumel in dieser Jahreszeit fast kein Wasser führte, so war der Abstieg weniger lohnend.

Als wir nach vier Uhr nachmittags Constantine verließen, veranlaßte uns die wahrhaft afrikanische Hitze, welche die Eisenbahnwaggons in Backöfen verwandelte, auf jeder Station auszusteigen und nach einem frischen Trunk Ausschau zu halten. Mit einer beispiellosen Geduld, von welcher, wie unser oft zitierter Reisegenosse Herr Oberlehrer Hartlieb meint, die deutschen Bahnbediensteten unendlich viel lernen könnten, wiederholte der Schaffner sein: „En voiture, s'il vous plaît," und nur dieser Geduld des französischen Zugpersonals hatte es mancher von den allzu lang säumenden Reisenden zu danken, daß er nicht an den einzelnen Stationen zurückblieb.

Gegen 7½ Uhr abends kamen wir wieder in Philippeville an, von wo das Schiff um 8 Uhr abends abfuhr, um uns nach Tunis zu bringen.

64. Conſtantine: Rumelſchlucht.

3) In Tunis.

9. Auguſt.

Nach einer ruhigen Fahrt der Küſte entlang an Bona und Bizerta, dem neuerſtandenen franzöſiſchen Kriegshafen auf tuneſiſchem Gebiet vorüber, erſchien gegen 3 Uhr nachmittags ein Felſenriff am Horizont, das Cap Farina und verkündete das nahe Reiſeziel. Bald nahm der Sinus Uticenſis uns auf. Unwillkürlich aber fiel das Auge auf ein von Ölbaum und Lorbeer umgrüntes Vorgebirge, das zahlreiche Villen, ſchneeweiße Perlen in ſmaragdener Faſſung trug, auf das Kap von Karthago, der alten Punierſtadt. Von ſeiner Spitze, auf welcher jetzt die neue Kathedrale von Karthago thront, ſenkte ſich die Stadt einſt

mit ihren Kuppeln, ihren Tempeln, ihren goldenen Dächern, ihren Marmorpaläſten, ihren Palmgruppen, welche da und dort grünten in weitem Bogen zum Meere herab, und die Wälle bildeten gewiſſermaßen die gigantiſche Einfaſſung des Füllhorns, welches ſeine Schätze vor dem heranſegelnden Schiffe ausgoß.

Doch verſchwunden iſt all dieſe Pracht, an der Stelle der einſtmals 700 000 Einwohner zählenden Stadt erhoben ſich drei elende arabiſche Dörfer: Sidibu Said, Duar eſch Schott und Malka. Wir fuhren an Goulette, das mitten auf der ſchmalen Landzunge liegt, welche die Bahira, den Binnenſee von Tunis, mit der kleinen, ein

65. Tunis: Canal de la Goulette.

Fort tragenden Inſel Schikli vom Meere trennt, vorüber, und paſſierten in einem 12 Kilometer langen und 100 Meter breiten Kanale die Bahira. Zwiſchen der Bahira und dem jetzt faſt trockenen Sedjoumi-See ſtieg die Stadt Tunis mit ihren glänzend weißen Häuſern zur Kasbah empor, wo ſich die von den Franzoſen beſetzte Zitadelle erhebt.

Es hat gegen 180 000 Einwohner, darunter 100 000 Mohammedaner, gegen 30 000 Europäer und an die 50 000 Juden. Unter den Europäern ſtellen aber nicht etwa die Franzoſen, welche die herrſchende Nation ſind, das Hauptkontingent, ſondern die Italiener, welche von Sizilien eingewandert ſind und am Hafen von Tunis einen eigenen Stadtteil, „Klein-Sizilien“, beſtehend aus kleinen Hütten mit einem einzigen Raum zu ebener Erde, bewohnen. Die von Mauern (jetzt an der Hafenſeite größtenteils abgebrochen), durch welche 10 Tore führen,

umgebene Stadt umfaßt vier Stadtgebiete von verschiedenem Gepräge: die Medina, d. h. die in der Mitte liegende, gegen Westen sich erstreckende, von den Mohammedanern bewohnte Altstadt, Bab-Souika, die nördliche Vorstadt mit dem regsten Volksleben, Bab-Dschazira, die südliche Vorstadt mit gemischter Bevölkerung und das europäische Viertel (Quartier français), gegen das Meer zu. Der neue Hafen, 1893 eröffnet, 12 Hektar umfassend, ist durch einen 11,5 Kilometer langen und 6,8 Meter tiefen Kanal, der in der Mitte eine Ausweitung von 500 Meter für die Kreuzung der großen Schiffe hat und in Goletta endet, mit dem Meere verbunden.

Nachdem die langen Verhandlungen, welche der Landung eines Schiffes in einem Hafen zu folgen pflegen, beendet waren, gingen wir ans Land.

66. Im Golfe von Tunis.

Vom Landungsplatze mit dem Zollamte kamen wir durch die Avenue du Port in die Avenue Jules Ferry und damit in das europäische Viertel von Tunis. An der Kreuzungsstelle der Avenue du Port und der Avenue Jules Ferry sahen wir inmitten von prachtvollen Gartenanlagen das Denkmal von Jules Ferry, unter dessen Ministerpräsidentschaft Tunis unter das Protektorat Frankreichs kam. Von diesen Gartenanlagen gingen zwei Ficusalleen aus, welche die Avenue in ihrer ganzen Länge beschatteten. Da es für den im Programm vorgesehenen Besuch des Bardo zu spät geworden war, bogen wir aus der Avenue Jules Ferry rechts in die Avenue de Paris ein, um zum Hotel St. Georges zu gelangen, in welchem das Abendessen eingenommen werden sollte. Die Avenue de Paris mit ihrer Aussicht auf den Golf von Tunis mag nach den Plänen von französischen Architekten wohl bestimmt sein, eine Palaststraße des Europäerviertels von Tunis zu werden; da aber Stadtteile auf dem Papier

leichter zu entstehen pflegen als in Wirklichkeit, so ist bis jetzt von Palästen hier wenig zu sehen, sondern die Gegend macht den Eindruck der trostlosesten Öde, aus welcher nur hin und wieder eine Villa inmitten eines kleinen Gartens aufragt. Das Hotel St. Georges, ein stattliches Gebäude in einsamer, ruhiger Lage, prangte uns zu Ehren

67. Landung in Tunis.

im Schmucke von Flaggen aus aller Herren Länder, unter denen die deutsche neben der französischen und tunesischen einen Ehrenplatz einnahm, und das weiße Kreuz der freien Schweiz im blutroten Felde die Heimat des Hotelbesitzers, eines Schweizers, repräsentierte. Im Hotel wurde uns die Kunde, daß das Abendessen erst nach einer Stunde

68. Tunis: Hotel St. Georges.

serviert werden könne, und deshalb folgten wir dem Rate unseres Oberführers Hofer und gingen zum Belvedereparke, welcher am Nordende der Avenue de Paris sich befindet. Derselbe, auf einem sanft abfallenden, ganz Tunis beherrschenden Hügel gelegen, ist der Sammelplatz der besseren Gesellschaft von Tunis, welche hier ihre Abendpromenade hält. Wir stiegen auf sauber gehaltenen, kiesbestreuten Wegen, welche von den schönsten Kindern der afrikanischen Sonne, von

herrlichen Palmen, immerblühendem Lorbeer, merkwürdig geformten Kakteen eingefaßt waren, zur halben Höhe des Hügels empor. Hier erhob sich auf einer Plattform das prachtvolle, neuerbaute Kasino in maurischem Schmuckstil mit seinen wie aus Alabaster gemeißelten, blendend weißen, von Arkaden durchbrochenen Mauern. Herrlich war die Aussicht von der Terrasse des Kasino. Rechts von uns lag Tunis, bespült von den Fluten der regungslos daliegenden Bahira, ein blendend weißes Steinmeer, dessen Einförmigkeit durch zierliche Minarets und grüne Parks unterbrochen wurde. Aus den Fluten der Bahira stieg die kleine Insel Schikli empor mit dem Forte Karls V., zu unserer

69. Tunis: Place de la Régence.

Linken hatten wir den fast ausgetrockneten Salzsee Sedjoumi und das altrömische Aquädukt, unter welchem die Straße zum Bardo hindurchführt. Weiterhin sahen wir vor uns auf der schmalen Landzunge, welche die Bahira von dem azurnen Meere scheidet, Goletta und auf dem altehrwürdigen Burghügel Karthagos seine hochragende Kathedrale, ferner auf dem Boden Karthagos die weißglänzenden Araberdörfer La Marsa und Sidi-bu-Said und im Hintergrunde die Badeorte Hamam-Lif und Rhades am Fuße der hohen, das schöne Bild in blauer Ferne wie mit einem gigantischen Rahmen umgebenden Berge Dschebel Bu-Kornein, Dschebel Ressas und Zaghuan.

Das Abendessen im Hotel St. Georges fiel zur vollsten Zufriedenheit der Reisenden aus. Nach demselben teilte sich die ganze Gesellschaft

in Gruppen, von denen eine das Variététheater im Kasino des Belvedere besuchte, und die anderen sich in verschiedene Cafés begaben, in welchen Damenkapellen gastierten.

10. August.

Der heutige Vormittag war dem Besuche der arabischen Viertel von Tunis, der Kasbah und dem Bardo gewidmet. Zuerst besuchten wir den täglich stattfindenden Kohlenmarkt am Hafen, auf welchen die Beduinen weither die gebrannten Kohlen auf Dromedaren bringen. Die Dromedare standen oder lagen auf dem schmutzigen Boden, während die Beduinen, schwärzer noch als ihre Kohlen infolge des Kohlenstaubes,

70. Tunis: Kathedrale.

der ihre Haut und ihre nicht zu reichliche Kleidung bedeckte, auf Käufer warteten. Von hier gingen wir durch das Viertel „La petite Sicile" mit seinen einstöckigen Lehmhäuschen zur Rue d'Italie mit der großen Markthalle mit dem Fisch-, Gemüse- und Geflügelmarkte. Der Fischmarkt zeigte Fische, Krebse und andere Seetiere in derselben Mannigfaltigkeit, wie wir sie in Algier bewundert, auf dem Gemüse- und Obstmarkt gab es Berge von Tomaten, Kartoffeln, Zwiebeln, Bohnen, Rettichen und spanischem Pfeffer, von Kürbissen, Melonen, Feigen, Trauben, Nüssen und Früchten des Feigenkaktus. Nach dem Besuche der Markthallen kamen wir vorbei an der neuen protestantischen Kirche und der Hauptpost auf die Place de la Résidence, den schönsten Platz von Tunis. In seiner Mitte befindet sich ein Wasserbassin mit schönen Wasserpflanzen, seine rechte Seite nimmt die neue katholische, in roma-

nisch-byzantinischem Stile erbaute Kathedrale ein, welche Weihnachten 1897 nach vierjähriger Bauzeit eingeweiht wurde. Gegenüber der Kathedrale sahen wir das Palais des französischen Ministerresidenten mit seinen wundervollen, leider unzugänglichen Gartenanlagen. Die Place de la Résidence geht östlich in die Avenue de France über. Diese Hauptstraße des europäischen Viertels mit ihren Häuserpalästen, mit ihren gut ausgestatteten großen Läden, welche dem verwöhntesten Kulturmenschen alles nur Denkbare bieten, mit ihren Cafés, deren Tische

71. Tunis: Vorhalle des Belvedere.

von Europäern und arabischen Elegants in tadellos weißem Burnus besetzt sind, führte uns zur Porte de France, einem großen maurischen Triumphbogen, durch welchen wir die in ihrer Ursprünglichkeit wohlerhaltene Altstadt von Tunis betraten. Die Place de la Bourse jenseits der Porte de France bildet den Übergang aus dem Europäerviertel von Tunis zur Altstadt. Hier finden wir alle Klassen der Bevölkerung vertreten, Europäer und Eingeborene, schachernde Juden und zudringliche arabische Stiefelputzer.

Bevor wir der arabischen Stadt einen Besuch abstatten wollten, durchzogen wir das Judenviertel, den zwischen der Rue de la Kasba und Rue Cartagène gelegenen östlichen Teil der Altstadt von Tunis.

Trotzdem die Juden seit der Besetzung der Regentschaft durch die Franzosen den übrigen Bewohnern von Tunis gleichgestellt und nicht mehr wie früher auf bestimmte Stadtviertel beschränkt sind, so

72. Tunis: Porte de France.

leben doch die meisten von ihnen noch im Judenviertel, streng abgesondert von der übrigen Bevölkerung und halten treu an den Sitten ihrer Väter und den oft strengen Satzungen ihrer Religion fest. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Handel, doch gibt es auch zahlreiche Handwerker unter ihnen. Besonders auffallend für uns war die Tracht

der Jüdinnen. Sie trugen weiße, von den Knöcheln bis zum Knie eng anschließende, oben weitere Hosen, darüber ein kurzes buntseidenes Jäckchen. Auf dem Kopfe trugen die verheirateten Frauen eine hohe, zuckerhutförmige Mütze, was ihnen nebst ihrer außerordentlichen Wohlbeleibtheit — die tunesischen Juden halten die fettesten Weiber für die schönsten — ein eigentümliches Aussehen verleiht. Die jüdischen Kinder waren oft trotz ihrer Unsauberkeit ebenso wie die Mädchen, bei denen die Mästung mit Mehlspeisen vor der Hochzeit noch nicht begonnen hatte, bildhübsch. Fast alle hatten große, dunkle Augen,

73. Tunis: Souk der Sattler.

wie sie auch Araberkindern oft eigen sind. Die männlichen Juden trugen weiße oder braune Kniestrümpfe, kurze, weite Hosen, einen blauen oder grauen Tuchburnus und auf dem Kopfe einen roten Fez, der etwas kleiner als der arabische sein soll, und den sie mit einem dunkelblauen oder schwarzen seidenen Turban umwinden.

Aus dem Judenviertel kamen wir in die Souks. Souk nennt der Araber eine lange Reihe aneinander stoßender Läden, in denen nur Waren ein und derselben Art hergestellt und verkauft werden. Diese Läden befinden sich zu beiden Seiten von überwölbten oder überdachten engen, gekrümmten Straßen und sind in die die Straße bildenden Mauern nischenförmig eingebaut. Ihre Höhe beträgt meist

drei Meter, ihre Tiefe und Breite schwankt zwischen zwei und vier Meter. Oft teilt ein von einer Türe durchbrochener Verschlag den Laden in zwei Teile, deren rückwärtiger als Werkstatt und deren vorderer als Verkaufsraum dient; oft aber sieht man die Handwerker im Verkaufsraume arbeiten. Von einem Betreten des Ladens kann wegen seiner Kleinheit oft keine Rede sein, so daß die Geschäfte mitten auf der engen Straße abgewickelt werden müssen. Je nach den in den einzelnen Souks tätigen Handwerkern und den feilgebotenen Waren tragen die einzelnen Straßen ihre Namen. Die wichtigsten Souks sind jene der Sattler, der Seiler, der Schneider, der Schmiede, der Tuch-

74. Tunis: In den Souks.

händler, der Fruchtverkäufer und der Parfümhändler. Das meiste Ansehen unter ihnen genießen die Sattler, welche selbst Söhne aus besseren arabischen Familien zu Lehrlingen haben.

Wir betraten zuerst den Souk el Berka, den früheren Sklavenmarkt. Unter seinen säulengetragenen Wölbungen hat jetzt ein maurisches Café seinen Sitz aufgeschlagen, in dem wir uns durch eine Flasche Limonade erfrischten und wohl auch eine Tasse türkischen Kaffee nahmen. Neben dem Café hatten einheimische Goldschmiede, Juden, ihre Werkstätten. Am Ende dieses Souks wandten wir uns zur Rechten in den Souk el Leffa, in welchem Decken und Teppiche zum Verkaufe angeboten wurden. In der Mitte des sich anschließenden Souks es Seradjine, dem Souk der Sattler, in deren Läden wir reich mit Silber- und Goldstickerei geschmückte arabische Reitzeuge bewundern

konnten, befand sich die Grabstätte eines mohammedanischen Heiligen, ein hölzerner, buntbemalter Kasten, den einige brennende Lichter schmückten.

Derselbe war auf seiner Rückkehr von einer Pilgerfahrt nach Mekka hier mitten auf der Straße zusammengebrochen und gestorben. Die frommen Muselmänner begruben ihn an dem Orte, an welchem er verschieden war, ohne sich viel darum zu bekümmern, daß durch sein Grabmal der Verkehr in der sonst schon engen Straße beinahe unmöglich gemacht würde.

Nach dem Verlassen des Souks der Sattler kamen wir auf

75. Tunis: In den Souks.

einen freien Platz mit einem Brunnen. Hier war gerade eine Frau beschäftigt, einen aus einem Ziegenfell hergestellten Wasserbehälter zu füllen.

Durch eine Seitenstraße rechts erreichten wir die mit Bäumen bepflanzte Place de la Kasba mit der Kasbah, dem einstigen Palaste des Bei, mit Kasernen der Janitscharen und Bagnos für die Christensklaven, in welchem sich jetzt die Kaserne der französischen Garnison befindet. Am Südende der Place liegt das Dar el Bey, das Palais des Bei, welchem unser Besuch galt. Wir erstiegen zuerst auf einer engen, teilweise halsbrecherisch finsteren Treppe sein Dach, um uns von dort aus der herrlichen Aussicht über Tunis und seinen Golf zu erfreuen. Eine weite weiße Fläche breitete sich zu unseren Füßen aus. Man hätte meinen können, Tunis liege unter einer dicken Schnee-

decke begraben, aus der nur seine ebenfalls beschneiten Minarets und Kuppeln hervorragten. Direkt unter uns lag ein weißes Viereck, in dessen Mitte sich ein prächtiges Minaret erhob, das schönste von Tunis, das Minaret der Moschee Dschama es Sitonna. Es war das Quartier der Souks. Rings um das Minaret zeigten sich kleine weiße Erhebungen, die sich wie verschneite Grabhügel ausnahmen, es waren die verglasten Lichtöffnungen der überwölbten Straßen der Souks. Neben dem Minaret lag ein gähnender schwarzer Abgrund wie ein großes offenes Grab, es war der Hof der Moschee. Dicht daneben lag das schlanke, hohe, mit einer Arkadengallerie versehene Minaret

76. Tunis: Füllen einer Schafhaut.

der Moschee Sidi-Ben-Ahrus. Links davon sahen wir die neun Kuppeln von Tunis größter Moschee, Sidi Mahres und noch weiter links das massige Minaret und die zahlreichen Kuppeln der Moschee Sahab-el-Tabadsch auf der Place Halfaonine. Aus grauer Ferne aber grüßten, von den allzu grellen Sonnenstrahlen mit einem Schleier verhüllt, die Bahira mit Goletta, die weithin sichtbare Ludwigskathedrale von Karthago und die grauen Häupter des zweigipfeligen Bu-Kornein, des Dschebel-Ressas und des Zaghuan mit Radès und Hamam-Lif zu ihren Füßen. Hinter uns lagen die Höfe des Dar-el-Bei und das Minaret der Kasbamoschee und zur Linken der Prachtbau des Collège Sadiki.

Der Palast des Bei war zurzeit wie meistens unbewohnt, ein Teil desselben ist zwar zu Bureaus verschiedener Verwaltungen eingerichtet, den schöneren leeren Teil aber konnten wir besichtigen. Für gewöhnlich kommt der Bei zweimal in der Woche, Montag und Donners-

tag, mit seinen Ministern hierher, um Gerichtssitzungen und Empfänge abzuhalten, zurzeit unserer Anwesenheit aber waren bereits acht Monate

77. Tunis: Place de la Kasba.

verflossen, daß er nicht mehr in Tunis gewesen war, da er in seiner Villa bei Karthago krank darniederlag.

Aus einem großen, mit Fayencedekorationen versehenen und von Arkaden auf Marmorsäulen umgebenen Vorhof betraten wir die

78. Tunis: Place de la Kasba.

inneren Gemächer des Palastes. Die Wohnräume zeigten europäische Einrichtung, Seidentapeten und Seidenvorhänge, meist von schreiend gelber Farbe. In einzelnen Zimmern befanden sich auch Betten, deren

Wäsche einen nicht allzu sauberen Eindruck machte. Ungleich mehr des Interessanten als die kleinen, in nachgeäfftem europäischem Ge-

79. Tunis: In den Souks.

schmacke eingerichteten Räume boten die in maurischem Stile dekorierten großen Säle des Palastes. Der Thronsaal, dessen polychro-

80. Hamda Zwiten, unser Führer in Tunis.

mierte Holzdecke von Marmorsäulen getragen wurde, hatte an den unteren Teilen seiner Wände eine Dekoration von Fayenceplatten,

während den oberen Teil derselben Filigranstukkaturen zierten. Die Wände des Speisesaales waren mit rotem Granit und grünem Marmor, der aus Karthago stammen soll, belegt. Am schönsten aber nahm sich die kuppelförmige Decke des Ministerratssaales aus, welche mit in Gips geschnitzten Arabesken von wunderbarer Zartheit überzogen war.

Auf der Place de Kasbah mit dem nördlich liegenden Collège Sadiki, dem prächtigen, mit einem minaretähnlichem Turm und Kuppeln versehenen, vom Bei Mohammed es Sadok 1876 gegründeten Gebäude für höheren und niederen Unterricht, erwarteten wir die elektrische Bahn, welche uns zum Bardo bringen sollte. Da dieselbe aber säumte, so

81. Tunis: Blick von Dar el Bei über die Stadt.

ließen wir uns auf den Bänken des auf dem Kasbahplatze befindlichen Cafés nieder und versuchten unseren durch die nicht allzukühle Temperatur erzeugten Durst mit Limonade zu stillen.

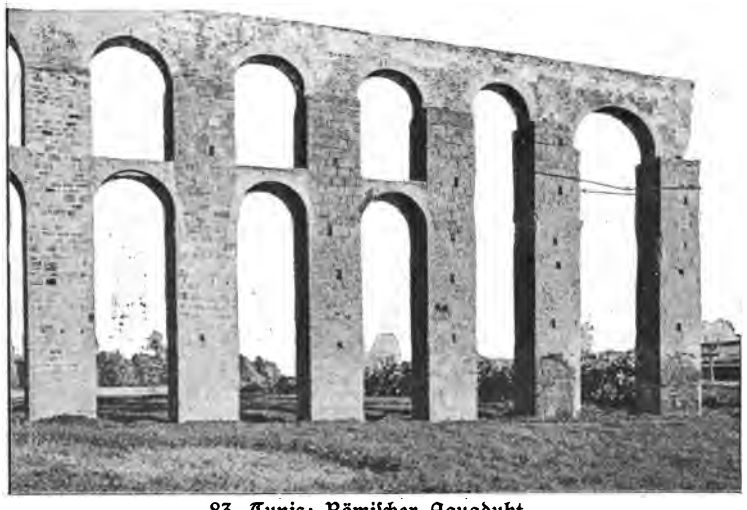
Endlich kamen die Wagen der elektrischen Bahn, und wir verließen die Stadt. Zu unserer Linken lag der See Sedjoum, dann fuhren wir unter dem altrömischen Aquädukt des Bardo durch und stiegen vor dem Eingangstore des Bardo, der alten Winterresidenz des Bei von Tunis, aus. Die ganze Anlage des Bardo bildet mit seinen Palästen, den angebauten Beamtenwohnungen und den Kasernen eine rings von Mauern umgebene kleine Stadt, welcher auch die Moschee nicht fehlt. Doch ist ein großer Teil des Gebäudekomplexes verfallen und die ganze Stätte wüst und leer.

Über eine prächtige, jederseits von vier Löwen aus venetianischem Marmor flankierte Freitreppe stiegen wir zum Palais hinauf. Aus der säulengeschmückten Vorhalle mit hohen Bogen und Filigranornamenten betraten wir einen ebenfalls säulengeschmückten Hof, von dem aus wir die großen Säle des Palastes besichtigten. Im Thronsaal, in welchem früher die feierlichen Empfänge stattfanden, hingen große Ölbildnisse an den Wänden, welche europäische Herrscher und tunesische Beis darstellten. Unter den Bildnissen der europäischen Herrscher fesselten besonders ein Bild des österreichischen Kaisers aus der Zeit seiner

82. Tunis: Hof des Dar el Bei.

Thronbesteigung und ein Bild Napoleons III. Rechts und links vom Throne hingen die Bildnisse des regierenden Bei von Tunis und seines Vaters. Als wir zum Bilde des regierenden Bei kamen, erzählte unser Führer mit wehmutsvollem Tone, daß derselbe immer kränklich sei und deshalb nur 22 Frauen habe, während es sein gesünderer Vater auf nicht weniger als 450 Frauen gebracht habe. Einige der Reisenden setzten sich auch auf den Thron des Bei; doch kaum sahen das die arabischen Palastwächter, so eilten sie mit höchst entrüsteten Mienen herbei, um eine solche Profanierung desselben zu verhüten und fuhren mit ihren Händen über den roten Plüsch des Thrones und den vor demselben liegenden Teppich hin, um eine etwaige Spur der ruchlosen Berührung des großherrlichen Sitzes zu verwischen.

Aus dem Thronsaal stiegen wir in einen zweiten Palasthof hinab, welcher ebenso wie der erste durch seine Marmorsäulen, seinen Springbrunnen und den schön verzierten Kachelbelag seiner Wände von prächtiger Wirkung war. Rechts von diesem Hofe lag der Gerichtssaal mit dem vergoldeten Thron des Bei, von wo aus dieser seine Urteilssprüche fällte, welche, wenn sie auf Tod lauteten, nach dem Grundsatze der promptesten Justizpflege sofort auf dem Platze vor dem Palaste vollzogen wurden. Boten die kleineren Räume des Palastes, welche wir sahen, und die wie jene des Dar-el-Bei europäisch eingerichtet waren, auch wenig Bemerkenswertes, so war der Besuch des



83. Tunis: Römischer Aquadukt.

früheren Harems desto interessanter. Hier befindet sich nämlich das Museum Alaoni, in welchem fast alle Funde an punischen und römischen Altertümern, die seit der Besetzung des Landes durch die Franzosen gemacht worden sind, aufbewahrt werden. Besonders reich fanden wir die Sammlung an Mosaiken, deren größte in den Boden des ehemaligen Musiksaales eingelassen sind. Der Musiksaal ist von Galerien umgeben, welche auf von Marmorsäulen getragenen Arkaden ruhen, seine Decke ist mit Stalaktitenornamenten verziert. In einigen Zimmern lagen auch Photographien und plastische Nachbildungen der im Inneren des Landes befindlichen Ruinen auf. Die kleineren Räume des Palastes waren hier nicht mit europäischen Möbeln und Nippes aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts angefüllt, sondern bargen eine reichhaltige Ausstellung des früheren arabischen Kunstgewerbes. An den

Wänden hingen kostbare türkische Teppiche, auf den zierlich mit Elfenbein eingelegten Tischchen lagen altertümliche arabische Waffen und Kunstgegenstände, während niedere, teppichbelegte Sofas zum Niederlassen einluden.

Das nur wenige Minuten entfernte Lustschloß K'sar Said inmitten seines prächtigen Gartens blieb uns leider verschlossen, da es wieder von einem Prinzen bewohnt wird, und deshalb bestiegen wir nach der Besichtigung des Museums Alaoni die Wagen der elektrischen Bahn, welche uns wieder zu unserem Ausgangsorte, der Place de la Kasbah führte. Von hier aus fuhren wir nach kurzem Aufenthalte zum Hotel

84. Tunis: Der Bardo.

St. Georges hinab, wo wir unser Mittagessen einnahmen. In dem Empfangssaal des Hotels hatten unterdessen ein paar findige Juden einen kleinen Bazar von Teppichen, arabischen Kleidungsstücken, Decken, Schals, Lederwaren usw. eingerichtet und schienen bei der großen Zahl der Reisenden, die nach dem Essen dort ein- und ausging, kein schlechtes Geschäft zu machen.

Den Nachmittag benutzte ein Teil der Reisegesellschaft zum Ausruhen; ein anderer Teil derselben durchwanderte auf eigene Faust die nicht besuchten maurischen Stadtteile von Tunis, besonders Bab Suika, die nördliche Vorstadt mit dem ausgesprochensten arabischen Leben. Hier kam man zu der vom Dache des Dar-el-Bei bereits gesehenen Moschee Sidi-Mahres mit ihren acht Nebenkuppeln um die Hauptkuppel, der größten Moschee von Tunis, welche von dem auf einer

Seereise gefangenen französischen Architekten d'Aviler 1676 erbaut wurde. Auch die in diesem Stadtteile liegende Rue Halfaonine mit ihren nicht immer sehr appetitlich anmutenden Fleischniederlagen, ihren fliegenden Händlern aus dem Stamme Juda und ihren arabischen Warenausrufern, die unter mörderischem Geschrei ihre Waren anpriesen, ihren Barbierläden, in welchen der arabische Verschönerungsrat mit viel Würde den haarfeindlichen Mohammedanern den Schädel glatt rasierte, wurde besucht. Man scheute sich nicht, auf der von allen Reiseschilderern als Mittelpunkt arabischen Lebens gepriesenen Place Halfaouine mit der Moschee Sahab et Tabadsch (Moschee des Großsiegelbewahrers, weil sie vom Kanzler Yusuf 1830 erbaut wurde), ein dort befind-

85. Tunis: Ein Teil des Bardo.

liches arabisches Café zu betreten und inmitten einer Schar von faulenzenden Arabern ein Täßchen von dem dickflüssigen Kaffeegebräu zu versuchen und von hier aus das bunte Treiben der arabischen Bevölkerung zu betrachten.

Am Abend machten einige Herren eine Spazierfahrt durch die Stadt. Von der Porte de France aus ging es nach Passierung der schlechtbeleuchteten engen Straßen des Quartiers der Italiener und Malteser durch die Rue Bab Sonika an der Moschee Sidi Mahres mit ihren vielen, im matten Lichte des Mondes gespenstisch bleich aufragenden Kuppeln vorüber hinauf zu der in tiefer Ruhe daliegenden Place de la Kasba, deren finstere Gebäude und Türme sich düster vom Nachthimmel abhoben, und deren Baumkronen leise im Abendwinde säuselten, als erzählten sie von Grausamkeiten, welche fanatische Beis in den Höfen der Burg gegen wehrlose Sklaven verübt. Und

weiter ging's durch enge, finstere Straßen, in denen auf bloßem Pflaster Araber im Schatten der Häuser ihre Nachtruhe hielten, zur hell erleuchteten Place Halfaouine, vor deren Moschee eine arabische Musikkapelle den morgigen Freitag, den Feiertag der Mohammedaner, mit klingendem Spiele vorherverkündigte, und in deren Cafés sich einzelne Araber auf den Strohmatten zur Ruhe legten, während aus ferner gelegenen Kneipen lauter Lärm klang, welcher verkündete, daß Bacchus und Venus dort Orgien feierten. Der edle Rosselenker aber trieb sein altes, treues Tier an, um aus solch unanständiger Nähe zu kommen und gönnte ihm erst Rast, als er seine Fahrgäste durch die Avenue de Paris und

86. Tunis: Löwentreppe im Bardo.

die Avenue Jules Ferry an den Hafen gebracht, von wo sich dieselben auf das Schiff zur Ruhe begaben.

4) Ein Ausflug nach Karthago.

11. August.

Kaum waren am 11. August die Schatten der Nacht der anbrechenden Tageshelle gewichen, als schon Trompetenschall die Mittelmeerreisenden grausam aus den Armen des Morpheus riß und sie ermahnte, ohne zu zögern Toilette zu machen, das schon bereite Frühstück einzunehmen und dann zur Bahn zu eilen, um den Zug nach Karthago zu erreichen. Vom Hafen aus ging es westlich durch die Avenue de Port in die breite, mit Ficusaleen bepflanzte Avenue

Jules Ferry, vorbei am Denkmal von Jules Ferry, unter dessen Ministerpräsidentschaft Tunis 1881 unter französisches Protektorat kam, zur Place de la Résidence mit der neuen Kathedrale rechts und dem Palais des französischen Ministerresidenten links. Durch eine Querstraße links, die Rue de Rome, kamen wir von hier aus zur griechisch-orthodoxen Kirche und endlich zum Nordbahnhof, wo der Eisenbahnzug schon bereit stand, uns nach Karthago zu bringen. Kurz nach 6 Uhr verließen wir die Station. Am jüdischen Friedhof vorbei wälzte sich unser Zug durch dichten Nebel dahin, denn noch hatte Helios seinen kristallenen Palast nicht verlassen, um die grauen Nebelgeister zu verscheuchen, die mit ihrem wallenden Mantel die Gegend eingehüllt hatten.

87. Tunis: Place Bab Sonika.

Die Reisenden freilich verwünschten in sehr gereizter Stimmung diese Saumseligkeit des Sonnengottes, welche sie jeglicher Aussicht beraubte. Doch wie durch einen Zauberschlag änderte sich auf einmal die Szene. Die Nebelwand teilte sich, und vor uns schien Goletta, die alte Hafenstadt von Tunis, eben einem erfrischenden Bade in den Wellen des Meeres entstiegen zu sein, so glänzend hob es sich unter dem Morgenkuß der aufgehenden Sonne vom tiefblauen Äther ab, während seine weißen Häuschen und seine Türme und Minarets und die Schiffe in seinem Hafen sich in den ebenso blauen Fluten des Meeres spiegelten, gleichsam als müßten sie noch ihre Morgentoilette beenden. Links sah man nun auch den Burghügel von Karthago mit seiner weithin das Meer beherrschenden Kathedrale. Uns aber trug das Dampfroß durch eine Allee von Encalyptusbäumen nach Marsa, dem alten Megara der Karthager. Von hier ging es einige 100 Meter rückwärts, dann

links, Goletta zu, und nach wenigen Minuten waren wir auf der Station Carthage, unserem Ziel, angelangt, und die Kathedrale des hl. Ludwig mit dem anstoßenden Missionsseminar der Weißen Väter hieß uns von hoher Felsenwarte willkommen. Auf diesem Felsen hatte Dido, welche der Raubsucht ihres Bruders Pygmalion glücklich entronnen, eine Freistätte an der afrikanischen Küste suchte, die Byrsa, die Burg von Karthago, erbaut, um welche herum dann die Königin der Meere sich erhob.

Natürlich hofften wir, sofort diesen so merkwürdigen Ort betreten zu können, aber unser Führer ließ den Burgfelsen rechts liegen und führte uns zu dem zum großen Teile in antike Zisternen punischen

88. Tunis: Moschee Sidi Mahres.

Ursprungs hineingebauten Araberdorfe Malga. Wie überall hatten wir auch hier bald eine Herde von bettelnden Araberbuben hinter uns, und häßliche gelbe Köter, vielleicht Abkömmlinge jener Hunde, welche die Karthager bei ihren Gastereien als Leckerbissen verzehrten, verteidigten unter furchtbarem Gebell den Eingang der zu Wohnungen umgewandelten, gewaltigen alten Wasserbehälter. Von hier aus ging es vorbei am Kreuze, welches Kardinal Lavigerie zum Andenken an Karthagos großen Märtyrerbischof St. Cyprian, dessen Grab einst hier gewesen sein soll, errichtet, zu der sogenannten Platea des Odeums. Diese hat ihren Namen von dem spätrömischen (200 n. Chr.) bedeckten Theater Odeum. Die hufeisenförmige Anordnung des Platzes, Reste von treppenförmig angelegten Sitzreihen wiesen auf seine Bestimmung hin. Herrlich war die Aussicht, die sich von diesem Punkte unseren Augen darbot, doch immer großartiger wurde sie, als wir uns von

hier aus nach rechts wandten und an Säulenresten vorbei den Burghügel Karthago hinanstiegen. Endlich waren wir auf der Plattform, welche sich vor dem Eingang des Klostergartens der Weißen Väter ausdehnt. Der Ausblick von hier ließ alle die klassischen Erinnerungen schwinden, welche der Boden, auf welchem wir standen, hervorrufen konnte, selbst die zwei Hotel, welche auch hier wie an so vielen anderen Punkten die Schönheit der Gegend beeinträchtigen, konnten uns wenigstens kein Interesse abgewinnen. Geradeaus schweifte der Blick über die azurne Fläche des Golfes von Tunis; rechts lag in träger Ruhe die

89. Tunis: Place Halfaonine mit der Moschee Sahab el Tabadsch.

bleifarbige Bahira. Von der Mitte der beide Gewässer trennenden 300—450 Meter breiten Landzunge sandte uns Goletta mit seinen Schiffen seinen Gruß, und ferne im Hintergrund enthüllten die immer glühender werdenden Sonnenstrahlen nach siegreichem Kampfe mit den grauen Morgennebeln das vor wenigen Stunden verlassene Tunis unseren Blicken. Den Golf von Tunis umsäumte zu unserer Linken ein Höhenzug, aus welchem der zweigipflige Bu-Kornein, der Bleiberg, Djebel-Ressas, und der Djebel-Zaghuan stolz ihre Häupter zum tiefblauen Himmel erhoben. Auf der Höhe des Bu-Kornein (639 Meter) opferten karthagische Priester dem Baal und vereinigten ihre Gebete mit denen der stammverwandten phönizischen Priester, welche an einer anderen Küste des Mittelmeeres am fernen Berg Carmel demselben Gotte ihre Verehrung erwiesen. Links vom Bu-Kornein und dem Blei-

berg liegt ein Engpaß, Khanguet-el-Hadjaj, Engpaß der Pilger genannt. Hier lag das römische Heer drei Jahre, bevor es Scipio 146 gelang, Karthago nach einem mehrtägigen Sturme zu erobern. Hier in diesem Engpaß war es auch wahrscheinlich, wo die aufrührerischen karthagischen Söldner, 40 000 an der Zahl, nachdem sie aus Not ihre Gefangenen und ihre gefallenen Brüder verzehrt, endlich von den gegen sie gehetzten Elefanten zermalmt wurden. Am Fuße des Bu-Kornein ruhte im Grün der Palmenhaine Hammam-Lif, seit alten Zeiten wegen seiner warmen Quellen (466—490) berühmt. Einstmals stand nun ein Palast des Bey hier, jetzt ist es mit einer großen Villenkolonie,

90. Straßenbild in Tunis.

mit einem Kasino, mit Theater und Spielsälen der Sommeraufenthalt und das beliebteste Seebad der tunesischen Welt. Rechts und links von Hammam-Lif zog sich eine lange Linie von arabischen, weißglänzenden Niederlassungen hin, zum Teile halb in Oliven- und Palmenwäldern vergraben. Man glaubte sich, wie P. Delattre schreibt, an den Golf von Neapel versetzt; die Form des Golfes, das tiefblaue Meer, der Kranz von Niederlassungen am Ufer, im Schatten der immergrünen Haine von Kindern einer südlichen Flora; alles das machte die Täuschung vollkommen, und das Auge suchte den Vesuv und blieb unwillkürlich am Bu-Kornein haften, dem nur die Rauchsäule fehlte, um als Zwillingsbruder des kampanischen Vulkanes gelten zu können.

Zu unseren Füßen breitete sich einst die Stadt Karthago aus. Tief unter uns lagen einige Wassertümpel als einziger Rest des einstmali-

gen Hafens von Karthago. Derselbe war ein doppelter, ein äußerer, der Handelshafen, an welchem die Quartiere des Schiffsvolkes waren, und ein innerer, der Kriegshafen, Kothon. In der Mitte desselben lag eine Insel mit dem Palaste des Admirals, welche ebenso wie der ganze Hafen von gewaltigen Kais umgeben war, welche Behältnisse und Schutzdächer für 220 Schiffe enthielten; über diesen befanden sich Magazine und Schiffswerkstätten. An den Kriegshafen schloß sich das

91. Tunis: Bab el Kadra.

Forum, von dem neuerdings Säulenreste freigelegt sind, und von hier aus stieg einstens die Altstadt mit ihren bis 5 Stöcke hohen würfelförmigen Häusern, welche teils aus Stein, teils aus Holz, Kies, Rohr, Muscheln und Lehm erbaut waren, amphitheatralisch in Form eines Rechteckes zum Burghügel empor. Die Tempelhaine erschienen wie grüne Seen in dieser Masse verschiedenartig gefärbter Würfel; die öffentlichen Plätze ebneten den Häuserberg sozusagen an verschiedenen Punkten ein, und unzählige sich durchkreuzende Gassen durchschnitten ihn von oben bis unten. Eine gewaltige Mauer umschloß diese Altstadt; allmählich aber bedeckte den ganzen Raum der Landzunge Megara, die neue Stadt, das Quartier der Reichen, aus großen, von Gärten umgebenen Palästen bestehend, welche später ebenfalls ihre Mauern erhielt. Aber vergeblich suchte unser Auge auch nur einen geringen Rest von all

dieſer Größe, wenige Mauerreſte, einige Säulenſtümpfe ſind alles, was von der einſtigen Hauptſtadt Afrikas mit ihren 700,000 Einwohnern und ihrem Umfang von 360 Stadien übrig geblieben iſt. Ein anderes Geſchlecht hauſt jetzt hier, und auf den Geſtaden, an welchen einſtens puniſche Triremen Anker geworfen, liegen heute, umgeben von prächtigen Parks, Paläſte von mohammedaniſchen Herrſchern, welche hier vor ihren Regierungsſorgen in den kühlen Gemächern des Harems Schutz ſuchen. Die Landzunge zwiſchen dem Meere und dem ehemaligen Hafen von Karthago krönt inmitten eines Parkes ein ſäulengeſchmückter Palaſt, der ehemalige Harem des Bey Sadok, welcher, nachdem er als Lazarett, als Sommerreſidenz des Kommandanten der franzöſiſchen

92. Auf dem Wege nach Karthago.

Okkupationstruppen und Artilleriekaſerne gedient, jetzt Infanteriekaſerne iſt. Daneben lag ebenfalls inmitten eines großen Parkes der alte Palaſt des Muſtapha Ben Ismail, welcher aus einem Kellner in einem Café, der kaum ſeinen Namen ſchreiben konnte, erſter Miniſter der Regentſchaft Tunis und mehrfacher Millionär wurde, aber nur, um von ſeiner Höhe in einen Abgrund von Elend zu ſtürzen, ähnlich dem, aus welchem er ſich emporgearbeitet. Jetzt iſt der Palaſt im Beſitze des regierenden Beys von Tunis, welcher zur Zeit unſeres Beſuches krank in demſelben darniederlag. Ein weiterer, jetzt unbewohnter Palaſt, am Ende eines Zaunes von indiſchen Feigen, zur Linken des vorigen, war die Reſidenz des letzten tuneſiſchen Marineminiſters. Hinter dieſem Zaune lagen meerwärts die guterhaltenen Ziſternen, welche, von Kaiſer Hadrian hergeſtellt, neuerdings wieder für die Waſſerverſorgung von Goletta dienen. Dahinter zeigten mehrere parallel laufende Gräben

den Ort der großen punischen Totenstadt von Douimes an, und an diese schlossen sich Säulenstümpfe, welche den Platz einer christlichen Basilika bezeichneten, an. Am Meere selbst konnten wir die Überreste der weitläufigen Thermen des Antonius bewundern, einen ungeheuren Haufen von regellos durcheinander geworfenen Steinblöcken. Ein jetzt verlassenes altes türkisches Fort Bordj-Djedid trennte diese Ruinen von der Kapelle von St. Monika. Nordwestlich davon liegt das Plateau des Odeums, welches wir besucht, davon nordöstlich die altchristliche Basilika Damus el Karita, welche, 65 Meter lang und 45 Meter breit, noch sehr gut in ihren Teilen erkennbar ist, man sieht die Anlage von 9 Schiffen der Krypta, des Baptisteriums. Auf der benachbarten Höhe liegt die malerische arabische Ansiedlung Sidi-bu-Said. Bot nun auch der Ausblick vom Burgfelsen fiel des Schönen, so mußten wir uns dennoch los-

Ostseite von Karthago.

93. Amphitheater im Vordergrund.

reißen und endlich auch dem Boden, auf welchem wir standen, unsere Aufmerksamkeit widmen. Und dieser Boden verdiente sie auch, denn es war ein heiliger Boden, wenn man anders einen Ort, an dem durch Jahrtausende von Priestern der verschiedensten Religionen der Gottheit Opfer dargebracht wurden, heilig nennen kann, ein heiliger Boden aber auch, weil geheiligt durch den Hauch einer vieltausendjährigen Kultur, welche hier ihre Spuren zurückgelassen. Der Klostergarten der Weißen Väter, den wir betraten, erschien uns wie die Nekropole dieser alten Kultur, da man hier alles zusammengetragen, was noch von ihr übrig war, als Statuen, Sarkophage, Säulenreste, Kapitäls, Skulpturen, Krüge usw., und alle diese Altertümer, welche in die Gartenmauer eingelassen oder zwischen den Bäumen aufgestellt waren, konnten zugleich als die Leichensteine dieses Kulturfriedhofes gelten. Und so wie in der Mitte der christlichen Friedhöfe das Symbol des Glaubens sich erhebt, so er-

hob sich in der Mitte des Klostergartens in klassischer Schönheit eine Statue der Viktoria — ohne Kopf, als Symbol der durch die rohe Henkershand barbarischer Jahrhunderte längst des Lebens beraubten Kultur. Lassen wir einige von diesen Leichensteinen einer verschwundenen Kulturwelt unter der Führung von Pater Delattres, dem Superior der Weißen Väter und Leiter der karthagischen Ausgrabungen, an Hand seiner Aufzeichnungen an unserm geistigen Auge vorüberziehen. Hinter der bereits erwähnten kopflosen Viktoriastatue zog sich eine Reihe von freigelegten Nischen hin, welche, aus römischer Zeit stammend, wohl zum Palaste des Prokonsuls gehörten. Ausgrabungen an dieser Stelle führten zur Entdeckung von Badeanlagen, in welchen

94. Karthago: Bei den Ruinenfeldern.

man verschiedene altchristliche Funde machte. Oberhalb der Nischen zog sich eine Terrasse hin, auf welchen eine Säulenreihe den Portikus des Eschnumtempels bildete. Auf der höchsten Stelle der Byrsa erhob dieser Äskulaptempel, der schönste, berühmteste und prächtigste von Karthago nach Appian (Eschnum = der römische Askulap), seine säulengetragenen Zinnen zum Himmel. Bis jetzt hat man den Standort von 6 Säulen, welche den Portikus des Tempels trugen, aufgefunden. Der Tempel Melkarths, links vom Eschnumtempel, trug Korallenzweige auf seinem Dache. Rechts von der Byrsa, dort, wo jetzt das Kloster der Missionsschwestern liegt, wölbte sich zwischen Palmenbäumen die kupferne Kuppel der Wohnung Tanits, der punischen Göttermutter und Schutzgöttin von Karthago. Die runde Kapelle des hl. Ludwig auf den Fundamenten des Eschnumtempels ließ laut Inschrift Louis Philippe, König der Franzosen, 1841 an der Stelle errichten, wo der König Ludwig IX., der Heilige, sein Ahn, starb. Sie ist, seitdem

nach der Einweihung der Kathedrale kein Gottesdienst mehr hier gehalten wird, in einem etwas verfallenen Zustande. Ihr Inneres ist blau gehalten. Wie eine Erscheinung aus einer höheren Welt hebt sich die weiße Marmorstatue des Heiligen aus dem stolzen Königshause der Valois, welche den Altar ziert, von diesem dunklen Hintergrunde ab. Voll tiefen Ernstes sieht er von seinem hohen Piedestal herab auf die Ruinen zu seinen Füßen; ob er wohl in ihrem Bilde den Verfall seines Hauses und den Sturz seines Thrones betrachtet? Nachdem wir die Kapelle verlassen, fiel unser Blick auf einen großen Sarkophag aus punischer Zeit. Auch die zahllosen steinernen Ossuarien, welche in mehreren Reihen die alte Kapelle umgeben, sind aus derselben Zeit und sind mit Menschenknochen angefüllt, welche alle Spuren von Verbrennung zeigen. Es sind

95. Ein Scipio auf den Trümmern von Karthago.

dies vielleicht die Reste jener Menschenopfer, welche die Karthager ihrem Gotte Moloch darzubringen pflegten. Man betrachtete nämlich die Götter wie grausame Herren, die man durch flehentliche Bitten besänftigen mußte und durch Geschenke bestechen konnte. Alle aber waren schwach und ohnmächtig gegenüber Moloch dem Vernichter. Das Leben, sogar das Fleisch der Menschen gehörte ihm. Daher war es denn auch bei den Karthagern Sitte, einen Teil desselben zu opfern, um seine Wut zu stillen. Man brannte nämlich die Kinder an der Stirn oder im Nacken mit wollenen Dochten, und da diese Art, den Gott zufriedenzustellen, den Priestern viel Geld einbrachte, unterließen sie es nicht, dieselbe als leichter und angenehmer zu empfehlen. Wenn aber die Stadt in Gefahr war, mußte man Moloch vollständig befriedigen, und Kinder aus den vornehmsten Familien bildeten die Opfer. Die Statue des Gottes war ganz aus Eisen, in ihrer Brust klaffte eine weite Öffnung. Drei schwarze Steine mit gelbem Rande prangten als Augen auf seiner Stirn, mit geöffnetem Rachen hob er seinen Stierkopf

empor, als wollte er ein Gebrüll ausstoßen. In seine Arme wurden die Opfer gelegt, welche er dann mittels eines kunstreichen Mechanismus durch die Öffnung auf seiner Brust in seinen glühend gemachten Leib schleuderte, wo sie verbrannten, während rauschende Musik ihre und ihrer Mütter Klageschreie übertönte.

Unter den marmornen Inschriftfragmenten, welche in die Gartenmauern eingelassen sind, befinden sich Grabschriften sowie Skulpturen aus der Basilika von Damus el Karita sowie zwei andere, welche den Namen von Symmachus tragen, der von 373—374 Prokonsul von Afrika war und später als Präfekt von Rom 384 den Augustinus

96. Karthago: Ausgrabungen.

als Professor der Rhetorik nach Mailand sandte. Ferner ist es auch bekannt, daß Symmachus als einer der berühmtesten römischen Redner des V. Jahrhunderts und einer der letzten Verteidiger des Heidentums sich vergeblich für die Wiederaufstellung des Götzenbildes der Viktoria im Versammlungsraume des römischen Senates bemühte. Und merkwürdigerweise wurden die zwei Inschriften mit seinem Namen auf dem gleichen Platze gefunden, auf welchem Pater Delattre die Viktoriastatue, welche den Garteneingang bewacht, ans Licht förderte.

Jetzt aber galt es, das Museum im Kloster der Weißen Väter selbst zu besuchen. Eine kühle maurische Vorhalle lud zum Eintritt ein. Zwei riesige Statuen der Viktoria und der Ceres standen vor dem Eingange; die der Viktoria wurde unter Tempelruinen nahe bei dem Nebeneingang der Kathedrale gefunden. Kardinal Lavigerie, der Schöpfer der Anlagen, schien uns selbst, im Bilde wenigstens, empfangen zu wollen; freundlich sah er von einem großen Porträt auf uns nieder.

Links vom Eingang lag der Saal des hl. Ludwig, so genannt nach den Fresken aus dem Leben dieses Heiligen, welche Wände und Decke zieren. Wir sahen da seine Ankunft in Afrika, seinen Besuch bei Pestkranken, die Schlacht zwischen Franzosen und Mohammedanern, den Tod des hl. Ludwig und seine Apotheose. Zur Rechten und zur Linken des Eingangs in diesen Saal waren in Glasschränken zwei altchristliche Basreliefs, die Verkündigung der Geburt Christi an die Hirten von Bethlehem durch den Engel und die Madonna mit dem

97. Karthago: Hügel von St. Louis.

Kind und Engeln und Propheten. Aus Damus-el-Karita stammend, gehören sie nach dem römischen Katakombenforscher De Rossi dem IV. Jahrhundert nach Christus an. Den übrigen Teil der Glasschränke füllten eine christliche Inschrift aus dem V. Jahrhundert: „S C T. Maria aiuba nos“ sowie zahlreiche Marmortäfelchen aus dem Amphitheater, welche die Namen derer trugen, die einen reservierten Platz im Amphitheater zu beanspruchen hatten, sowie andere Altertümer aus. Das eigentliche Museum, welches in den dem Ludwigssaale gegenüberliegenden Sälen untergebracht ist, zerfällt in drei Teile, das altchristliche, das römische und das punische. Das altchristliche Museum enthielt eine reiche Kollektion altchristlicher Lampen mit biblischen und symbolischen Reliefs, Inschriften, Mosaiken, Reliefs,

Vasen, Epitaphe, Sarkophagbruchstücke, eine schöne Bronzelampe in Taubenform usw. Die römische Sammlung enthielt zahlreiche Büsten von Augustus in der Opfertoga aus dem I. Jahrhundert, Octavia, Cybele, Juno Caelestis, Jupiter, Serapis; ferner Reste eines großen Mosaiks aus der Villa des Scorpianus in Malga, dessen Mittelstück

98. Karthago: Neueste Ausgrabungen.

ein Bacchus mit Thyrsusstab bildete. Von den ihn umgebenden vier Jahreszeiten sind nur noch Herbst und Winter erhalten, jener durch eine mit Weinranken bekränzte, dieser durch eine dichtbekleidete Frauenfigur versinnbildet. Dazu gehören noch Bruchstücke mit Vögeln und Früchten. Stuckreliefs, das Leben einer römischen Dame darstellend,

99. Karthago: Der alte Hafen.

ein 18 Zentimeter hoher Orgelspieler von einem gewissen Possessor gefertigt, ferner ein ausgezeichnet gearbeiteter Kopf eines alten Mannes, das Grab eines Soldaten der ersten cohors urbana, die anfänglich in Lyon stationiert, mit der dreizehnten in Karthago getauscht hatte, Domitius Juventus, Glassachen, Terrakotten, Graburnen, Amphoren, Lampen, Fresken, Schmucksachen, Bleiplatten mit Verwünschungen der

Zirkuswettbewerber und zahlreiche Münzen vervollständigten diese römische Sammlung. Einzelne Stücke der punischen Sammlung sollen ein Alter von weit über zweitausend Jahren erreichen. Vor allem

100. Karthago: Sommerresidenz des Bei.

bemerkten wir da einen prachtvollen weißen Marmorsarkophag mit einem guterhaltenen Skelett eines Karthagers, die Statue einer pu-

101. Karthago: Römische Basilika.

nischen Frauensperson, zahlreiche Basreliefs, Ossuarien mit Skeletten. Zahlreiche Glasschränke an den Wänden und in der Mitte des Saales bargen Inschriften mit hieroglyphischen, punischen und etruskischen

102. Sidi bon Said. Überblick von Karthago aus.

103. La Marsa.

Schriftzeichen, Masken, Straußeneier, Statuetten, Opfergeräte, Lampen, Vasen in den verschiedensten, oft elegantesten Formen, bemalte Töpferwaren, wahre Meisterstücke von Miniaturmalerei, Waffen, Scheren,

104. Karthago: Ein punisches Grab.

Bronzespiegel, Glöckchen, Zymbeln, prachtvolle Kännchen mit kunstvollen Griffen, Rasiermesser mit ziselierten Klingen, Armspangen, Halsketten, aus Amuletten zusammengesetzt, auf welchen die ganze ägyptische und punische Mythologie eingraviert war; Skarabäen und ge-

105. Im Museumsgarten von Karthago.

schnittene Edelsteine, wahre Wunder der Steinschneidekunst, ein goldener Schild, welcher den Namen des ruchlosen Königs von Tyros und Bruders der Dido trug, Siegelringe und viele andere Kunstwerke,

welche zeigten, auf welcher Höhe schon vor weit mehr als 2000 Jahren die Kunst gestanden.

Stunden und Tage hätten nicht gereicht, hätte man all das Schöne, was das Museum bietet, würdigen wollen, aber wir standen unter dem Drucke einer nur allzu kurz bemessenen Zeit, und unsere tunesischen Führer hätten für einen Trunk im nahegelegenen Hotel wahrscheinlich alle die alten Steine von Karthago gegeben. So wurde von einem erzählt, er hätte die Leute einfach durch das Museum gejagt, um früher zum Wirtshaus zu kommen. Unter diesen Umständen mußten wir das Museum nur zu bald verlassen. Und zurück durch den Kloster-

106. Karthago. Alte Kapelle von St. Louis.

garten ging es zur gastlichen Schwelle des ersten der beiden oben erwähnten Hotels neben dem Eingang zum Klostergarten. Nach längerer Rast, während welcher wir uns bei einem mäßig warmem Trunke von Karthagerwein, Bier oder auch nur unschuldigerer Limonade und dem Genusse von harten Eiern, Käse und dergleichen von unsern archäologischen Anstrengungen erholten und die obligaten Ansichtskarten schrieben — das Postamt war ganz in der Nähe, und der Postbeamte, ein sehr liebenswürdiger Mann, hat wohl seit längerer Zeit nicht mehr so viel zu tun gehabt wie an diesem Tage — und vielleicht auch noch einmal die herrliche Aussicht auf den Golf von Tunis von der Terrasse des Hotels aus bewunderten, deren oben versuchte Schilderung freilich von ihrer Großartigkeit kaum ein schwaches Bild darbietet, forderte endlich auch die Kathedrale von St. Louis unseren Besuch. Der Weg

führte durch ein kleines Eukalyptuswäldchen an der Stelle des einstigen Melkarthtempels mit seinem mit Korallenzweigen geschmückten Firste zum Seiteneingang der Kirche. Dieselbe ist in byzantinisch-

107. Karthago: Museum (Punischer Priester und Priesterin).

maurischem Stil erbaut und hat die Form eines lateinischen Kreuzes. Ihr dreischiffiges Innere macht mit ihren Säulenhallen aus karrarischem Marmor, ihren hufeisenförmigen Arkaden, den prächtigen polychromen Arabesken auf dem weißen Baustein einen imposanten Eindruck. An

der Eingangswand sahen wir Wappen von zahlreichen Familien und Adelsgeschlechtern Frankreichs, welche, wie eine pompöse Inschrift besagt, zum Baue der Kirche große Summen gespendet hatten. Auf einigen Marmortafeln waren auch die Namen der bei der Einweihung der Kirche anwesenden Bischöfe eingegraben, unter ihnen der eines Herrn Combes, damaligen Bischofs von Constantine und jetzigen Erzbischofs von Karthago. Oberhalb des Tores und hoch oben auf dem Gesimse der Seitenwände der Kirche lasen wir Abschnitte aus der Bulle „Materna caritas" Leos XIII., mit welcher dieser den erzbischöflichen Stuhl Karthagos wieder erneuerte und seinem Inhaber die Würde eines Primas von Afrika verlieh.

108. Karthago: Kathedrale von St. Louis.

Im rechten Querschiff der Kirche befindet sich das vom Bildhauer Crauk hergestellte Grabmal ihres Erbauers, des Kardinalerzbischofs von Karthago und Primas von Afrika, Lavigerie.

Auf einem dunklen Marmorsarkophage mit dem Wappen und den Initialen des Kardinals ruht derselbe in halbliegender Stellung, als wollte er noch einmal über die Stätte seines Wirkens, sein liebes Afrika, hinblicken, bevor ihn der Tod zur ewigen Ruhe ausstrecke. In seiner Rechten hat er ein Pergament, mit seiner Linken weist er auf sein Herz, um anzuzeigen, wie tief ihm die auf dem Pergamente verzeichneten, sein Leben und Wirken charakterisierenden Worte seines Testamentes aus seinem Herzen kämen: „Ich komme jetzt auf dich zu sprechen, mein teures Afrika, ich hatte dich ganz preisgegeben, als ich getrieben von einer Macht, die sichtlich von Gott kam, alles

verließ, um mich ganz deinem Dienste zu weihen." Zu seinen Füßen knien zwei seiner Missionäre, ganz aufgelöst in Schmerz ob des Hinganges ihres geliebten Vaters. Zwei Bronzefiguren erinnern an das Lebensziel des Kardinals, die Befreiung Afrikas aus den Ketten der Sünde und des Elends. Zu seiner Rechten hebt ein Neger mit der einen Hand eine zerbrochene Sklavenkette empor, mit der anderen drückt er ein Kreuz an seine Brust; zu seiner Linken jubelt von der Schulter eines Weibes, das mit der linken Hand einen Palmzweig

109. Karthago: Inneres der Kathedrale.

110. Karthago: Grabmal des Kardinal Lavigerie.

umschließt, ein Kind dem Kinderfreunde im Purpur entgegen. Die in ihrer Einfachheit ergreifende Grabschrift lautet:

Hic in spem infinitae misericordiae requiescit Carol. M. Lavigerie Archieppus Carthag. et Alger., Africae Primas, nunc cinis. Orate pro eo 1892. (Hier ruht im Vertrauen auf die unendliche Barmherzigkeit C. M. Lavigerie, Erzbischof von Karthago und Algier und Primas von Afrika, jetzt Staub. Betet für ihn. 1892.

Durch das Haupttor der Kathedrale traten wir auf die große Freitreppe vor derselben, von der aus wir noch einmal das so oft geschaute Panorama über den Golf von Tunis bewunderten. Dann stiegen wir den westlichen Hügel der Byrsa hinab zum Bahnhof, doch wollten wir Karthagos Boden nicht verlassen, ohne seinem Amphi-

theater einen Besuch abgestattet zu haben. Wir überschritten daher in der Nähe der Station den Bahnkörper und befanden uns nach ein paar Schritten am Ziele. Nichts ist mehr von dem Prachtbaue zu sehen, der bis in das späte Mittelalter den Namen El Theater

111. Amphitheater von Karthago.

bewahrt, und den arabische Dichter, welche ihn in seinem Verfall gesehen, als ein Wunder des Weltalls priesen, als ein paar Mauerreste, welche die Peripherie des elipsenförmigen Theaterraums erkennen lassen.

112. Kapelle der hl. Perpetua und Felizitas im Amphitheater zu Karthago.

Ein Kreuz auf schlanker Säule ragt einsam in der Mitte der Ruinen auf, welches Kardinal Lavigerie zur frommen Erinnerung an die hier geopferten Bekenner der Religion der Liebe gepflanzt. Im Hintergrunde des Theaters befindet sich ein tiefer, zu einer Kapelle umgewandelter

Raum mit einem Altar. Eine Inschrift oberhalb des den Raum abschließenden Gitters besagt, daß derselbe dem Andenken der Martyrinnen Perpetua und Felicitas und ihrer Genossen Revocatus, Saturnus und Saturninus geweiht sei, welche an diesem Orte an den Nonen des März 203 den wilden Tieren vorgeworfen wurden.

Auf den Bahnhof zurückgekehrt, bestiegen wir alsbald unseren Zug und fuhren nach Tunis zurück. Noch einmal sahen wir hinauf zum Burghügel Karthagos mit seiner vieltürmigen Kathedrale, dann fuhr unser Zug durch eine Einsenkung von 675 Meter Länge und 90 Meter Breite, den einstmaligen Zirkus von Karthago. Merk-

113. Ansicht von Karthago.

würdiges Spiel des Schicksals! Dort, wo einstmals edle römische Renner mit leichten, goldglänzenden Wagen angesichts einer festlich geputzten Volksmenge um den Preis kämpften, keucht jetzt der jeder Schönheit bare schwere Eisenbahnzug dahin, angestaunt von auf kleinen, zerschundenen Eseln vorbeireitenden zerlumpten Beduinen.

Gegen Mittag waren wir wieder auf dem Nordbahnhofe von Tunis, von wo uns Einspänner für zwei Sou pro Person zu dem nicht allzu nahen Hotel St. Georges brachten.

Während des Mittagessens wurde des deutschen Kaisers gedacht. Professor Miller hielt eine Ansprache, welche mit begeisterten Hochrufen auf den erhabenen Herrscher, der vor kurzer Zeit die Stätten besucht, welche auch wir durchwandert, und mit der deutschen Hymne geschlossen wurde.

Im Anschlusse daran wurde ein Huldigungstelegramm an den deutschen Kaiser abgesandt.

Die letzten Stunden, welche wir in Afrika zubringen sollten, benutzten wir zu neuen Streifereien durch das arabische Tunis. Gruppen von wenigen Personen durchzogen die Straßen, die einen schimpfend über die engen, unreinlichen Straßen und schnell in die breite, glänzende Avenue de France mit ihren europäischen, auf großstädtischem Fuße eingerichteten Cafés sich flüchtend, die andern gerade die engsten und unsaubersten Straßen aufsuchend, um noch recht viel vom arabischen Leben zu erlauschen.

114. In den Ruinen von Karthago.

Die Souks boten uns heute, als wir sie in kleinen Gruppen besuchten, ein viel interessanteres Bild als gestern, wo wir sie zu dreihundert Personen in möglichster Schnelligkeit durcheilten.

Durch die Port de France kamen wir auf die Place de la Bourse, von wo wir links in die Rue de l'Eglise zu der Moschee es Zitona kamen, von der wir aber, da die Ungläubigen in Tunis die Moscheen nicht betreten dürfen, nichts sahen als einige von den Säulen des Vorhofs, welche aus Karthago stammen sollen. Hinter dieser Moschee betraten wir den ersten der Souks, den Souk des Parfüms.

Ein magisches Halbdunkel nahm uns auf. Betäubende Düfte von allen möglichen wohlriechenden Essenzen umfingen uns. Große bunte Opferkerzen hingen von der Decke der niederen Verkaufshallen, an deren Wänden Fläschchen und Gefäße aufgeschichtet waren. Den Eingang zu den Buden versperrte ein breiter Ladentisch, in dessen Mitte der wohlgenährte Verkäufer hoch über dem Erdboden hockte.

Bereitwillig öffnete er seine Flaschen und Fläschchen und goß dem Besucher einen Tropfen von ihrem Inhalt auf die flache Hand, damit dieser sich von der Vortrefflichkeit der Ware durch seinen Geruch überzeugen könne. Als wir an den Souk der Schneider kamen, sahen wir viele leere Verkaufsbuden. Es war nämlich Freitag, und wir konnten die Gesetzestreue der tunesischen Juden, von welchen der größte Teil der tunesischen Schneider abstammt, bewundern, welche es nach strenger, schon im Alten Bunde befolgter Satzung mit der Heilighaltung des Sabbats sehr genau nehmen und bereits an seinem Vorabende ihre Geschäfte ruhen lassen.

Die arabischen Schneider hingegen schienen sich nicht viel darum zu kümmern, daß es Freitag und damit der mohammedanische Feiertag sei, sondern stichelten lustig auf ihren hohen Ladentischen an oft prächtig mit Gold- und Silberstickereien verzierten arabischen Kleidungsstücken. Vor einem der kleinen Läden staute sich eine Volksmenge. Als wir näher kamen, sahen wir, daß es sich nur um den Kauf eines Burnus handle, welchen ein von seiner Familie begleiteter Beduine erstehen wollte. Ruhig und still saß der Verkäufer auf seinem Ladentisch, ebenso ruhig und still hockte der Käufer im Kreise seiner Lieben auf dem Boden mitten in der Straße und betastete den Burnus bald oben und bald unten, hielt ihn gegen das Licht, um die Dichte des Stoffes zu erproben, prüfte die Festigkeit der Nähte, reichte den Burnus jedem einzelnen Gliede seiner Familie, damit es ihn ebenso genau untersuche. Gesprochen wurde bei der ganzen Untersuchung kein Wort, außer daß der Verkäufer hin und wieder seinen Mund auftat und in salbungsvollem Tone die Güte seiner Ware anpries und beteuerte, daß der gestellte Preis der niederste sei, den er machen könne, und der Käufer ebenso würdevoll die Behauptungen des Verkäufers bezweifelte. Nach und nach versammelte sich ein großer Kreis von Zuschauern um die handelnden Parteien, worum sich aber weder Käufer noch Verkäufer kümmerten. Als wir nach ein und einer halben Stunde bei unserer Rückkehr zum Hafen wieder an diesem Orte vorbeikamen, war der Handel immer noch nicht abgeschlossen und erst die Dunkelheit mag die handelnden Parteien getrennt haben.

Je mehr wir uns dem jenseits der Souks gelegenen Judenviertel näherten, desto größeren Einfluß schien eine tätigkeitsfeindliche Festtagsstimmung auch auf Nichtjuden zu gewinnen. Das Grab des Heiligen im Souk der Sattler war verlassen und ohne Lichterschmuck, schläfrig und griesgrämig wie ein paar bissige Köter während ihres Mittags-

schläfchens blinzelten uns die Verkäufer der Lederwaren, Seidenwaren und Holzschnitzereien an. Auf dem ehemaligen Sklavenmarkt, auf welchem uns gestern jüdische Händler durch ihre Zudringlichkeit unerträglich geworden waren, waren alle Läden verlassen und verschlossen. Und als wir im dort befindlichen Café uns an einem Täßchen Mokka laben wollten, gab es keinen: das Feuer war erloschen, die sonst immer fließende, süße, duftende Flut war versiegt. Sabbatsruhe lag über der ganzen Gegend. In der zur Kasba führenden Straße, wo gestern fleißige Judenfamilien mit der Herstellung von Seidenstoffen und seidenen Borten beschäftigt waren, konzentrierte sich heute das Straßenleben um ein paar dicke, keuchende Jüdinnen, die im Schmucke ihrer kegelförmigen Kopfbedeckungen herumstolzierten.

Lange wohl noch wären wir in den stillen Juden- und Arabergäßchen herumgeirrt, hätte uns nicht die nahende Stunde der Abfahrt der „Etoile" zur Rückkehr an den Hafen gezwungen. Noch einmal durchquerten wir die Souks und kehrten durch die Rue de l'Eglise wieder in die europäische Welt der Place de la Bourse und der Avenue de France zurück. Nach kurzer Zeit kamen wir als letzte Nachzügler auf dem Schiff an, das sich bald in Bewegung setzte, um uns auf immer von der afrikanischen Küste zu entführen.

Noch einmal hatten wir auf kurze Zeit das herrliche Panorama von Tunis und seiner Umgebung vor unseren Augen, als unser Schiff den Hafen von Tunis verließ, denn die nahende Nacht beeilte sich, alles mit einem neidischen Schleier zu überdecken. Selbst die hohe Kathedrale des hl. Ludwig verschwand hinter einer grauen Nebelwand, und nur die erleuchteten Fenster des daranstoßenden Klosters verkündeten dem vorbeieilenden Schiffe, daß dort auf dem Burgfelsen von Karthago, wo einstens Pläne zur Unterjochung von Afrika geschmiedet wurden, jetzt Männer und Frauen arbeiten, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht, Afrika vom Joche des geistigen und leiblichen Elends zu befreien.

5. Die Wüstentour.

Laut Programm hatte am 5. August ein Teil der Reisegesellschaft eine Tour in das Innere Nordafrikas unternommen. Die folgende Schilderung derselben entstammt der Feder des Herrn Pfarrers Donaubauer in Königstein (Bayern) und des Herrn Professors Schwertschlager in Eichstätt.

Für einen größeren Teil unserer Reisegesellschaft bildete den Höhepunkt und das fernste Ziel der Reise die Fahrt in die Wüste. Es beteiligten sich daran 56 Personen, darunter fünf Damen. Die Leitung hatte Herr Direktor Miller. Zur Führung war ein französischer Elsässer, Burgard, aus Algier bestellt. Er spricht deutsch, französisch und arabisch. Er bewährte sich als sehr guter Führer, der überall wohl bekannt und mit den Wirten auf bestem Fuß stand, was freilich unser Herr Direktor nicht immer unbedenklich fand. Jedenfalls war für unser leibliches Wohl, besonders für Erfrischungen bei der großen Hitze stets aufs beste gesorgt.

Bei dieser Fahrt mußten wir Algerien in seiner östlichen Hälfte der Länge und Breite nach durchqueren.

Darum seien zum besseren Verständnis des Folgenden zuerst einige Bemerkungen über Land und Leute vorausgeschickt.

Algerien, l'Algerie, ist seit 1847 eine französische Kolonie. Frankreich suchte das Land in den vielfachsten Beziehungen wirtschaftlich zu heben, suchte auch durch vielfache Zugeständnisse an die fanatischen Eingeborenen die Leute für sich zu gewinnen. Aber das verhütete nicht, daß verschiedene Unruhen ausbrachen, die letzten noch 1901. Die Eingeborenen, besonders die Nomaden, hassen die französischen Eroberer. Die Kluft zwischen den beiden Rassen wird sich wohl nie überbrücken lassen. Für die Ruhe und Sicherheit sorgt ein starkes militärisches Kontingent, das auf die verschiedenen Punkte verteilt ist. Im Jahre 1901 waren es 57 292 Mann, die zusammen ein Armeekorps bilden, ein Teil davon liegt auch in Tunesien. Die ganze Kolonie zerfällt in drei Departements, Oran im Westen, Algier in der Mitte, Constantine im Osten, mit je den gleichnamigen Hauptstädten. Die Grenze bildet im Norden das Mittelmeer, dessen Küste sich auf einer Länge von 1000 Kilometer von Westen nach Osten erstreckt. Im Westen grenzt das Land an Marokko, im Osten an Tunesien. Im Süden erstreckt sich das Gebiet in die Wüste hinein, ohne bestimmte Grenze, man nimmt gewöhnlich den 30. Grad nördlicher Breite an.

Das ganze Gebiet wird von zwei parallel laufenden Ketten des östlichen Atlas durchzogen.

Der nördliche, der kleine oder Tellatlas, bildet eine Folge von bald höheren, bald niedrigeren Gebirgszügen. Die höchste Kette ist der Dschurdschura, bis über 2300 Meter. Zwischen den einzelnen Bergketten finden sich gegen Norden mehrere tief in das Gebirge einschneidende Ebenen. Diese sind überaus fruchtbar, so besonders der Metidscha, d. i. die Ebene bei Algier.

Der südliche oder saharische Atlas, auch großer Atlas, fällt nach Norden allmählich in die Hochebene, nach Süden steil in die Wüste ab. Er ist unfruchtbar, seine Ketten sind von tiefen Schluchten „Toren", durchbrochen. Er enthält den höchsten Punkt der ganzen Kolonie, den Schelia, 2328 Meter, in einer östlich von Batna sich hinziehenden Bergkette.

Zwischen den beiden Bergketten liegt eine weite Hochebene, 800—1100 Meter hoch gelegen. Sie ist ein großes, jetzt vielfach kultiviertes Steppengebiet. Zwischen den einzelnen Landschwellungen liegen meist abflußlose Becken, in denen sich die sogenannten Schotts, d. i. größere oder kleinere Salzseen, befinden. Dieselben finden sich auch im Tiefland von Tunesien und in der Wüste noch weit südlich von Biskra. Einige davon sind viel größer als der Bodensee.

Das Klima ist im Sommer überall sehr heiß und trocken. Im Süden ist es tropisch; im Norden das der europäischen Mittelmeerländer.

Der Winter ist rauh in den Gebirgen und in der Hochebene, wo Schnee fällt. Ziemlich rauh wird es oft auch in den Wintermonaten in den nördlichen Teilen der Wüste.

Die Vegetation ist in den Küstengebieten ebenfalls die des europäischen Südens. Die Hochebene trägt Steppenvegetation, hauptsächlich wächst hier das Espartogras, hier Halfa genannt. Die Blätter werden zu Korb- und Teppichflechtereien verwendet und bilden einen der wichtigsten Ausfuhrartikel des Landes. Im Süden, in den Oasen der Wüste, ist das wichtigste die Dattelpalme.

An Tieren herrscht in der Hochebene der Schakal, der Fuchs, die Hyäne, die Antilope, Affen, Schildkröten, Eidechsen und Schlangen. Das südliche Randgebirge ist die Heimat des Berberlöwen, der aber immer mehr verschwindet; das gleiche Schicksal teilt der Strauß, der im nördlichen Wüstengebiet fast ausgerottet ist. Die Weinberge werden oft durch die berüchtigten Heuschreckenschwärme schwer geschädigt.

Die Bewohner, ungefähr 4 500 000 an der Zahl, sind außer einer halben Million Europäern (meist Franzosen, Italiener und Spanier) und etwa 55 000 Juden, fanatisch mohammedanische Eingeborene.

Die eigentlichen Eingeborenen sind die Berber. Dieselben sind aber ziemlich rein erhalten nur in den nördlichen Gebirgen als Kabylen. Sonst sind sie überall stark gemischt mit den Arabern, die ein Jahrtausend lang die Herren des Landes waren. Im allgemeinen kann man sagen, die Berber wohnen mehr seßhaft in Dörfern, die Araber sind mehr Nomaden, als solche haben sie ihre Rasse am reinsten bewahrt.

Sie sind Feinde des Ackerbaues, der ihnen die Weideplätze für ihre Herden nimmt.

Die Berber haben aber die Sprache der Araber angenommen und nennen sich auch Araber. Ich habe wiederholt Leute, die ihrem ganzen Gepräge nach keine Semiten sein konnten, gefragt, ob sie Araber oder Berber seien. Die Antwort war immer „Arabe", den Namen Berber scheinen sie gar nicht zu kennen oder sich der Stammesverschiedenheit gar nicht bewußt zu sein. Die meisten wissen so viel vom Französischen, daß man sich damit verständigen kann.

Die Städtebewohner, die sich auch meist „Arabe" nennen, sind ein Mischvolk von Südeuropäern, Arabern und Berbern, ihr eigentlicher Name ist Mauren. Sie sind weichlich und faul, meist, besonders die Frauen, unheimlich fett, während der eigentliche Araber von schlanker, hochgewachsener Figur ist, mit länglichem Gesicht, scharf geschnittenen, hageren Zügen und schwarzblitzenden Augen. Der Berber ist in der Regel etwas kleiner, sein Gesicht mehr rundlich, meist aber sehr hübsch. Man kann erkennen, wie sich aus ihm, der der hamitischen Rasse angehört, der Neger herausbildet.

Die Hautfarbe ist im Durchschnitt, besonders auf dem Lande, dunkelbraun wie ein alter Pfennig. Man findet jedoch alle Stufen, vom reinsten Weiß, dessen sich eine gepuderte Europäerin nicht zu schämen brauchte, bis zum vollendeten Schwarz. Hellere Farben findet man natürlich vorwiegend in den Städten und besonders bei Frauen, die ja wenig an die Sonne kommen und dann ihr Gesicht fast ganz vermummt tragen.

Die Kleidung besteht aus dem weiten, weißen Mantel, dem Burnus; derselbe ist der römischen Tunika ähnlich, aber immer ungegürtet und ungeschürzt, gewöhnlich ist er mit einer Kapuze versehen. Darüber wird der Haik geworfen, der meist mit einer Öffnung für den Kopf versehen ist, oft aber auch als bloßer Überwurf nach Art der Tope getragen wird. Bei etwas reicheren Leuten ist das weiße Gewand von peinlicher Sauberkeit, bei vornehmen ganz von Seide, und wird mit großer Grazie getragen. Die Mauren in den Städten tragen vielfach buntfarbige Kleider.

Die Kopfbedeckung ist der Turban oder Fez, der bei den Mekkapilgern noch vom weißen Turban umwunden ist. Die Knaben bis zu 14 — 15 Jahre tragen fast nie etwas anderes als ein weites, oft viel zerschlissenes Hemd. Bei kleineren fehlt oft auch dieses. Die Mädchen, die man selten sieht, sehen sehr vernachlässigt aus und sind nur in allerlei Lumpen gekleidet, die bei den kleinsten auch manchmal

ganz fehlen können. Die Frauen sind in der Öffentlichkeit ganz in weiße Überwürfe gehüllt, das Gesicht ist bis an die Augen in einen weißen oder schwarzen Schleier gehüllt. In dieser Tracht sehen sie so geisterhaft aus, als wären sie eben aus den Gräbern gestiegen.

5. August.

Die erste Nacht, die die „Etoile" am Nordufer des schwarzen Erdteiles lag, war sehr warm gewesen. Ich hatte sie auf dem Verdeck zugebracht. Um 6 Uhr früh ging es ans Land, um halb 7 Uhr saßen wir im Coupé zu fast 15stündiger Fahrt; zum Glück war die

115. Abfahrt in die Wüste.

Gesellschaft recht lustig und angenehm. Anfangs ging es am Meere hin, wo eine frische Brise wehte, dann weiter landeinwärts an Landgütern mit fruchtbaren Ackerfeldern, Obst-, Gemüse- und Weingärten vorüber in die Ebene Metidscha. Bald erblickte das Auge nichts mehr als rechts und links unabsehbare Weingärten. Wir nahten uns der Station Maison-Carrée, wo die „Weißen Väter" ihre Hauptniederlassung haben. Ihre Haupteinnahmsquelle für ihr Missionsgebiet, das sich über einen großen Teil von Nordafrika erstreckt, bildet der Weinbau. Die weite, frisch-grüne Ebene, die wir durchfuhren, ist also die Quelle, aus der die in Deutschland so viel verbreiteten, besonders in Pfarrhäusern beliebten afrikanischen Weine fließen, als da sind Oulid-Adda, Rosawein, Muskat 1. und 2. usw. Hätte nie geglaubt, wenn

ich mir manchmal eins von diesen feurigen Tröpflein zu Gemüte führte, daß ich jemals den heißen Boden betreten würde, aus dem dieselben entquollen waren.

In südöstlicher Richtung nahten wir bald dem Gebirge, den nördlichen Atlasketten. Es begann nun wieder das Poltern der Tunnels, das uns von der Fahrt nach Genua her noch in unliebsamer Erinnerung war. An den nördlichen Hängen fanden sich noch Sträucher und Bäume, letztere meist niedrig und nie in dichtem Walde beieinander stehend. Weiter waren die Berge fast ganz kahl oder mit Gras bewachsen, das auch schon völlig verdorrt war und gelbbraun aussah, so daß man es kaum vom Felsen unterscheiden konnte. Links an der Nordseite zeigten sich einige sehr hohe Bergketten, darunter die höchste, der Dschurdschura, der mit seinen kahlen, grauen Felswänden und seiner Gestaltung mich an den bayerischen Karwendel erinnerte. Er ist meist beschneit, jetzt im August aber war er völlig frei vom Schnee. Besonders auffällig waren an einigen Bergen ganz schmale Kalkschichten, die sich, parallel mit einander laufend, den ganzen Hang hinauf und über den Gipfel weg die andere Seite hinabzogen. Sie waren mehrere Meter hoch und sahen wie künstlich aufgeführte Mauern aus. Die schmalen Talschluchten, die wir durchquerten, waren meistens kahl und unbebaut. Sehr reizend nahmen sich in denselben die herrlich blühenden Oleander aus, die in ununterbrochenen Ketten zu beiden Seiten der jetzt vertrockneten Flußläufe hinzogen. Romantisch ist die mit reicher Flora bewachsene Isserschlucht, welche das Gebirge in einer Länge von 8 Kilometern quer durchbricht. Die Bahn durchfährt die Schlucht in acht Tunnels und drei Viadukten. Diese und ähnliche Querschluchten des Gebirges sind ein Lieblingsaufenthalt der Affen, die sich aber gewöhnlich erst am Abend sehen lassen.

An den kahlen Berghängen hingen von Zeit zu Zeit kleine Dörfer der Eingeborenen, von der Ferne kaum vom grauen Gestein zu unterscheiden. Die ganze Behausung ist äußerst primitiv. Das Wohnhaus ist ein aus rohen Kalksteinen aufgeführtes Viereck von höchstens vier Meter im Quadrat und 2—3 Meter Höhe. Das Dach ist mit Schieferplatten eingedeckt. Vor der Eingangstüre liegt ein viereckiger, kleiner Hof, mit einer rohen Mauer umgeben; er ist der Aufenthaltsort für die Tiere. Sein Eingang ist sehr schmal. Diese primitive Bauart der Wohnungen findet sich auch durch die ganze Hochebene, nur daß hier, je nach dem Besitzstande an Herden, die Verhältnisse oft größere sind.

In der Nähe der Bahn lief eine prachtvoll gebaute und unterhaltene Landstraße, die nach Constantine und von da weiter nach Süden

in die Wüste hinein führt. Nur selten sah man auf derselben einen zweiräderigen Karren mit einem Eselein davor oder einen stolz auf seinem Reittier sitzenden Araber, was sich in dieser öden Einsamkeit sehr malerisch ausnahm. Es mußte auch nicht angenehm sein, um diese Zeit auf der von keinem Baum geschützten Straße zu fahren und zu reiten oder gar zu gehen. Denn schon war die Sonne höher gestiegen, und es wurde entsetzlich heiß. Schon hatte die Luft im Coupé 30, 35 und dann 39 Grad Celsius. Wenn man die Hand hinaushielt, war es, wie wenn man sie in einen Backofen steckte. Mit gütiger Erlaubnis der Damen zogen wir Joppe, Weste und Kragen aus, aber auch

116. Beduinen-Wohnung zwischen Algier und Constantine.

ohne diese war es noch fast unerträglich. Doch blieb unsere Gesellschaft immer guter Dinge. Die gute Laune wurde nicht wenig gesteigert, als wir in der Station Bouira um halb 11 Uhr ein herrliches französisches Dejeuner von vier oder fünf Gängen eingenommen hatten; denn alles war ausgezeichnet gekocht, und es wurde sehr prompt serviert, da der Aufenthalt nur ein kleines halbes Stündchen dauerte. Da sollte der Maître d'Hotel unseres Schiffes und sein Küchenmeister dabei gewesen sein, dann hätte er sehen können, daß auch eine Mahlzeit nach französischer Manier einem deutschen Gaumen und Magen recht wohl zusagen kann.

Wohlgestärkt und neubelebt fuhren wir in der Prügelhitze weiter. Die Berge wurden niedriger und weniger, die Bahn stieg immer höher,

denn sie hatte noch 500 Meter zu überwinden, um in die Hochebene zu gelangen.

Nach ein paar Stunden war dieselbe erreicht; anfangs noch hügelig und buckelig, öde oder mit dürren Grasresten bedeckt. Nur einzelne kleine Dörfer der Eingeborenen ließen sich sehen und wenige kleine Schaf- und Ziegenherden und — für uns ein neuer Anblick — weidende Kamele. Zuerst bloß drei, dann kleine Herden bis zu zehn Stück. Bald wurde die Gegend fast ganz flach, die nördlichen Berge verschwanden aus dem Gesichtskreise, die Fahrt ging nun direkt nach Osten, der Richtung der Hochebene entlang. Je weiter es nach Osten ging, desto besser war das Land bebaut; zuletzt sah man rechts und links nur mehr abgeerntete Getreidefelder. Zwischen denselben lagen einsame Landgüter der Franzosen, Dörfer der Eingeborenen und einige europäische Ansiedelungen, die uns mit ihren Kirchtürmen heimatlich anmuteten. Über die ganze Ebene zerstreut lagen in ungezählter Menge die schwarzen, niedrigen Zelte der Beduinen, der nomadisierenden Araber. Sie weideten in den Stoppelfeldern ihre riesigen Herden von Ziegen und Schafen, dazu kamen gewöhnlich mehrere Pferde, Maultiere und Esel, die, wie es scheint, der wandernden Familie als Reit- und Lasttiere dienen. Sehr zahlreich waren hier auch die Kamelherden. Wir sahen solche von 40—50, ja 70—80 Stück, aus denen natürlich unsere Phantasie 200—300 machte.

Diese Nomaden sind seit 4500 Jahren der Sitte der Väter, wenigstens in der Art ihrer Lebensführung treu geblieben. Wie der Reichtum ihres Vaters Abraham gezählt wird nach der Zahl seiner Kamele, Rinder und Schafe, so besteht auch der ganze Reichtum dieser seiner Söhne in ihren Herden. Auf manchen Feldern stand noch der Hafer ziemlich schwach und niedrig. Die Schnitter, ausschließlich Eingeborene, waren eben mit der Sichel an der Arbeit. Für einen Europäer wäre es fast unmöglich, bei dieser Hitze und der stechenden Sonne zu arbeiten. Vor den Gehöften waren große Getreideschober aufgehäuft. Allenthalben war man mit Dreschen beschäftigt, aber nicht mit der Drischel und nicht mit der Maschine. Diese Arbeit wurde vielmehr durch Pferde, Maulesel oder Rinder besorgt, die im Kreise umher getrieben wurden und das Getreide austraten. Daher das Sprichwort, das sich auch beim hl. Paulus findet: „Man soll dem dreschenden Ochsen das Maul nicht verbinden." Von der Spreu wird das gedroschene Getreide nicht mit der Mühle gereinigt, sondern wieder auf ganz originelle Weise. Ein Mann wirft das Getreide mit einer Schaufel quer in die Richtung des Windes, die schweren Körner fallen zu

Boden, die leichte Spreu aber wird vom Winde weggeblasen und fällt in einer kleinen Entfernung auf einen Haufen zusammen. Das die Erklärung zu Matth. 3, 12, wo es heißt: „Er hat seine Wurfschaufel in der Hand und wird seine Tenne reinigen; seinen Weizen wird er in die Scheuer sammeln, die Spreu aber verbrennen mit unauslöschlichem Feuer."

So hatten wir den ganzen Nachmittag immer wieder etwas zu schauen, was für uns neu und interessant war, während die Hochebene der Schotts an sich überaus eintönig und langweilig ist. Einen Schottsee haben wir an diesem Tage nicht zu Gesicht bekommen, da keiner nahe genug an der Bahnlinie lag. So oft der Zug an einer Station hielt, eilten wir hinaus und hielten Hände und Pulse unter das laufende Brunnenwasser und befeuchteten damit die Schläfe zur Abkühlung. War ein Büffet da, so kaufte man sich Kaffee oder Limonaden oder Trauben, welche die braunen Knaben feil boten, die aber oftmals nicht genügend reif waren. Der Herr Direktor zankte gewaltig, wenn jemand ohne Kopfbedeckung aus dem Zuge stieg und sich so der Sonne aussetzte. Und mit Recht, denn es war nicht ungefährlich. Erwachsene Eingeborene sieht man nie ohne Fez oder Turban, ja manche trugen riesige hohe Hüte, die an der Krempe wohl einen Meter Durchmesser haben. Der Herr Direktor Miller und ein junger Herr aus der Gesellschaft kauften sich in Biskra ein solches Ungeheuer und nahmen es als Andenken mit, ließen es auch einige Male auf ihrem Kopfe schwanken.

Die Bahnbeamten tragen an der Dienstmütze einen weißen Battistschleier, der hinten hinunter hängt und den Nacken vor den Sonnenstrahlen deckt.

Nicht minder ungehalten war der Herr Direktor, wenn er sah, daß jemand am Brunnen das bloße Wasser ohne Zumischung trank. Unser Führer, Herr Burgard, sagte zwar, das Wassertrinken werde erst südlich von Batna gefährlich. Aber es war bei der Hitze auch hier durchaus nicht bekömmlich.

Gegen Abend zeigten sich die Berge der südlichen Atlaskette, welche näher herantraten, da sich im Osten die Hochebene stark verengt. Als die Dämmerung hereinbrach, wehte vom Süden aus den Bergen eine nach der Hitze des Tages empfindlich frische Brise. Über den Bergen selbst lagen dicke, schwarze Gewitterwolken. Wie wir am nächsten Tage erfuhren, ging dort ein starkes Gewitter nieder, das südlich bis nach Biskra in die Wüste hinab reichte.

Als es bereits Nacht geworden war, wendete sich der Zug direkt nach Norden, und nach einer kurzen Fahrt waren wir in Constantine. Hier blieben wir bis nächsten Tag, morgens acht Uhr. Unser Quartier war im Grand Hotel, wo wir gut zu Abend speisten und auch sehr gute Zimmer bekamen.

Am Abend machten die meisten von uns noch einen kleinen Stadtbummel. Ich kam dabei an eine riesig große Halle, deren Eingang mit Fahnen und bunten Bändern geschmückt war. Sie zeigten an, daß hier eine Festlichkeit stattfinde. Um einige Sous erhielten wir Eintritt in die Halle, es war nichts anderes als die Schrannenhalle, breit und lang, mit einem Gewölbe aus Eisenkonstruktion überdeckt. Diese sonst so profane Halle war aber durch Guirlanden aus farbigem Papier und durch Fahnen in einen Festsaal, und zwar in einen Tanzsaal verwandelt. Er war schon ziemlich stark gefüllt, meist mit Herren, und eben rückten auch die Schönen an, fein aufgeputzt, so daß man beim ersten Anblick hätte glauben können, sie gehörten zu den sogenannten oberen Zehntausend. Sie waren aber alle aus den einfacheren Ständen, wohl meist Dienstmädchen. Die Tänzer waren zum großen Teile Soldaten. Eingeborene waren nur ganz wenige als Zuschauer anwesend.

Nun begann der Tanz bei einer vollen, wie es schien, militärischen Blechmusik. Trotz der Pflastersteine, die den Boden bedeckten, ging es ganz flott von statten und auch ganz leicht, wie mir ein Herr und eine Dame von uns versicherten, die einige Touren mitgemacht hatten. Als ich einen Soldaten fragte, aus welchem Anlaß diese Veranstaltung stattfinde, sagte er, das geschehe fast alle Wochen. Wohl hauptsächlich deswegen, um den Soldaten in der Fremde den Aufenthalt angenehmer zu machen.

6. August.

Am nächsten Morgen, es war Sonntag, las ein Herr aus der Gesellschaft um halb 6 Uhr in der Kathedrale die hl. Messe, um den Katholiken Gelegenheit zu geben, ihre Sonntagspflicht zu erfüllen. Nach dem Gottesdienste besichtigten wir die Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt Constantine. Hierbei erlitt ein Fräulein aus der Reisegesellschaft einen Unfall. Die Dame glitt aus und fiel, wobei sie sich den Unterarm brach. Zum Glück war ärztliche Hilfe in unserer Mitte vorhanden. Der Arm wurde verbunden und in eine Schlinge gelegt, und die Dame ging sofort mit uns auf die Bahn, um die ganze weitere Reise mitzumachen. Ich kann nicht umhin, ihr hier meine Anerkennung auszusprechen für die

Geduld und den Mut, mit dem sie ihr Unglück getragen hat, und für die edle Gesinnung, mit der sie bemüht war, alles zu vermeiden, was Mitreisende hätte belästigen können. Nicht mindere Anerkennung verdient der kameradschaftliche Geist, welcher den kranken Arm einrichtete, verband, pflegte, massierte, so daß Frl. G. nach drei Wochen ohne Unterbrechung der Reise den Arm wieder frei benützen konnte.

Um 8 Uhr saßen wir wieder in der Bahn, es ging direkt südwärts; Fahrzeit gegen 9 Stunden. Situation anfangs wie gestern: prügelhafte Hitze, lustige Gesellschaft; außen fruchtbare, abgeerntete Felder, Beduinen, Herden usw.

Da wir nirgends längeren Aufenthalt hatten, nahmen wir das Mittagessen kalt im Zuge ein. Gegen den Durst hatten wir sechs In-

117. Salzseen.

sassen eines Coupés dreizehn Flaschen mit Wein und Mineralwasser zur Verfügung. Von Zeit zu Zeit steckte unser treubesorgter Führer Burgard seinen Kopf zum Fenster herein und brachte Eis zur Erfrischung der Getränke.

Weiter im Süden wurde die Gegend immer vegetationsloser; es nahte wieder das Gebirge. Einmal fuhren wir zwischen zwei Schotts durch. Der linke war ganz nahe. Er hatte ungefähr die Größe des bayerischen Kochelsees. Trotz der großen Hitze schien es, als ob er ganz zugefroren wäre. Das scheinbar dicke Eis war aber eine mindestens einen halben Meter starke Salzkruste, die im ganzen Seebecken zurückbleibt, wenn im Sommer das Wasser verdunstet.

Nach der letzten größeren Station, El Kantara, kommt eine kurze, keilförmige Schlucht, welche die südlichste Kette des Gebirges quer durchbricht und gegen Norden und Süden einen überaus großartigen Durchblick gewährt: gegen Norden in das Gebirge, gegen Süden

in eine unabsehbare Ebene — in die Wüste Sahara. Die Schlucht wird deswegen genannt „Das Tor der Wüste", die Araber sagen „der offene Mund der Sahara". Die Alten nannten sie den „Schuh des Herkules", „Ad calceum Herculis", und die in der Nähe befindlichen warmen Quellen hießen „Aquae Herculis".

Schnell war das Tor durchfahren, und wir waren in der Wüste. Dieselbe zeigte sich auch sogleich mit ihren Eigentümlichkeiten. Rechts einem, jetzt vertrockneten Flußlauf entlang eine Oase. Sie ist nichts anderes als ein langgestreckter Palmenwald, in dessen Schatten einige Dörfer der Eingeborenen versteckt liegen. Vor uns eine unabsehbare, braungelb schimmernde Ebene, teilweise mit kümmerlichen, niedrigen

118. El Kantara von der Ferne.

Pflanzenbüscheln besetzt, im Rücken kahle, steil abfallende Felswände. Das Ganze ist überstrahlt von glühend heißen, das Auge blendenden Sonnenstrahlen.

Noch anderthalb Stunden Fahrt, und wir waren am Ziel, am südlichsten Punkte der Eisenbahn und nahezu auch unserer ganzen Reise, in der großen Oase Biskra.

Biskra ist wie eine große Palmeninsel im Sandmeer der Wüste. Sie hat ihr Wasser vom Ued-Biskra (Ued-Fluß) und von artesischen Brunnen, welche die Franzosen angelegt haben. Bei den Römern schon war es eine Militärstation und hieß ad Piscinam, wegen der 8 Kilometer nördlich gelegenen Schwefelbäder, zu welchen jetzt eine Pferdebahn führt.

Seit 1844 ist die Oase französisch und ist seit dieser Zeit aus einem elenden Dorfe zu einem ganz hübschen Städtchen herangewachsen.

Die Stadt zählt gegen 8000 Einwohner, nur gegen 700 davon sind Franzosen, die übrigen Eingeborene. Aber trotzdem nimmt der europäische Teil zwei Drittel der Bodenfläche der Stadt ein. Dazu kommen dann in den großen Palmenwäldern noch mehrere nur von Eingeborenen bewohnte Dörfer, die zusammen Alt-Biskra bilden, das auch 6—7000 Einwohner zählt.

Die reichste Vegetation durchzieht die ganze Oase. Man zählt über 160 000 Dattelpalmen, die immer noch durch neue Gartenanlagen vermehrt werden, soweit sich in Kanälen das Wasser leiten läßt. Jeder einzelne Baum ist versteuert und bringt in den besten Jahren für 80

119. El Kantara: In der Schlucht.

bis 100 Franken Datteln, welche deswegen eine Haupteinnahmsquelle der Bewohner bilden. Die schattigen, durch Lehmmauern von einander geschiedenen Palmgärten gehören teils den Franzosen, teils den Eingeborenen. Außerdem gibt es noch Tausende von Ölbäumen, Granaten, Feigen, Aprikosen usw. Wie uns gesagt wurde, wird in den der Oase zunächst gelegenen Teilen der Wüste im Herbst auch Getreide, besonders Gerste gebaut. Im Oktober, wo es anfängt, etwas mehr als sonst zu regnen, wird gesät, und im April ist die Ernte. Viel bearbeitet braucht der Boden nicht zu werden. Wir sahen jetzt im August keine Spur von Bearbeitung, ebensowenig von Stoppeln. Sie schienen von darüber gewehtem Sande bedeckt zu sein, der bei unserer Anwesenheit ganz platt und lehmig aussah wegen des Gewitterregens, der tags zuvor niedergegangen war.

Wir kamen am 6. Auguſt gegen halb 5 Uhr abends an. Vom Bahnhof führt die Hauptſtraße Rue Berthe mitten durch die Stadt. Hier liegt unſer Hotel „Hotel de Sahara“. Da aber bloß für die Hälfte Platz war, mußte die andere Hälfte in ein anderes Hotel, „Hotel des Zibans“, wandern. Beide ſind Hotels zweiten Ranges und ganz gut. Die vier ſehr luxuriöſen Hotels erſten Ranges ſind bloß im Winter geöffnet und dienen den hier im Winter Wärme ſuchenden reichen Franzoſen zur Erleichterung ihres Geldſackes. Damit ſoll aber nicht geſagt ſein, daß man in Biskra beſonders teuer wohnt. Im

120. In Biskra.

Gegenteil, es iſt hier beträchtlich billiger zu leben als in der Riviera, ſo daß man hier bei längerem Aufenthalt durch das billigere Leben wieder hereinbringt, was die Fahrt teurer iſt. Die höchſten Penſionspreiſe ſind bloß 10—18 Frcs.

Am ſchönſten ſoll der Aufenthalt im Februar ſein, doch braucht man auch im Dezember und Januar nicht fürchten, erfrieren zu müſſen, denn die durchſchnittliche Tagestemperatur iſt auch in dieſen Monaten immerhin noch 16 Grad Celſius. Oftmals freilich, beſonders bei Nacht, ſinkt das Thermometer bedeutend herunter, doch ſelten bis auf den Gefrierpunkt. Der Winter iſt in Algier wegen der Nähe des Meeres im allgemeinen milder als im trockenen Biskra, der Sommer aber iſt in Biskra bedeutend heißer. Die Durchſchnitts-Tagestemperatur beträgt im Juli und Auguſt 39 Grad Celſius. Doch ſteigt das Ther-

mometer auch bis 45 Grad. Bei der großen Trockenheit, welche in der Luft herrscht, ist hier eine höhere Temperatur leichter zu ertragen als bei uns eine geringere. Ganz unerträglich soll es gewesen sein am Tage vor unserer Ankunft, wo zur riesigen Hitze die Schwüle der Luft kam, die abends sich in einem Gewitter entlud. Letzteres brachte für uns eine verhältnismäßig angenehme Temperatur. Trotz der großen Hitze (37 bis 39 Grad) kamen wir eigentlich nicht in Schweiß, denn die Ausdünstung, wenn sie nicht durch Bewegung oder durch den dort gebräuchlichen starken Kaffee allzusehr angeregt wird, verfliegt sofort in der trockenen Luft, so daß dadurch eine angenehme Abkühlung des Blutes

121. Biskra: Villa London.

hervorgerufen wird. Freilich bleibt dabei der Durst nicht aus, da man eben doch transpiriert, wenn man auch das lästige Schweißgefühl nicht hat. Unser erster Gang, nachdem wir in den genannten Hotels verteilt waren, führte darum in ein benachbartes Restaurant. Hier wurden Kaffee, Limonaden, Wein getrunken. Einige Herren, darunter auch ich, versuchten es mit Bier. Den Magen haben wir uns dabei nicht verkältet, denn ein Herr hat es gemessen und 32 Grad Celsius gefunden. Am Abend trank ich dort noch ein Gläschen, da war es auf Eis abgekühlt und frischer, aber sonst durchaus nicht besser.

Nach dieser „Erfrischung" machten wir in kleinen Gruppen einen Bummel durch die Straßen der Stadt. Die schon genannte Rue Berthe und eine in Mitte der Stadt im rechten Winkel von ihr abzweigende andere Hauptstraße haben an der rechten Seite schattige

Säulenarkaden. Ihre linke Seite umschließt im Rechteck den großen offenen Stadtpark mit einer kleinen katholischen Kirche in der Mitte.

In einer anderen breiten, südwärts ziehenden Straße steht ein Denkmal des berühmten Kardinals Lavigerie, der 1892 hier starb. Er ist der Wiederhersteller des altberühmten Metropolitansitzes von Karthago, der Organisator und eifrige Förderer der Seelsorge und des Missionswesens in Algier. Zu diesem Zwecke gründete er die Kongregation der „Pères Missionaires d' Afrique", die wegen ihrer arabischen Kleidung „Pères Blancs", „Weiße Väter", genannt werden.

Unser Weg führte uns weiter durch ein Seitengäßchen in den

122. Im Hofe des Hotel Ziban.

nahegelegenen arabischen Markt. Es ist ein viereckiger, mit Säulenhallen umgebener Platz, in welchem ein überaus buntes, für uns ganz originelles Treiben herrschte. Hieher bringen die Bewohner benachbarter Oasen die Früchte ihrer Wüsteneilande, andere verkaufen Kleider oder Stoffe, andere Fleischwaren, wieder andere lebende oder tote und getrocknete Eidechsen; hier gibt ein Schlangenbändiger seine Kunststücke zum besten, dort ist ein Tisch bedeckt mit bunten Fächern und Fliegenwedeln; dabei läßt hie und da ein Verkäufer seine kreischende Stimme hören und preist aus Leibeskräften seine Ware an; dazwischen freche, schwarzbraune Buben, voll Schmutz mit oben und unten weit aufgeschlitzten Hemden; sie strecken fortwährend einen Finger in die Höhe mit dem Rufe: „Un Sous! Un Sous!", wobei sie auch das s am Schlusse scharf hören lassen.

Als wir dann die Straße gegen Süden weiter marschierten, wollte sich uns ein Bursche von 16—17 Jahren als Cicerone aufdrängen, um sich ein Trinkgeld zu verdienen. Wir schenkten ihm keine Aufmerksamkeit, aber mit aller Gewalt wollte er unser Augenmerk auf sich ziehen. So kletterte er denn auf einen 10—12 Meter hohen Stamm einer Palme. Schon war er unter der breiten Blätterkrone angekommen, da brach ein Stumpen von einem bereits abgefallenen dürren Blatt und der Kerl flog auf eine Mauer herunter. Anfangs wand er sich vor Schmerzen, dann legte er sich platt auf die Straße, als wenn er nicht mehr gehen könnte, schleppte sich aber doch

123. Ein maurisches Café in Biskra.

bald in die Stadt zurück. Eine kleine halbe Stunde später, als wir zum Abendtisch in unser Hotel des Zibans gingen, humpelte er uns schon wieder nach. Zur Linderung seines Schmerzes gaben wir ihm nun einige Sous „pour prendre café, wie man dort gewöhnlich sagt.

Das Abendessen nahmen wir im Hofe unseres Hotels unter den Kronen der Palmenbäume ein.

Hernach gingen wir in ein arabisches Café, um hier eine Spezialität Biskras und anderer Oasen zu sehen, die sich aber meines Wissens auch in Algier und anderen Städten findet. Es ist der Tanz der Mädchen des Nomadenstammes der Ulad-Nail. Die Ulad-Nail schicken ihre Mädchen, sobald sie erwachsen sind, ganz und gar entgegen den sonstigen Sitten des Islam, in die Oasen. „Von dem, was den Mädchen hier die Bewunderung ihrer Schönheit und Grazie einbringt", führen die trägen Väter ein sorgloses Leben. Kehren die

Tänzerinnen heim, so werden sie von ihren Stammesgenossen, die diesen Erwerb für nichts Entehrendes halten, gern geheiratet.

Wir gingen ziemlich lange durch die Straßen des arabischen Viertels, welche hier auch alle schnurgerade sind. Die Straßen, in welchen die Mädchen ihre Tänze aufführen, sind mit bunten Papierlaternen beleuchtet. Als wir in dem Café ankamen, waren dort bereits einige Herren von unserer Gesellschaft und auch einige Eingeborene, die uns auf ihren Bänken sogleich Platz machten. Wie mir gesagt wurde, müssen die Schwarzen Eintrittsgeld bezahlen, die Fremden aber nicht, sie bezahlen auf andere Weise.

124. Biskra: Mädchen vom Stamme Ouled Nayls.

Wir ließen uns Kaffee bringen, der in kleinen Tassen gereicht wurde und sehr gut, aber auch sehr stark war, so daß er einem in dem dumpfen Raume den Schweiß auf die Stirne trieb, besonders bei dem betäubenden Lärm, den die Musik machte. Auf einem Podium hockte ein junger trief- und schiefäugiger Schwarzer, der auf einer Art Klarinette eine entsetzlich schnarrende Musik machte; neben ihm schlug ein anderer aus Leibeskräften auf eine Halbtrommel, während ein dritter einen Reifen, an dem eine Menge klirrender Metallplättchen hing, wie eine Triangel schlug.

Lange mußten wir die lärmende Musik über uns ergehen lassen, bis die Tänzerin begann. Aber welche Enttäuschung! Ich hatte geglaubt, wir würden eine afrikanische schwarze oder braune Schönheit sehen in malerischer Kleidung und in einem extatischen Tanz, so vielleicht Fräulein Dunkan oder Madeleine ins Afrikanische übersetzt, nur

etwas weniger sparsam in der Gewandung. Aber nichts von all dem! Das Mädchen war weiß im Gesicht, und weiß waren ihre bloßen Arme. Die Kleidung, die nach den Reisehandbüchern malerisch sein soll, war nach europäischem Schnitt und auch weiß, d. h. einmal weiß gewesen, denn sie hatte einen starken Stich ins Graue, auf dem Kopfe der schon erwähnte schiefstehende Kegel. Kurz, alles wies darauf hin, was auch ein Araber, der sich uns als treuer Begleiter angeschlossen hatte, bestätigte: Sie war nicht von Ismaëls Töchtern, sondern von den Töchtern seines Halbbruders Isaak, die eben überall sich finden, wo man ein Geschäft machen kann.

Und nun begann der Tanz. Das Mädchen hatte in beiden Händen je ein farbiges großes Sacktuch und bewegte dasselbe mit großer Gleichgültigkeit nach dem Takte und oft auch nicht nach dem Takte auf- und abwärts oder vor- und rückwärts; dabei ging sie einige Schritte vor und zurück und blickte uns Fremde möglichst frech an. Dann blieb sie stehen, und hier kam nun das, was das Interessante am Ganzen sein soll. Mit einer eigentümlichen Fertigkeit der Bauchmuskeln zog sie den Unterleib gegen die Brust empor und senkte ihn wieder, und zwar nach dem Takte der Musik. Dann ging sie wieder in der genannten Weise auf und ab, und dann kam wieder dieser sogenannte Bauchtanz. Dann ging sie hin und klebte sich mit Speichel ein Frankstück auf die Stirne. Und in kleinen Zwischenräumen ging sie dann zu den Fremden hin und ließ sich ein Geldstück geben, das sie sich gleichfalls ins Gesicht klebte, und das solange, bis Stirne und Wangen so ziemlich versilbert waren. Kupfer und Nickel nahm sie gar nicht an. Als sie genug hatte, kam eine andere von etwas mehr afrikanischem Aussehen. Sie fügte zur „Kunst" der ersten nur noch eine schnelle wagrechte Bewegung des Kopfes hinzu, so daß man meinte, der Kopf müßte ihr vom Halse getrennt sein.

Schon vom Standpunkt der Ästhetik aus ist dieser sogenannte „Tanz" im höchsten Grade unschön und häßlich, ein vollkommenes Verleugnen alles dessen, was man am Weibe Anmut und Würde nennt. Die meisten von uns hatten daher an dieser nationalen Eigentümlichkeit bald genug gesehen und verließen das Lokal wieder.

Als wir nach Hause gingen, war in den Teilen der arabischen Stadt, in denen sich keine solchen Cafés befinden, schon volle Nachtruhe eingekehrt. Aber leer waren die Straßen trotzdem nicht. Bei der großen Hitze hatten die Bewohner ihr Nachtlager auf der Straße aufgeschlagen; sie lagen entweder direkt auf dem Boden, die meisten aber hatten ihre Betten, bestehend in Matten, Decken oder Matratzen,

auf die Straße geschleppt und lagen nun bunt durcheinander rechts und links und mitten auf der Straße, so daß wir über die Schlafenden hinwegsteigen mußten.

Bei Nacht tobte ein Sturmwind in den Palmenkronen, der aber in unseren Hofraum nicht hereindrang. Es war sehr, sehr warm und schwül in den Zimmern, man konnte kaum die geringste Decke ertragen. Einige von uns folgten daher dem Beispiele der Eingeborenen, und schlugen ihr Lager auf den Altanen des Hotels unter freiem Himmel auf. Obwohl wir Türe und Fenster, die beide ins Freie

125. In der Wüste — bewachsene Hügel.

führten, offen hatten, kam es meinem Zimmergenossen so unheimlich heiß vor, daß er in der nächsten Nacht, die übrigens viel frischer war, sein Bettuch auf den steinernen Zimmerboden breitete und sich ohne weitere Bekleidung auf dasselbe legte.

7. August.

Am nächsten Morgen um halb 6 Uhr saßen wir im Wagen zur Fahrt nach Sidi-Okba, einer 23 Kilometer südöstlich von Biskra gelegenen Oase. Der Weg dahin war ziemlich schlecht. Rechts und links von demselben sah es aus, als wenn kleine Wasserpfützchen zugefroren wären, wie es bei uns im Spätherbst an den Straßen der Fall ist, wenn die ersten Nachtfröste kommen. Aber woher hier das

Eis? Es kommt nicht von der Kälte, sondern ausnahmsweise einmal von der Hitze und Trockenheit. Was wir sahen, war nämlich nicht eine Eis-, sondern eine Salzkruste. Wo sich durch das Gewitter von vorgestern etwas Wasser angesammelt hatte, hat dasselbe das Salz aus dem sehr salzhaltigen Boden aufgesogen, das Wasser ist vertrocknet und die Salzkruste zurückgeblieben. Es waren also lauter Schotts en miniature.

So weit das Auge reichte, wuchsen fast überall kleine Pflanzenbüschel. Es sind Tamarisken und Salikornia (Salzkraut). Das Innere der runden, dünnen Stengel ist ganz mit weißem Salz gefüllt. Wie uns ein Botaniker sagte, der in unserem Hotel wohnte und eben von

126. Zeltlager an der Straße nach Sidi Okba.

Südafrika heraufgekommen war, finden sich diese kümmerlichen Pflanzen allenthalben in der Wüste. Wenn der Wind den Wüstensand vor sich her treibt, bleibt er an den Büscheln hängen und bedeckt sie. Die Pflanze treibt dann wieder über den so entstandenen Maulwurfshügel empor, das Schauspiel wiederholt sich aufs neue, und so werden die Hügel oft mannshoch. Wenn dann die Pflanze im Innern verfällt, so hat der Hügel seinen Halt verloren und wird vom Winde, der ihn aufgebaut, wieder fortgetrieben und zerstreut. So gibt es ein Werden und Vergehen auch in der sonst leblosen Wüste. Auf dem Wege begegneten uns viele Leute, meist zu Fuß, andere auf Maultieren oder kleinen Eseln reitend, die ihre Waren zum Markte nach Biskra brachten.

Nach ungefähr 1½stündiger Fahrt näherten wir uns wieder einer ausgedehnten Palmeninsel, es war die Oase Sidi-Okba. Zuerst kamen Neupflanzungen von Palmen, zu welchen das Wasser durch

künstliche Gräben geleitet wird, dann ein Palmenwald, durch niedrige Lehmmauern in einzelne Gärten abgeteilt.

Und nun kam das Dorf, noch unberührt von europäischer Kultur. Eine schmale Gasse führte zwischen 4—5 Meter hohen Mauern dahin. Diese Mauern bildeten die Umfriedung der kleinen Anwesen gegen die Straße zu und zugleich die Wände der Häuser, obwohl man nirgends ein Fenster, nur selten eine kleine, schmale Öffnung in der Mauer sah. Das eigentliche Haus ist ein Kubus und hat in der Regel nur einen einzigen Innenraum. Alles ist schmutzig-grau-braun, denn das einzige Material für dieses Mauerwerk ist Lehm. Derselbe wird zu viereckigen Platten geformt und die getrockneten Lehmziegel wiederum

127. Wüstenbild — kleine Karawane.

mit Lehm als Bindemittel aufeinander geschichtet. Verputz findet sich weder innen noch außen.

Vor einem dieser Lehmhäuser, das eine Aufschrift als Restaurant und Café bezeichnete, hielten unsere Wägen. Hier wohnt der einzige Franzose der Oase mit Frau und Tochter, welch beide letztere man ebensogut für Eingeborene halten könnte. Wir gingen zunächst im Dorfe weiter, begleitet von bettelnden, schmutzigen Mädchen, begafft von den Weibern, die neugierig aus den Türöffnungen blickten.

Man sieht selten eine Frau verschleiert. Die Berberstämme, die die Oasen der nördlichen Wüste bewohnen, gehören nämlich einer Sekte an, die in vielen Dingen von den vier Hauptsekten des Islam abweicht. Vor allem steht bei ihnen die Frau höher, und man findet größtenteils Monogamie.

Unser Weg führte auf den Markt, d. h. in die Gassen, in welchen die Läden sich befanden. Dieselben waren auch nichts anderes

als kleine, aus Lehm zusammengepatzte Würfel mit offener Seite gegen die Straße zu. Hier wurden die verschiedenartigsten Früchte und sonstigen Lebensmittel, dann Stoffe und Kleider feilgeboten. An dem Eingang eines Ladens saß ein emsiges schwarzes Schneiderlein, das auf einer Nähmaschine trippelte, das war die einzige Spur europäischer Kultur, die wir hier fanden. Besonders unappetitlich waren die Fleischerläden, vor denen die Ziegen- und Hammelskeulen vor dem Eingang in der Sonne hingen. Dieselben gehen jedoch durch die Hitze nicht in Verwesung über, sondern trocknen aus, so daß sie vier bis fünf

128. Straße in Sidi Okba.

Tage hängen bleiben können, ohne Schaden zu nehmen. Nur die Fliegen, ganze Schwärme von Fliegen, setzen ihnen stark zu. Doch an dieses stoßen sich die Schwarzen nicht, daran sind sie von frühester Kindheit gewöhnt. Den Kindern sitzen die Fliegen in den Mund- und Augenwinkeln und fressen ihnen die Tränensäcke aus. Niemand jagt sie weg, auch sie selbst nicht, sie scheinen es gar nicht zu fühlen. Daher kommt wohl im Zusammenhange mit dem blendenden Sonnenlichte die Erscheinung, daß man so viele findet, die halb oder ganz blind sind.

Nun kamen wir auf einen freieren Platz, rechts und links war ein aus Stein gebauter Säulengang. An die Rückwand des linken Säulenganges, der der Rest eines ehemaligen größeren Gebäudes zu sein schien, waren wieder Lehmhütten angeklebt. Es waren die Schulzimmer, 5—6 nebeneinander. In jedem dieser schwach beleuchteten Räume hockte auf einem leicht erhöhten Platze ein Mann mit

überschlagenen Beinen, eine 2—3 Meter lange Palmenrute in der Hand. Um ihn hockten in derselben Weise einige zwanzig Knaben,

129. Sidi Okba: Vor der Schule.

jeder eine Tafel in der Hand haltend. Sie schrien alle aus Leibeskräften bunt durcheinander und lernten auf diese Weise die auf der Tafel enthaltene Lektion aus dem Koran auswendig. Als wir zu

130. Sidi Okba: In der Schule.

den offenen Türen hineinsahen, strengten sie ihre Stimmorgane noch mehr an, aber mitten im Aufsagen streckten sie den Finger empor

und riefen zu uns heraus: „Un Sous, un Sous!", worauf ihnen dann der Lehrer mit seinem langen Stabe auf die Schulter klopfte und sie zur Aufmerksamkeit aufforderte. Die gegenüber liegende Halle war der Eingang zum Hofe der Moschee. Hier war in der offenen Halle noch eine Schule, wo es ebenso schreiend zuging. Ungestört von dem Lärm saßen einige ältere Knaben in irgend einem Winkel und schrieben auf hölzerne Tafeln, die mit einer weißen Schicht überzogen waren. Sie saßen dabei ebenfalls am Boden und hielten das obere Ende der Tafel mit der linken Hand, während das untere auf die Knie gestützt war. Ihr Schreibinstrument war eine zähe, federartig

131. Blick vom Minaret in Sidi Okba.

zugespitzte Faser aus Palmenholz. Sie schrieben mit großer Schnelligkeit von rechts nach links die komplizierten arabischen Buchstaben.

Wir besahen uns die Moschee, welche die älteste Algeriens sein soll. Sie ist ein dreischiffiger Bau mit unsauber ausgeführten maurischen Bögen über den Säulen und einer flachen Decke aus Holz. An das rechte Schiff schließt sich durch keine Mauer getrennt noch ein breiter Raum an. Von der Decke hängen buntfarbige, verschieden geformte Laternen, mit allerlei Zierat behangen. Wir mußten zwischen den Säulen stehen und acht geben, daß wir als Ungläubige die Matten nicht betraten, auf welchen die Gläubigen ihre Andacht verrichten; dieselben waren in der ganzen Länge der Schiffe ausgebreitet. Hierauf stiegen wir auf einer engen, finsteren Wendeltreppe auf das viereckige Minaret. Hier oben hatten wir einen prächtigen Ausblick. Unter uns lag breit das große Dorf, das 10 000 Einwohner zählen soll.

Die Anwesen bestehen aus dem kleinen, viereckigen Haus, daran schließt sich meist ein gedeckter, gegen den inneren Hof zu offener Raum, viel größer als das Haus selbst. Dies ist der Aufenthaltsort der Familie tagsüber, besonders der Frauen bei den häuslichen Arbeiten. Dann kommt ein viereckiger kleiner Hof für die Tiere, meist Ziegen oder Esel, bei Reicheren wohl auch Kamele; den Schluß bildet oft ein kleiner Garten mit Palmen und sonstigen Fruchtbäumen. Auf den flachen Dächern der Häuser waren vielfach die Nachtlager aufgeschlagen, Matten und Decken unter freiem Himmel.

Das Dorf umgibt ein dichter, grünender Wald von Dattel-

132. Sidi Okba: Friedhof.

palmen, ich glaube, 80 000 sollen es sein, und darüber breitete sich im Sonnenglanze die unabsehbare Fläche der Wüste.

Nach einem ausgezeichneten Frühstück, bestehend aus vorzüglichen Trauben, gutem Wein mit Mineralwasser und Eis, Limonaden, Feigen, Käse, in einem Garten im kühlen Schatten der Palmen eingenommen, fuhren wir wieder zurück. Lange noch rannten uns die schwarzen Jungen mit ihren fliegenden Hemden, die jetzt aus der Schule entlassen waren, nach und balgten sich in dichtem Knäuel, wenn wir ihnen ein Geldstück aus dem Wagen warfen. Nach zweistündiger Fahrt, wobei wir von einer halben Stunde zur anderen die Intensität der Sonnenstrahlen steigen fühlten, waren wir wieder in Biskra zurück.

Das Mittagessen wurde gemeinsam im Hotel Sahara eingenommen. Hier herrschte durch die gänzlich neuen und interessanten Eindrücke, die uns der Vormittag geboten hatte, die fröhlichste Stimmung. Reden wurden gehalten, Toaste ausgebracht. Das Fräulein mit dem gebrochenen Arm sprach im Namen der Damen und bedankte sich, daß die Herren dieselben so gut mitkommen ließen. Besonderen Dank sprach sie jenen Herren aus, die sich ihrer in ihrem Unglück so liebevoll angenommen hatten und schloß mit dem Wunsche: es möchte dieses Unglück das ein-

133. In Alt-Biskra — Bachübergang.

zige sein, das auf der ganzen Reise passiert, dann wolle sie es gerne für die ganze Reisegesellschaft tragen. Dieser Wunsch hat sich auch, Gott sei Dank, der Hauptsache nach erfüllt.

Nach dem Essen hielten wir Siesta, die einen schliefen, die anderen schrieben Karten:

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
An die von hier die Karten kamen?

Um drei Uhr machten wir wieder eine Ausfahrt zu Wagen. Zuerst besuchten wir die Villa des Grafen Landon, „Le Châtran“ genannt, mit einem weit ausgedehnten, mit größter Sorgfalt gepflegten

Garten. Hier finden sich alle möglichen Palmenarten in üppigstem Wuchse, sowie sonstige tropische Bäume und Gewächse. Die Blattstiele an den Fächerpalmen waren 4—5 Meter lang.

Von hier, von der Stätte des üppigsten tropischen Lebens, fuhren wir hinaus in die freie Wüste zu den 16 Kilometer nordwestlich gelegenen Sanddünen, wo völlige Vegetationslosigkeit herrscht. Der Weg dahin führte uns durch die langgestreckten Gassen von Alt-

134 Dattelpalmen mit Früchten in Alt-Biskra.

Biskra, das ganz in der gleichen Weise gebaut ist wie das Dorf in Sidi-Okba. Teilweise sind die Gassen vollständig bedeckt. Wie mir mein Kutscher, der Besitzer unserer Fuhrwerke, sagte, sind in der 200 Kilometer südlich gelegenen Oase Tuqurt alle Straßen zum Schutze gegen die Sonne so gedeckt. Als es an einer schlechten Brücke des Baches durch einen kleinen Unfall einen kurzen Aufenthalt gab, ging ich mit den Insassen meines Wagens in das Innere einer Wohnung, aus der eine Frau freundlich herausgrüßte. Wir kamen durch die Türe zunächst in den gedeckten, gegen den Hof zu offenen Raum. Eine alte Frau

mahlte mit einer sehr primitiven Handmühle Getreide. Daneben saßen zwei Frauen, noch sehr jung, 15—16 Jahre alt, und spannen an einem Gewebe. Die Frau, die uns hereingeführt hatte, wies auf den geschlossenen Raum links in der Ecke. Es war ihre und ihres Mannes spezielle Wohnung, ihr Brautgemach. Sie hatte einen besonderen Stolz darauf, denn es befand sich darin eine alte Kommode und ein Spiegel. Außerdem waren die Wände mit allerlei Flitterwerk geziert. Es wurde mir gesagt, wenn ein Sohn heiratet, so wird ihm, soweit der Platz reicht, ein eigenes solches Häuschen im Hof- oder Gartenraum gebaut. Den

135. Knaben in Sidi Okba.

Tag über wohnen dann die Frauen gemeinsam in dem gedeckten Raume bei ihren häuslichen Arbeiten.

Die Männer heiraten im Alter von 15—16 Jahren, die Mädchen schon mit 11—14 Jahren. Die Folge ist, daß die Frauen schon sehr früh altern. Die Frau, in deren Haus wir waren, war noch gut in den Dreißigern, vielleicht noch nicht dreißig Jahre alt, aber ihr Gesicht war schon ganz voll Runzeln.

Der Mann muß sich die Frau vom Vater kaufen. Auf meine Frage, was dafür bezahlt wird, antwortete mein Kutscher: „Comme elles sont jolies, 50—2000 Francs." Wenn also ein Vater viele hübsche Töchter hat, so ist das für ihn kein Unglück, natürlich wie bei uns nur für den Fall, daß er sie anbringe. Ich fragte ihn, ob es vor-

komme, daß ein Franzose eine Eingeborene heiratet, da antwortete er: „Oh non, elles sont trop salles!“

Nach ungefähr einstündiger Fahrt gelangten wir an langhingestreckte, niedrige Sanddünen aus rötlich-gelbem Sande. Sie boten

136. Eine Straße in Alt-Biskra.

so ganz das Bild, wie wir uns die Wüste gewöhnlich vorstellen. Dieselben finden sich auch in der Wüste sehr häufig in riesigen Ausdehnungen. Nach allen Seiten umgab uns eine unabsehbare, totenstille

137. Auf den Sanddünen.

Ebene, nur im Nordwesten war dieselbe begrenzt durch ferne hohe Berge, über die sich die Sonne bald hinabsenkte und uns zur Rückkehr aufforderte.

Am Abend ging ich mit einigen anderen Herren in eine Restauration und trank dort Kaffee, der aber unheimlich nach der Bockshaut roch, in der das hiezu verwendete Wasser aufbewahrt gewesen war. Die Eingeborenen holen sich nämlich ihr Wasser und bewahren dasselbe auf in zugenähten Bockshäuten, was sehr unappetitlich aussieht. Wir machten daher noch einen Gang durch die Stadt und gingen bei Zeiten zur Ruhe.

Batna, Lambessa und Timgad.

8. August.

Am nächsten Morgen um 8 Uhr fuhren wir wieder von Biskra ab, das gewiß allen eine unvergeßliche Erinnerung bleiben wird. Bei der Abfahrt stand am Bahnhofe der Scheik, d. i. der Bürgermeister von Biskra, der die Angelegenheiten der Eingeborenen mit den französischen Behörden zu besorgen hat. Er ist eine hochgewachsene, hagere Gestalt, das schmale, magere Gesicht von echt arabischem Typus, die Hautfarbe vollkommen weiß, Turban und Kleider aus Seide. Der Mantel war mit Eleganz über die Arme geworfen, den einen Fuß streckte er etwas vor, damit man den zierlichen Schuh und seidenen Strumpf sah, der seinen Herrscherfuß bedeckte, während seine Untergebenen meist unbedeckt ihre braunen Waden und Füße zeigen; auf der kleinen Hacknase saß ein „schwarzer Zwicker". So stand er da, majestätisch und stolz, ohne sich zu rühren, selbstgenügsam im Bewußtsein seiner Würde.

Die heutige Eisenbahnfahrt war zum Glück sehr kurz, sie dauerte nur vier Stunden. Mittags waren wir in Batna, einem kleinen Städtchen am Fuße schöner, mit dünnem Wald besetzter Berge. Über dieselben ragt hoch empor der bis an die Spitze bewaldete, steil ansteigende, fast zuckerhutförmige Kegel des Dschebel-Tugurt (2100 Meter).

Diese Berge sind die Heimat des großen Berberlöwen mit seiner kurzen, schwarzen Mähne. Derselbe wird aber jetzt immer mehr verdrängt und ausgerottet. Im Hotel „des Etrangers" machten wir gut Mittag, für die Nacht wurde ich mit einigen Herren in das benachbarte Hotel Continental gewiesen.

Um 1 Uhr war Abfahrt per Wagen nach Timgad, was hin und zurück 74 Kilometer ausmacht. Das war besonders bei der großen Hitze, die wir bei der Hinfahrt hatten, eine kolossale Leistung für die Pferde. Ein Zweispänner ist auch bei der Rückfahrt zurückgeblieben,

so daß sich seine Insassen auf andere Wagen verteilen mußten. Die übrigen hatten je drei Pferde neben einander gespannt und machten den ganzen Weg hin und zurück, bergauf und bergab ununterbrochen im schnellsten Trab. Als wir den Kutschern vorstellten, das sei doch zuviel für die Pferde, sagten sie: „Ce sont des Arabes."

Die Fahrt ging auf guter Straße über ein welliges Steppenland, in dem sich sehr viele Beduinenzelte befanden, aus denen uns Kinder lange Strecken neugierig nachliefen. Von der Vegetation erblickt man wenige Spuren, eine großköpfige, himmelblaue Kugeldistel grüßt am häufigsten aus den Trümmern und von den Straßenrändern. Aber der Blick in die Ferne zeigt hohe bewaldete Berge. Lambese wird

138. Prätorium in Lambese.

in einer guten Stunde erreicht. Jetzt ist es ein Dorf mit nicht ganz 1400 Einwohnern und einer französischen Strafanstalt; das Lambäsis der Römer war eine Stadt von 60 000 Einwohnern mit dem Standquartier der ganzen Legio III Augusta, dem Hauptlager zum Schutze Numidiens gegen die Einfälle der Wüstenstämme. Von Lambäsis aus wurde auch der Militärposten im römischen Biskra unterhalten. Wir stiegen auf kurze Zeit aus, um das römische Lager zu besichtigen. Das imposante, aus Quadern erbaute Prätorium steht noch aufrecht; es erinnert unwillkürlich an die Verhältnisse der Porta nigra in Trier, ist aber geräumiger. Seine nicht ganz symmetrisch angebrachten vier Tore münden auf vier Hauptlagerstraßen und korrespondieren mit den äußeren Lagertoren. Eine photographische Aufnahme verewigte die Gegenwart der deutschen Reisenden im römisch-afrikanischen Prätorium. Interessant sind die Grundmauern der Soldatenbaracken rings um das Prätorium. Sie beweisen, daß die römischen Legionäre nicht in großen

Kasernen wohnten, sondern, hier wenigstens, in kleinen, aus Stein gemauerten Häuschen, also etwa nach Korporalschaften eingeteilt. — In rasender Eile ging es dann durch die öde Steppe weiter. Nach drei Stunden waren wir in Timgad, einem riesigen Ruinenfeld mitten in der öden Steppeneinsamkeit, nur umgeben von einigen kleinen Berberdörfern und von ganz vereinzelten Nomadenzelten. Am Eingang steht jetzt ein einfaches französisches Hotel und ein kleines Museum mit Fundgegenständen aus der alten Stadt. Timgad hieß bei den Römern Thamugadi, später unter Trajan, zur Kolonie erhoben, auch Ulpia. Seine ausgedehnten Ruinen, die ihm den jetzigen

139. Frontansicht des Prätoriums in Lambese mit der Gruppe der Wüstenfahrer.

Zunamen des afrikanischen Pompeji verschafft haben, beweisen, daß es eine Großstadt war. Die Ausgrabungen leitet Inspektor Barry; unter ihm arbeiten, von bewaffneten Aufsehern bewacht, Sträflinge von Lambese. Der Konservator Rottier hatte die Güte, uns selbst durch einen Teil des ausgedehnten Ruinenfeldes zu führen. Leider konnte die Großzahl der Touristen von dem lebhaften, mit südfranzösischem Akzent gesprochenen Vortrage allzuwenig verstehen. Die Gesamtanlage der Stadt, wenigstens der Altstadt, scheint diejenige eines römischen Lagers: zwei gerade, breite, mit großen Platten belegte Straßen schneiden sich in einem Hauptplatze. Doch steigt die eine Hauptstraße bergan, denn die Stadt liegt terrassenförmig den Abhang eines Hügels hinauf, den weit und breit die Trümmer bedecken. Mehrere großartige Bäder, eines mit 35 Sälen und 6 Meter hohen Mauern,

ein gewaltiges Forum mit Resten einer Säulenhalle, geräumige Basiliken, schöne Säulen des Viktoriatempels, von denen ein paar noch aufrecht stehen; besonders das Kapitol, zu dem eine Freitreppe von 38 Stufen emporführt, mit seinem Jupitertempel und den Resten der Cella und den gigantischen Kalksteinsäulen beweisen die Bedeutung

140. Panorama der Ruinen von Timgad.

von Ulpia Thamugadi. Am besten erhalten schien mir der noch aufrecht stehende Triumphbogen aus Trajans Zeit, 16 Meter hoch, aus weißem Kalkstein, mit drei Toröffnungen. Nach der Inschrift hat ihn Lucius Mutatius Gallus, kaiserlicher Legat, durch die dritte Legion erbaut. Sehr instruktiv ist ein zweiter Markt (forum venale) von 700 Q.-Mtr. Fläche mit zwei Bassins und von Läden umgeben. Dazu kommen

141. Timgad: Hotel Meille.

Kasernen, Markthallen u. dgl. Erst in neuester Zeit deckt man auch die Überreste der christlichen Zeit sorgsamer auf. Bis jetzt hat man sieben christliche Basiliken gefunden, und das meiste harrt noch unter dem Steppensande der Auferstehung. Wo der Fuß den Boden aufscharrt, kommen Mosaiken zum Vorschein; das vorhandene Museum beweist, daß, was imposante Größe bei tadelloser Ausführung betrifft, Pompeji sich in Mosaiken mit Timgad nicht messen kann. Pompeji war

eine Klein- und Timgad eine Großstadt! Freilich sind die Reste von Pompeji besser erhalten; in Pompeji glaubt man in eine von den Bewohnern eben verlassene Stadt zu gehen, in deren Häusern deswegen

142. Timgad: Kapitol, Jupitertempel.

die meisten Einrichtungsgegenstände noch vorhanden sind. Und darum ist der Anblick von Pompeji ungleich belehrender. Aber über den

Timgad: Ruinen des Theaters.

Trümmern Timgads brütet eine großartige Melancholie. Wenn man auf diesen Ruinen sitzt, sieht man meilenweit Quaderreste und Säulensplitter hingebreitet, einen Riesenleichnam, dessen verwese Glieder überall

144. Forum in Timgad.

145. Nordsüdliche Hauptstraße (Cardo maximus) in Timgad.

aus der leichten Decke von Wüstenstaub und Dornengestrüpp emporstarren. Man gewahrt die fanatischen Haufen der Circumcellionen, wie sie gegen die katholischen Basiliken Thamugadis anrennen; in unseren Ohren tönt der wilde Ruf der plündernden Vandalen (im Jahre 429), und es leuchtet auf in unseren Augen die verzehrende Flamme, da Araberheere die Stadt christlicher Berbern verbrennen. Alles dahin, und die Neuzeit hat nur ein paar bewohnte Häuschen neben die Reste der antiken Großstadt gesetzt.

Schwermütig gestimmt und müde kehrten wir zurück; rechts und links der Straße glühten jetzt etwas unheimlich die Lagerfeuer der Nomaden. Erst um ½11 Uhr hielten die letzten Wagen vor

146. Eine Straße in Timgad.

dem Hotel des Etrangers, und es mußte noch zu Abend gegessen werden, ehe wir unsere Körper zur kurzen Ruhe niederlegen durften.

Spätestens um ½4 Uhr mußte man am Morgen des 9. August das Lager verlassen, und um 4 Uhr 20 Minuten ging der Eisenbahnzug ab, der uns nach Tunis entführte. Dieser Tag verlangte die anstrengendste Bahnfahrt der ganzen Reise. Wir hatten zunächst in der Richtung Constantine bis Krubs zurückzufahren und von da auf den direkten Zug Constantine—Tunis umzusteigen. In der kurzen Zwischenpause konnte auf dem Bahnhofe Krubs das Frühstück eingenommen werden. Für Mittag- und Abendessen dagegen blieb außerhalb des Zuges keine Zeit, und sie wurden deshalb partienweise in dem beigestellten Speisewagen eingenommen. Die Strecke Batna—Krubs beziffert 103, diejenige Krubs—Tunis 448, die ganze 551 Kilo-

meter. Zum Vergleich sei wiederum bemerkt, daß die angegebene Kilometerzahl ungefähr der Entfernung zwischen München und Leipzig entspricht und bloß um 30 Kilometer weniger beträgt als diejenige von Würzburg und Brüssel. Von der Hitze dieses letzten Tages wird am Schlusse die Rede sein.

Bis Krubs ist uns die Strecke bekannt, doch sieht man alles gerne wieder. Von Krubs bis Duvivier, wo links die Bahn nach Bona abzweigt, bemerkt man kaum etwas Hervorragendes. Aber von da an wird die Gegend höchst malerisch; wir haben eine der Ketten des kleinen oder Tell-Atlas zu übersteigen, die Medscherdaberge. Der grüne Fluß, den wir später öfter überschreiten oder doch im Tale neben uns sehen, und der nördlich von Tunis ins Meer mündet, ist eben die Medscherda. Auf 45 Kilometer Bahnlänge kommen jetzt 700 Meter Steigung, die in mehreren Viadukten und einer Reihe Tunnels genommen werden. Darunter nimmt uns bei Ain Affra ein Kehrtunnel von 1720 Meter Länge auf. Wir haben stets Bilder vor uns, wie sie eine Hochgebirgsbahn bietet: überragende Berge, liebliche grüne Täler, auf die wir hinabschauen; romantische Schluchten, freiere Luft. Die Abhänge zeigen sich gut bewaldet; wir sind ins Gebiet der Korkeichen geraten. Fast an jedem Stamme sieht man die breiten Ringe, in welcher Gestalt die korkbietende Rinde abgeschält wird. Dazu kommen die überall in Nordafrika heimischen Aleppokiefern und viele Eukalyptusanpflanzungen. Die höchste Stelle der Bahn (778 Meter) überwinden wir bei Punkt 209 Kilometer (von Constantine), 7 Kilometer vor Suk Ahras. Mit Ehrfurcht schauen wir auf diese Stadt, welche jetzt wieder 7600 vorwiegend europäische Einwohner zählt und auf dem fruchtbaren Hochplateau in stetem Aufschwunge begriffen ist. Wir haben hier das antike Tagaste vor uns, die Geburtsstadt des großen hl. Kirchenlehrers Augustinus (geboren 354). Auf dem jenseitigen östlichen Abhange überschreiten wir bei Punkt 270 Kilometer die Grenze zwischen Algerien und Tunesien. Da Tunesien eine französische Provinz avec phrase ist, d. h. ein sogenanntes Protektionsland, müssen wir nun eine neue Geldsorte handhaben: französische Münze mit arabischer Prägung auf dem Revers. Nur grobes Silbergeld und Goldmünzen aus Frankreich werden angenommen.

Der Abend sinkt herab, Tunis kommt immer näher. Aber es ist auch Zeit. Denn die Hitze hat uns ziemlich zugesetzt. Um die Mittagszeit wurden im Speisewagen des Zuges 43 Grad Celsius konstatiert. Eine solche Temperatur war uns kaum im heißen Biskra

vorgekommen. Wie es scheint, trug die Schuld an der enormen Wärme dieses Tages, die unter der Reisegesellschaft einen Fall leichten Hitzschlages zur Folge hatte, ein von der Wüste wehender Südwind. Sonst hat nach Hann das Tell Küstenklima, dagegen das innere Hochland und die Sahara kontinentales Klima mit sehr heißen Sommern und relativ strengen Wintern. Für Biskra (34° 51' n. Br.) berechnet Angot eine Mitteltemperatur im Juli von 31,4, im Januar von 10,5°. Die südlicher gelegenen Oasen von Tuggurt (33° 13') und El Golea (30° 33') haben im Juli 35,8 und 34,9°; Schimmedru (Oase Kauar bei 18° 57' und 500 Meter) im Juni ein Mittel von 36,6°. Das mittlere Jahresextrem der Hitze beträgt für Biskra 45°, für El Golea 48°. Die Julitemperaturen in Ägypten sind niederer wie in Biskra (Kairo 29,1, Suez 29,2), erst Dschebbach am Roten Meer (21° 25' n. Br.) hat 31,4° wie Biskra. Biskra und seine Umgebung haben also übergroße Sommerhitze, offenbar wegen des Einflusses der Wüste. An der Küste Algeriens beträgt das Mittel im Juli nur 24°. Die Jahresregenmenge beträgt an der Küste 80—100 Zentimeter, am Rande der Sahara 20 Zentimeter.

Es war nachts 10½ Uhr, als wir in den hellerleuchteten Bahnhof von Tunis einfuhren. Eine Weile dauerte es, bis das Getümmel sich entwirrt hatte. Dann wurde der Marsch durch die Stadt an den Hafen angetreten. Unterwegs gestatteten wir uns noch in einer Brasserie einen erquickenden Trunk frischen Bieres; dann ging es dem Hafen zu, wo, hell erleuchtet, die „Etoile" vor Anker lag. Wahrhaftig, wir wären gerne noch länger im Innern des dunklen Kontinentes geblieben, wenn es Zeit und Mittel gestattet hätten. An Fremdartigkeit der Umgebung, an Großartigkeit der Natur und an reicher Belehrung hat dieser Ausflug in die Wüste wohl alle andern übertroffen. Die Strapazen waren wohl groß, Hitze, Mangel an Schlaf, beständige Aufmerksamkeit, Vorsicht wegen mancher lauernden Gefahr. Aber guter Wille, gute Verpflegung und gute körperliche Konstitution halfen darüber hinweg. Mit Ausnahme des erwähnten Hitzschlages (der Betroffene hatte sich nach 2—3 Tagen wieder vollständig erholt) und eines Armbruches kam weder ein ernstlicher Unglücksfall noch eine solche Erkrankung vor. Ja, die Dame, die auf dem Hinwege in Constantine den Unterarm gebrochen hatte, machte die ganze Reise in bester Laune mit, wenn auch den Arm in der Schlinge. Ehre und Hochachtung einer solchen Energie! Und wir übrigen werden uns stets mit Freuden erinnern an Biskra und die Wüste.

147. Palermo. Panorama der Stadt mit dem Monte Pelegrino.

V. Sizilien und Malta.

1) Palermo.

12. August.

Als der heutige Morgen heranbrach, lag die sizilische Küste vor unsern Augen. In dunkler Nacht waren wir an der vulkanischen Insel Pantellaria und den durch die Entscheidungsschlacht des ersten punischen Krieges berühmten Ägadischen Inseln vorübergefahren, jetzt sahen wir den weiten Golf von Castellammare vor uns. Kahle Felsen engten den Horizont ein, hin und wieder zeigte sich eine Stadt am Gestade mit Kuppeln und Häusergruppen. Soweit das Auge reichte, sah es keinen Wald, der mit frischem Grün die Eintönigkeit der ausgebrannten Gefilde belebt hätte. Wie ganz anders war doch das Bild, welches Siziliens Küste vor beinahe dreitausend Jahren dem Seefahrer darbot. Da spiegelten sich Säulenhallen aus blendend weißem Marmor in den Meeresfluten, herrliche Wälder stiegen von den Höhen der Berge zum Gestade des Meeres hernieder. Damals kamen phönizische Händler, um an der sizilischen Küste Handelsplätze zu gründen. Die Ureinwohner Siziliens, die Sikeler, welche nach Thukydides im elften Jahrhundert vor Christus von Italien her eingewandert sein sollen, wurden in das Innere des Landes zurückgedrängt. Palermo ist die einzige phönizische Stadtgründung, welche bis auf den heutigen

Tag sich erhalten hat, obzwar sein Name Panormos (d. h. geräumiger Hafen) griechischen Ursprungs ist, und wir von einem phönizischen Namen nichts wissen. Als Karthago in Afrika eine herrschende Stellung erlangt, versuchte es Sizilien zu unterwerfen. Im Kampfe mit den seit dem achten Jahrhundert vor Christus die Insel überschwemmenden Griechen und später im Kampfe um die Existenz gegen die Römer machten sie Palermo, das neben Solois und Motye den Hauptstützpunkt der karthagischen Macht in Sizilien bildete, zu ihrem Hauptwaffenplatz in Sizilien. Die Römer eroberten Panormos 254 v. Chr. und wiesen alle Versuche der Karthager, es zurückzuerobern, siegreich zurück. Unter römischer Herrschaft war Palermo eine der ersten Städte Siziliens. Während der Völkerwanderung wurde es von vandalischen Horden überflutet, kam dann unter die Herrschaft der Goten, welchen sie von Belisar 535 entrissen wurde. 831 bemächtigten sich die Sarazenen der Stadt und machten sie zur Hauptstadt des sarazenischen Teiles der Insel. Ein arabischer Reisender, Ibu Hawqual, gibt eine glänzende Beschreibung der Stadt Palermo in der Mitte des zehnten Jahrhunderts. Nach zwanzigjährigem Kampfe gelang es den Normannen, die Sarazenen aus Sizilien zu verdrängen.

1072 wurde Palermo von Robert Guiscard und dessen Bruder Roger I. erobert. Ein griechischer Erzbischof Nikodemos hielt in der Hauptmoschee Palermos seinen Einzug, und die Räume, in welchen vor kurzem die Suren des Korans erklangen, hallten wider von den melodischen Gesängen der griechischen Liturgie. Es war am 25. Dezember 1130. Ein herrlicher Morgen war über Palermo aufgegangen. Feierliches Glockengeläute und schallende Musik begrüßten die aufgehende Sonne. Stolze normannische Krieger auf feurigen, goldgezäumten Rossen und glutäugige Sarazenen in seidenen, edelsteinfunkelnden Gewändern eilten zum festlich geschmückten Dome Palermos. Prachtvolle orientalische Teppiche deckten seine Wände und seinen Fußboden. Zu beiden Seiten des von zahlreichen Kerzen umstrahlten und von Palmzweigen beschatteten Altares waren zwei goldene Throne aufgeschlagen. Vor dem einen stand die ehrwürdige Gestalt des Erzbischofs von Palermo im Glanze seiner hohenpriesterlichen Gewänder, umgeben von der Schar der assistierenden Priester und Weihrauchfässer schwingenden engelschönen Chorknaben, vor dem andern kniete in wallendem Krönungsornate der junge Normannengraf Roger II. Und als der Diakon vom hohen Ambon die frohe Botschaft von der Herabkunft des Weltheilandes auf die sündige Erde verkündet, da schritten Bischof und Fürst zum Altare, auf welchem eine goldene Krone lag.

Demütig ließ sich der Fürst aus dem Volke der Normannen, vor denen Kaiser und Päpste gezittert, zu Füßen des greisen Bischofs auf sein Knie nieder, welcher seine edle Stirn mit dem goldenen Reife schmückte, und Lateiner und Griechen, Normannen und Sarazenen jubelten dem neuen Könige von Sizilien zu.

Ein goldenes Zeitalter schien für Sizilien gekommen. Die schmeichelnde Sonne des Südens, welche die Umgebung Palermos zu einem Paradiese gemacht, beugte auch den trotzigen Sinn der Normänner und machte die blutdürstigen Seeräuber zu Friedensfürsten und Erbauern von Kirchen und Palästen, welche heute noch das Entzücken der Beschauer bilden. Künste und Wissenschaften feierten am Hofe der ehemaligen rohen Krieger, denen Schlachtengetöse die einzige Musik gewesen war, die höchsten Triumphe. Doch als hätte der allzu plötzliche Übergang von rauhem Lagerleben in frischer, kalter Natur zum höfischen Wohlleben das Mark des Stammbaumes von Rogers Geschlecht verzehrt, hatte er zu Wilhelm II. Zeiten kaum noch die Kraft, ein schwaches Reis zum Grünen zu bringen: Konstanza, Wilhelms II. Erbin. Am Hofe des alten Schwabenkaisers, dessen roter Bart im Kampfe mit der Kirche ergraut war, priesen ritterliche Sänger die Anmut der jugendlichen Erbin des alten trinakrischen Eilands und den Reichtum und die Schönheit der sizilischen Gefilde. Und der alte Held, der im Süden nur Unglück erduldet, ließ sich blenden durch die Aussicht, den Glanz seines Hauses durch die Erwerbung des südlichen Zauberlandes vermehren zu können, vermählte seinen Sohn Heinrich mit Siziliens Erbtochter und ahnte nicht, daß er dadurch seinen Untergang heraufbeschwor. Denn die Staufer, bezaubert vom Reichtum des südlichen Himmels, vergaßen der nordischen Gefilde, in welchen die Wiege ihres Geschlechtes gestanden, und fanden im Süden das Grab ihres Geschlechtes. Sizilien selbst erzitterte unter der grausamen Herrschaft Heinrichs VI., doch nicht lange, denn in der Blüte der Jahre rafften den jungen Kaiser die Fieber der südlichen Sonne dahin. Unter seinem Sohne Friedrich II. schienen zwar die glücklichen Zeiten der kraftvollen Normannenherrscher für Sizilien und Palermo wieder gekommen zu sein, sein Hof ward von neuem zur Heimstätte der leichtgeschürzten Musen, aber nur zu bald sank auch dieser hin als Besiegter in dem in seinem Geschlechte vom Vater zum Sohne als unheilvolles Vermächtnis vererbten Kampfe mit dem Papste. Und als sei Sizilien nicht mehr gewillt, auch nur den Leichnam eines Erben des schwäbischen Herrschergeschlechtes in seinem Gebiete zu dulden, ließ es den Dom von Messina während der Leichenfeierlichkeiten zu Ehren

Konrad IV. in Flammen aufgehen, so daß sein Leichnam verbrannte, und seine Asche mit der Asche des niedergebrannten Domes in alle Winde verstreut wurde. Franzosen, die sich das Erbe der Staufen angemaßt, bedrückten jetzt Sizilien, Palermo aber, von Puniern und Römern, Sarazenen und Normannen als Hauptstadt Siziliens verwöhnt, gab, nicht willens, den frevlen Übermut der gallischen Eindringlinge zu ertragen, das Zeichen zur sizilianischen Vesper (1282), welche die Herrschaft der Franzosen vernichtete und Aragoniens Herrscher auf Siziliens Thron rief. Von dieser Zeit an regierten spanische Prinzen mit kurzen Unterbrechungen über Sizilien, bis es 1860 Garibaldi zum neuen Königreich Italien schlug. Sizilien und Palermo, dessen Geschichte von der des Landes nicht zu trennen ist,

148. Palermo: Monte Pellegrino.

der Zankapfel zwischen Phöniziern, Griechen, Römern, Sarazenen und Normannen, seufzte unter dem Übermute der eingeborenen Barone, an deren Stelle heute wenige Mitglieder einer privelegierten Klasse den Boden des Landes in ihrem Besitz haben, während die große Masse des Volkes in Elend und Unwissenheit dahinlebt.

Palermo aber ist noch heute wie seit dem Untergange der hellenischen Kultur mit 320 000 Einwohnern die bedeutendste Stadt Siziliens. Es ist Sitz einer Präfektur, eines Generalkommandos, eines Erzbischofes und einer Universität. Sein Handel gewinnt immer größere Bedeutung, sein Hafen ist einer der bedeutendsten von Italien. Agrumen, Wein, Schwefel, Öl und Südfrüchte werden hauptsächlich von hier verladen.

Schon aus weiter Ferne sahen wir den Monte Pellegrino, das Wahrzeichen Palermos. Gegen 2 Uhr mittags fuhren wir in seinen herrlichen Hafen ein. Lange Formalitäten gab es zu erfüllen, ehe

wir unſern Fuß auf das Feſtland ſetzen durften. Als der Vorſitzende der Sanitätskommiſſion hörte, daß wir aus Afrika kämen, da ſah er eine gute Gelegenheit gekommen, etwas Geld zu verdienen. Er ſtellte nämlich die Forderung, daß zum allerwenigſten alle Paſſagiere dritter Klaſſe geimpft werden müßten, wofür er fünf Lire pro Perſon

149. Palermo: Piazza Quattro Cantoni.

bekommen hätte. Leider wollte der Schiffskapitän aber auf die Forderung nicht eingehen, ſondern bemühte ſich, mit allen Künſten der Überredung ihn davon abzubringen, und gab ihm zu verſtehen, daß überhaupt niemand ans Land gehen würde, wenn er von ſeiner Forderung nicht abgehe. Schließlich geſtattete er, daß auch die Paſſagiere dritter Klaſſe, ohne geimpft zu werden, Palermo beſuchen durften. Ein

Teil der Reisegesellschaft machte sich sofort auf, um den Monte Pellegrino zu besteigen. Der Rest begann mit der Besichtigung der Stadt.

Durch die Porta Felice ging es über die Piazza S. Spirito zur Piazza Marina mit dem Giardino Garibaldi, und von da weiter in den Corso Vittorio Emanuele, eine der zwei Hauptstraßen der Stadt. An Palästen und Kirchen vorüber kamen wir zur Piazza Pretoria mit dem Rathaus und der prächtigen Fontana Pretoria und weiter zur Via Maqueda, der zweiten Hauptstraße Palermos, welche mit dem Corso Vittorio Emanuele die Piazza Vigliena oder Quattro Canti (vier

150. Palermo: Kathedrale.

Ecken) bildet, weil seine vier Seiten gleiche Fassaden haben und die zwei Straßen die Stadt in vier Regionen scheiden. Nach einigen Minuten standen wir auf dem Domplatz, einem der schönsten Plätze der Stadt. St. Rosalia, die Patronin der Stadt, schien hier himmlischen Cercle zu halten: in der Mitte des Platzes erhob sich ihre Statue aus weißem Marmor, während um sie herum auf den den Domplatz umgebenden Marmorbalustraden zahlreiche Statuen von Kirchenlehrern und Palermitaner Schutzheiligen standen. An der Nordseite des Platzes stieg die herrliche Südfassade des Domes empor. Der dunkle Ton seines Mauerwerkes, die massiven Quadern, aus welchen es aufgeführt ist und die, für Ewigkeiten bestimmt scheinend, bereits die Stürme vieler

Jahrhunderte ausgehalten haben, welch treffendes Bild sind sie nicht seiner Bauherren, jener stolzen Helden, die in schwerer massiver Rüstung auch im wildesten Kampefesgetümmel nicht wankten, sondern Taten vollbrachten, deren Ruhm alle Zeiten preisen, während spitzbogige Arkaden, eine reiche mussivische Inkrustation, zierliche Türmchen, Marmorsäulchen und Bildwerke von der Liebe derselben Ritter zu Kunst und Wissenschaft erzählen. Wie in stolzer Verachtung all der bunten Pracht des Domes erhebt sich hoch oben auf dem Dache dieses ernsten Denkmals eines Heldenzeitalters eine schmuckloſe, sauber übertünchte Barockkuppel als ein Bild jener Zeit, welche im beschämenden Bewußtsein, es der entschwundenen Zeit an Kunstsinn nicht mehr gleichtun zu

151. Palermo: Südportal der Kathedrale.

können, alle ihre Spuren unter den Kuppelbauten des sogenannten aufgeklärten Jahrhunderts zu verbergen bestrebt war, das für mittelalterlichen Kunstsinn nur ein mitleidiges Lächeln zu haben schien. Bevor wir den Dom betraten, machte uns unser Führer darauf aufmerksam, daß das Einzigschöne am Dome sein Äußeres sei. Wie Recht er hatte, belehrte uns der erste Blick in das Dominnere. Hier hatte der Tüncher seine höchsten Triumpfe gefeiert, als sei er bei den einstigen Herrschern von Sizilien, den Sarazenen, in die Schule gegangen und habe seine Lehrer noch übertroffen. Denn diese gestatteten es sich wenigstens, die Kahlheit ihrer Moscheewände durch Arabesken zu verzieren, während der Architekt Fuga, welcher die Restauration des Domes von Palermo 1781—1801 geleitet, seinen Stolz darin suchte, auch die letzte Spur von Farbe aus dem Dominnern zu vertilgen. Aber als schämte

sich die Zeit der Nacktheit der Domwände, war sie bemüht, die Weiße derselben mit einer dicken Staubschicht zu verhüllen, so daß die ganze Kirche den Eindruck großer Verwahrlosung machte. Rechts vom Chore besuchten wir die Kapelle der hl. Rosalia und sahen uns ihren massiven Silbersarg an, dessen Hauptwert in der Kostbarkeit seines Materials liegt. Er wiegt zirka 650 Kilogramm.

Mehr aber als alles andere vom ganzen Dom interessierten uns die Kaisergräber. Als wollte eine verweichlichte Zeit nicht mehr

152. Palermo: Piazza del Duomo.

an jene Heldengestalten erinnert werden, hat sie ihre Sarkophage in eine Kapelle nächst dem Haupteingange des Domes verwiesen, wo sie vom Dominnern aus nicht gesehen werden können. Sechs Särge sahen wir in der düstern Kapelle; es ruhen hier der große Normannenkönig Roger II., die Kaiserin Konstanze, die Erbin Wilhelms II., die beiden deutschen Kaiser Heinrich VI., der Gemahl Konstanzes, und Friedrich II., der Sohn Heinrichs und Konstanzes, und mehrere Mitglieder des aragonischen Herrscherhauses. Die beiden Sarkophage der deutschen Kaiser sollen im Auftrage König Rogers hergestellt worden sein und standen im Dome von Cefalu.

Unter vier wuchtigen, von je sechs Säulen getragenen Baldachinen, von denen die über den Sarkophagen der Kaiser aus rotem

Porphyr sind und die beiden andern aus Marmor, stehen die vier aus rotem Porphyr gefertigten Särge der beiden Kaiser, Rogers und Konstanzes da, je zwei hintereinander. Am reichsten verziert ist der Sarg Friedrichs II. Er ruht auf vier Löwen, von denen drei menschliche Gestalten und einer eine Ziege in ihren Tatzen halten. Sein Deckel trägt sechs Medaillons, welche die Halbfiguren Christi und der Madonna mit dem Kinde und die vier Evangelistensymbole zeigen. In einem antiken Sarkophag mit Jagdszenen an der rechten Seitenwand der Kapelle ruht Konstanze von Aragon, die Gemahlin Kaiser

153. Dom zu Palermo: Die Kaisergräber.
(Links Sarkophag Friedrich II., rechts Sarkophag Heinrich VI.)

Friedrichs II. Ein sechster Sarkophag zur Linken enthält die Gebeine Wilhelms, eines Sohnes Friedrichs III. von Aragon.

Vom Dome aus gingen wir zum Palazzo Reale, an dessen Stelle einst der Palast der sarazenischen Emire sich erhob, wo die Normannenherrscher residierten, wo Friedrich II. mit morgenländischer Pracht Hof hielt. Schloß und Dom! Seit uralten Zeiten waren sie eng miteinander verbunden. Vom Schloß aus ging der Emir in die Moschee, welche damals an der Stelle des heutigen Domes stand, zum feierlichen Freitagsgebete, vom Schloß aus bewegte sich der prunkvolle Krönungszug der nordischen Fürsten zur neuerbauten Kathedrale, im Schlosse stand ihr Thron, und im Dome wurde der König der Könige

für sie um Schutz angerufen und wurden die Untertanen zum Gehorsam gegen sie ermahnt, im Dome endlich fanden sie, lebensmüde, ihre Ruhestätte. Durch einen dreigeschossigen quadratischen Säulenhof in edlen Renaissanceformen stiegen wir zur Capella Palatina hinauf, der schönsten Schloßkirche der Welt. Sieben Säulen, von denen sechs aus ägyptischem Granit bestehen, trugen die mit modernen Mosaikdarstellungen geschmückte Vorhalle, den letzten Rest eines Portikus, welche die ganze Kapelle einstmals umgab. Links davon sahen wir eine alte Inschrift in lateinischer, griechischer und arabischer Sprache,

154. Palermo: Piazza Vittoria mit dem Königlichen Schloß und dem Denkmal Philipp V.

welche Roger II. als Stifter einer kunstreichen Uhr im Jahre 1142 preist.

Der Spätnachmittag hatte das Innere der Kapelle in ein magisches Dunkel gehüllt, als wir sie betraten. Ein Herr unserer Gesellschaft nahm den Bädecker zur Hand und begann, über die schlechte Beleuchtung räsonierend, uns vorzulesen, daß die Kapelle laut einer unter ihrer Kuppel befindlichen Inschrift in griechischen Versen im Jahre 1132 von König Roger II. zu Ehren des hl. Petrus erbaut worden sei, daß sie eine dreischiffige, 33 Meter lange und 13 Meter breite Säulenbasilika darstelle, deren jedes Schiff von einer Apsis

abgeschlossen würde, daß die arabischen Spitzbogen von zehn antiken, fünf Meter hohen Granit- und Cipollinsäulen getragen würden, daß über der Vierung sich eine 18 Meter hohe Kuppel befinde, die von acht schmalen Fenstern durchbrochen wird, daß der obere Teil der Kirchenwände, die Wölbung der Apsiden und die Kuppeln mit bunten Glasmosaiken geschmückt seien, welche Gestalten und Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament darstellen. Voll ernsten Staunens aber schien des Welterlösers Mosaikbild von seinem hohen Platze in der Apsis auf uns hernieder zu blicken und zu fragen, ob wir denn

155. Palermo: Palazzo Reale.

eine Vorlesung aus dem leuchtend gebundenen Bädecker nötig hätten, um die Schönheiten einer Capella Palatina würdigen zu können. Endlich schwieg der Vorleser, und wir konnten den Zauber ihrer goldglitzernden Mosaiken, des Farbenreichtums der Stalakitendecke ihres Mittelschiffes, welche uns an die Festsäle des Bei von Tunis erinnerte, auf uns wirken lassen. Wir sahen die gegen die äußeren Mauern geneigten Holzdecken ihrer Seitenschiffe, welche in Vertiefungen reichkolorierte Bilder von Menschen und Tieren trugen, wir sahen auch den unteren Teil der Wände des Seitenschiffes mit Cipollinoplatten belegt, deren Einförmigkeit durch Marmormosaiken gemildert wurde. Achtlos streifte unser Fuß über den prachtvollen, mit geometrischen Figuren aus Porphyr,

Serpentin, Granit und buntem Marmor eingelegten Fußboden aus pariſchem Marmor. Wir beſtiegen die herrliche, mit Moſaiken verzierte, rechts unter der letzten Arkade des Langhauſes auf zwei Pfeilern aus weißem Marmor und vier Säulen ruhende Marmorkanzel, bewunderten den neben ihr ſtehenden Oſterleuchter aus weißem Marmor mit dem aragoniſchen und ſavoyiſchen Wappen. Den königlichen Thron

156. Palermo: Capella Palatina.

ſuchten wir vergebens im Chorraum der Kirche, wo ſich in anderen Hofkirchen König und Biſchof um den beſſeren Platz zu ſtreiten ſcheinen. Er erhob ſich in der Mitte der dem Altare gegenüberliegenden inneren Faſſadenwand der Kirche auf fünf Stufen und war reich mit Marmormoſaik verziert. Über demſelben ſahen wir ein großes Moſaikgemälde, das den in himmliſcher Majeſtät thronenden, von den Erzengeln Michael und Gabriel und den Apoſtelfürſten

Petrus und Paulus als Thronassistenten umgebenen Weltheiland als Vorbild des irdischen Königs darstellte. An der Rückwand des Thrones nahm ein Bild des Königs Viktor Emanuel III. von Italien als König von Sizilien die Stelle ein, an welcher vor 1860 die Bilder der bourbonischen Herrscher zu sehen waren. Ob sie wohl würdiger waren, daß ihr Bild in der Kapelle der Normannenherrscher prange als der als Usurpator verschriene König des Einigen Italiens? Eine Bronzetüre mit an sarazenische und antike Elemente anklingenden Ornamenten aus der Normannenzeit führte zur Sakristei. Einen Blick nur warfen wir in die reiche Schatzkammer der Kapelle, dann verließen wir das durch seine Pracht eines Königs würdige Bethaus und durchwanderten die übrigen Teile des weitläufigen Schlosses. Durch große Säle mit Darstellungen aus dem Leben des Herkules, mit Bildnissen von spanischen Vizekönigen, durch den Audienz- und Thronsaal kamen wir auch zu den Privatgemächern des Königs und der Königin von Italien und endlich zur sogenannten Stanza di Ruggiero, dem Zimmer Rogers des Normannen. Es ist dies eines von den wenigen Räumen des Schlosses, in welchem noch etwas von jener Pracht zu sehen ist, mit welcher die Normannen ihre Residenz ausgestattet. In wunderbarer Frische blickten Mosaikdarstellungen aus den Zeiten der Normannen von der gewölbten Decke und den oberen lünettenförmigen Wandteilen hernieder. Jäger, Hunde, Hirsche, Schweine, Reiher, Pfauen, Löwen, Leoparden und Kentauren standen je zu zweien an Palmen, Öl- und Feigenbäumen und zeigten die Vorliebe der Normannefürsten für üppige Gärten und für die Jagd. Der untere Teil der Wände war mit weißen Marmorplatten belegt, in den vorspringenden Ecken standen Marmorsäulchen. Die unteren Wandteile und die Türen waren von Bändern aus buntfarbigem Marmormosaik eingefaßt.

Von der Stanza di Ruggiero stiegen wir auf das flache Dach des Palastes, um uns an der schönen Aussicht von derselben über Palermo und seine Umgebung zu erfreuen. Zu unseren Füßen lag die große Stadt mit ihren Kuppeln von Kirchen und ihren Palästen, umrahmt von grünenden Höhen und blühenden Gartenanlagen, im Rücken hatten wir die grünenden Bergabhänge von Monreale und das fruchtbare Tal des Oreto. Vor uns stieg die schönlinige Felsenmasse des Monte Pellegrino aus den blauen Fluten des panormitanischen Golfes empor, zwischen dessen phantastischen Spitzen sich ein großes Hochplateau befindet. Dort oben auf der Höhe des alten Eirkte war es, wo Hamilkar Barkas mit seinen karthagischen Söldnern sich festsetzte und noch Raum hatte für deren Frauen und Kinder, und von wo aus er

jahrelang die römische Besatzung von Panormos bedrohte, bis ihn die Unfähigkeit seines Mitfeldherrn Hanno zwang, Sizilien aufzugeben.

Die späte Stunde ermahnte uns zur Rückkehr auf das Schiff zum Abendessen. Nach demselben gingen wir noch einmal ans Land. In der nahe am Hafen gelegenen Villa Giulia, dem größten der öffentlichen Gärten Palermos, war an diesem Abende ein Gartenfest. Die feenhafte Beleuchtung des weitläufigen Parkes, die südländisches Feuer atmenden Melodien der musizierenden Kapellen lockten viele

157. Palermo: Villa Giulia.

Reiseteilnehmer an, den Abend unter den Palmen dieses hesperidischen Gartens zu verträumen.

13. August.

Nach Monreale! hieß die Losung des heutigen Vormittags. Ein Teil der Reisegesellschaft bestieg die zahlreich am Kai aufgefahrenen Droschken und fuhr auf eigene Kosten zur Bischofsstadt auf den Uferhöhen des Oreto.

Die übrigen Reisenden aber gingen zur Piazza Bologni mit dem Gebäude der Hauptpost und ließen sich auf Direktionskosten von der elektrischen Straßenbahn auf den Domplatz von Monreale befördern.

Müde von der Jagd ruhte Wilhelm II. von Sizilien im Wildpark von Monreale, da zeigte ihm eine Vision den Ort, an welchem sein despotischer Vater einen Schatz vergraben hatte. Der pietätvolle Sohn verwendete ihn zum Baue des Domes von Monreale, damit Gott der Seele seines Vaters gnädig sei. Um den Dom aber, den vollendetsten und besterhaltenen normannischen Kirchenbau Siziliens entstand bald eine Stadt, die heute gegen 25 000 Einwohner zählen mag.

158. Monreale: Gesamtansicht der Stadt mit Blick auf die Conca d'oro.

Durch das nördliche Seitenportal mit Bronzetüren von Barisanus von Trani aus dem Jahre 1179, die in 28 Feldern Reliefs aus der hl. Geschichte tragen, traten wir in „die märchenhafte, goldgetränkte, strahlendurchsprühte Traumwelt der Capella Palatina. Aber breiter, höher, luftiger als diese dehnte sich das lange Schiff von Monreale aus, der Chor war tiefer, die Kuppel mächtiger gewölbt. Das durch die größeren Fenster einströmende Licht schmiegte sich weich um die sanft abgerundeten Kanten der Fensterscheiben, der Spitzpfeiler, der Kapitäle; es schien, als würde es eingesogen von den goldschimmernden, mosaikbedeckten Wänden und in erneutem, halbgedämpftem Glanze zurückgeworfen bis in die hintersten Winkel des tiefer dämmernden Chores." (Schneegans: Sizilien.) Von der Apsiswölbung aus blickte in ernster, gewaltiger Majestät uns das in Mosaik

ausgeführte Bruſtbild Chriſti entgegen. Unterhalb des Chriſtusbildes befand ſich eine thronende Madonna mit dem Jeſusknaben auf dem Schoß, um ſie herum ſtanden Engelgeſtalten und Apoſtel als Hofſtaat der Himmelskönigin. Von dem Bilde Chriſti, des Mittelpunktes der heiligen Geſchichte, gingen rechts und links Mo-

159. Monreale: Inneres der Kathedrale.

ſaikbilder aus, welche den oberen Teil der Seitenwände und der Rückwand der Kirche bedeckten und Szenen aus dem Alten und Neuen Teſtamente darſtellten. 18 Granitſäulen trugen die Spitzbogengewölbe des Langhauſes und teilten den in der Form eines lateiniſchen Kreuzes erbauten Dom in drei Schiffe. Der offene Dachſtuhl aus Holz war reich bemalt und vergoldet. Die Wände der Seitenſchiffe waren mit Marmorplatten belegt, welche bunte Moſaikbänder durchzogen. Im

Chorraum der Kirche standen zwei reichmosaizierte Throne; über dem einen befand sich ein Mosaik, die Krönung König Wilhelms durch Christus darstellend, über dem gegenüberstehenden ein solches mit der Uebergabe der Kirche an die Jungfrau durch Wilhelm. Im rechten Querschiff traf unser Blick zwei Sarkophage, in dem porphyrenen ruht König Wilhelm I., in dem marmornen harrt Wilhelm II. der Auferstehung. In der vorderen Ecke des rechten Seitenschiffes öffnete sich eine Türe, durch welche Leute aus- und eingingen. Wir, neugierig,

160. Monreale: Fassade der Kathedrale.

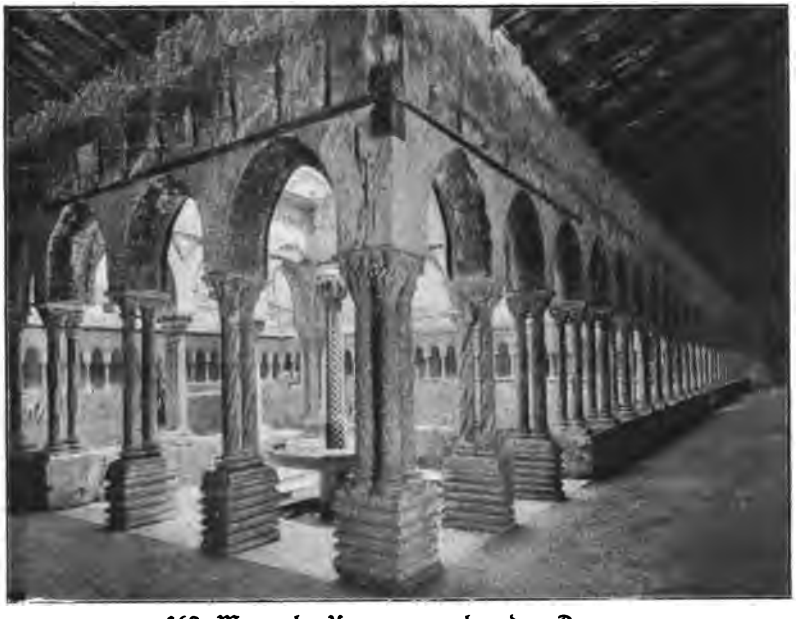
wohin sie wohl führen könnte, überschritten ihre Schwelle und befanden uns am Fuße einer steilen Treppe. Bald ging es über Stufen, welche darüber hinweggleitende Jahrhunderte geglättet und abgenützt, bald durch enge, finstere Gänge, an deren niederer Decke man mit dem Kopfe anstieß, endlich traten wir durch eine niedere Türe auf das Dach des weitläufigen Domes. Ein Bild von unvergleichlicher Schönheit tat sich vor dem noch an das Dunkel des Aufstieges gewohnten Auge auf. Palermo lag wie in Schlummer versunken auf einem schwellenden Ruhebette von grünenden Gärten, wohl behütet von seinem treuen Monte Pellegrino. Auf dem die Sonnenstrahlen zurückwerfenden Meere schaukelten flinke Segler. Tief unter uns wandelten scherzende Damen durch die Hallen des Kreuzganges von Monreale, welche einst-

mals von den frommen Melodien des mönchischen Psalmengesanges widerhallten. Nach mannigfachen Fehlgängen durch niedere Gänge und über ausgetretene Treppen kamen wir endlich wieder glücklich in der Kirche an, welche wir verließen, um den vom Dache des Domes aus gesehenen Kreuzgang von Monreale zu bewundern. Wilhelm II. hatte neben dem Dome ein Benediktinerkloster gegründet, welches er mit Mönchen aus La Cava bevölkerte. Der schönste Teil desselben, der Kreuzgang, ist der zerstörenden Wut der Zeiten entgangen, alles

161. Monreale: Kreuzgang mit der Kathedrale.

übrige ist von der Erde verschwunden. Würdig aber ist dieses herrliche Denkmal mittelalterlicher Baukunst, des herrlichen Domes, an welchen es sich anlehnt. Denn wie uns an den Domwänden die heilige Geschichte in goldglänzenden Mosaikdarstellungen vor Augen geführt wird, so sehen wir hier marmorne Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testamente, welche die Kapitäle der 216 feingemeißelten, früher mosaikbelegten Säulen zieren, die je paarweise zusammengekoppelt, spitzbogige Arkaden tragen. Kein Kapitäl gleicht dem andern, Korinths Tempel und der Kalifen Moscheen und christliche Dome mußten Motive herleihen, um einen Reichtum, eine Mannigfaltigkeit der Formen zu erreichen, welche man anderswo vergeblich suchen würde. Heiligenfiguren, Bibelszenen wechseln mit Tiergestalten und Jagdepisoden auf

den mit Akanthuslaub verzierten Kapitälen der Säulen. Auf einem derselben überreicht König Wilhelm II. das Modell des Domes von Monreale, welches ein Engel tragen hilft, der Gottesmutter. Folgender Vers begleitet die Darstellung: Rex, qui cuncta regis, Siculi data suscipe regis. (O König, der du das Weltall regierst, nimm hin die Gabe des Sikulerkönigs.) Eine kurze Inschrift auf der neunten Säule von der nordöstlichen Ecke an nennt den Namen des Mannes, dessen schaffendem Geiste dieses Wunderwerk normannischer Kunst entsprungen.



162. Monreale: Kreuzgang neben dem Dome.

Sie lautet: „Ego Romanus, filius Constantinus Marmurarius.“ Ein säulenumringter Brunnen aber erzählt mit leisem Plätschern von Männern, denen es nicht genügte, daß man sie als Kriegshelden preise, sondern die auch als Gönner von Günstlingen der Musen gefeiert werden wollten. Flüchtig sahen wir von einer Gartenterrasse des anstoßenden neuen Klosters aus auf das unter einer tropischen Fülle von Vegetation verschwindende Tal des Oreto hinab, weihten dem golddurchfluteten Dominnern Monreales noch einen Abschiedsblick, dann versuchten wir den goldfarbenen, feurigen Wein von Monreale und eilten zu unseren Wagen, um nach Palermo zurückzufahren. Welch wunderbares Bild entfaltete sich vor unseren Augen, als wir aus dem Häusergewirr von Monreale auf die offene Straße heraustraten, die nach

Palermo führt. Ein herrliches Bild von unvergleichlicher Schönheit, nennt es der begeisterte Schilderer von Siziliens Fluren und Leuten, Schneegans, ein Bild, anmutig und herrlich zugleich, lächelnd und doch imponierend. Die große Stadt mit ihren Kuppeln, die grünenden Berge, das weite Meer, die einen betäubenden Duft entsendenden, wachsbleich aus dem dunklen Laub hervorleuchtenden Orangenblüten des Oretotales: fast zuviel des Schönen dringt hier unter dem ewig blauen Himmel zur Frühlingszeit auf den Beschauer ein. „C'è un incanto" sagen die Italiener; ein Zauber ist es, und mit Recht nennt

163. Palermo: Die Cuba.

man das Tal des Oreto, in welchem Palermo und Monreale liegen, „Conca d'Oro", — goldene Muschel. Auf dem Rückweg nach Palermo besuchten wir die noch vor seinen Mauern liegenden normannischen Lustschlösser Cuba und Ziza. Das erste wurde von Wilhelm II. im Jahre 1182 gegründet. Ein Hof mit Resten einer Stalaktitendecke, Spuren von Fischteichen und ein Pavillon, die sogenannte Cubola mit Spitzbogen und einer graziösen Kuppel erinnern noch an die einstige Schönheit des Schlosses und seines Parkes. In der Nähe der Cuba sahen wir auch den prächtigen Garten der Villa Tasca mit ihren prächtigen und seltenen Pflanzen. Besser erhalten als die Cuba ist die Ziza, doch hatte jene elegantere und regelmäßigere Formen. Von

Wilhelm I. erbaut, erhielt das Schloß den Namen El'-Aziz (das Herrliche); das Volk jedoch suchte sich diesen Namen mundgerechter zu machen und verwandelte ihn nach und nach in Ziſa. Aus den Zeiten ſeiner Erbauung ſtammt das moſaikengeſchmückte Brunnenhaus, wo unter einem verfallenen Stalaktitengewölbe eine Quelle über Marmorſtufen ſprudelt. Von der Ziſa hatten wir nur einige Minuten bis zu den Cappuccini, dem durch ſeine Gruft weltberühmten Kapuzinerkloſter von Palermo. Eine ernſte Verſammlung füllt die weiten Hallen der Gruft, es ſind mit dem Kapuzinerhabit bekleidete, aufrecht ſtehende

164. Palermo: Die Ziſa.

mumifizierte Leichen von Ordensbrüdern und wohlhabenden Palermitanern. Der Bewohner der Conca d'Oro, welche ein ewiger Frühling zu einem irdiſchen Paradieſe gemacht, hätte vergeſſen können, daß er nur für kurze Zeit in dieſem Paradieſe weilen dürfe, darum entriß er die Leichen ſeiner Teuren dem Frieden des Grabes und ſtellte ſie auf als gewaltiges Memento mori. Die moderne Welt aber, welche nicht an den Tod erinnert werden will, da er für ſie das Ende der Freude bedeutet, ſchreit entſetzt auf, wenn ſie auf ihrer Jagd nach Vergnügen zufällig vor den grinſenden, kapuzenbedeckten Totenſchädeln der Kapuzinergruft Palermos ankommt, und nennt dieſe Art von Beſtattung unäſthetiſch und unerquicklich.

Durch die Porta Nuova, ein 1584 als Triumphbogen zu Ehren Karls V. errichtetes, mit Reliefs, Medaillonbüsten und Palermos Adler geschmücktes Tor, betraten wir Palermos Weichbild wieder. Über die Piazza Vittoria mit dem gestern besuchten Palazzo Reale und dem Denkmal Philipps V. von Spanien gingen wir zur Kirche San Giovanni degli Eremiti, einer der ältesten normannischen Kirchenbauten aus dem Jahre 1132, welche mit ihren nackten Kuppeln, von denen zwei ohne Zwischenkonstruktion über dem Langschiff aufragen, zwei, auf einem quadratischen Unterbau ruhend, den Chor und

165. Palermo: Kapuzinergruft.

den südlichen Kreuzarm überdecken, und eine den Turm krönt, einen orientalischen Eindruck macht. Das Innere verstärkt noch den orientalischen Eindruck. Öde und kahl bis auf wenige Reste von Fresken aus dem XII. Jahrhundert, blickten wie einst in der Moschee, deren Reste man bei den neuesten Ausgrabungen in der Kirche gefunden, die Wände der in Form eines T erbauten, mit drei Apsiden versehenen ehemaligen Gruftkapelle der normannischen Großen auf uns hernieder. Vom daneben liegenden malerischen Kreuzgange aus dem Jahre 1148 sahen wir im Kirchturme einsam und verlassen ein Glöcklein hängen. Von ihm geht die Sage, es hätte an jenem denkwürdigen Ostermontag des Jahres 1182 das Zeichen zum Beginne der sizilianischen Vesper gegeben. Ehe wir von der Piazza Quattro Cantoni uns durch die

Via Maqueda zum Teatro Massimo begaben, in dessen Restaurationslokalitäten das Dejeuner eingenommen werden sollte, warfen wir noch einen Blick in die nahe Kirche S. Giuseppe de' Teatini, eine große Säulenbasilika aus dem XVII. Jahrhundert, deren überladener Prunk in Palermo, der Stadt der normannischen Kunst, nur dazu bestimmt scheint, den Unterschied zwischen mittelalterlicher und neuerer Kunst so recht vor Augen zu führen. In der Nähe befinden sich zwei normannische Kirchenbauten, die Martorana und S. Cataldo. In der Martorana, S. Maria dell'Ammiraglio, nach ihrem Erbauer, dem grie-

166. Palermo: Teatro Massimo.

chischen Admiral Rogers, Georgios von Antiochien, so genannt, trafen wir wieder die goldene Herrlichkeit der Capella Palatina und des Domes von Monreale. Hier war alles Ernst und steife Würde, in S. Giuseppe alles zierliche Eleganz. Ernst und starr hoben sich hier vom blinkenden Goldgrund der Kuppel und der Kirchenwände die Gestalten Christi und seiner himmlischen Heerscharen ab, in San Giuseppe schienen die Heiligen selbst im Himmel zu kokettieren, so lebensfroh hatten die Künstler sie auf den zahlreichen Fresken dargestellt. Neben der Martorana erhebt sich ein mehrstöckiger, mit zierlichen Säulchen verzierter Glockenturm, das älteste Bauwerk Palermos mit angebildeter normannischer Außenarchitektur. Eine Kuppel, welche seine Spitze krönte, mußte infolge eines Erdbebens abgetragen werden.

San Cataldo verdankt seine Entstehung dem Admirale Majone des Königs Wilhelm I. Die zweifellos sehr kunstsinnige Oberpostdirektion Palermos hatte Cataldo den Postillonen zum Quartiere überwiesen, und erst seit einiger Zeit ist es wieder möglich, das Innere des zierlichen, dreikuppeligen Baues mit seinen wohl antiken Marmorsäulen, auf denen die Hauptkuppel ruht, seinen Spitzbogen und seinem alten, marmornen, mit Mosaiken, mit Porphyr und Serpentinplatten verzierten Fußboden zu besichtigen.

Kaum hatte das Dejeuner im Teatro Massimo begonnen, als

167. Museum (Saal der Metopen von Selinunt).

auf einmal der Ruf erscholl: „Sie haben keinen Wein mehr!" Nach dem Kontrakt zwischen der Direktion und dem Restaurateur hätte jeder Reisende eine halbe Flasche Wein zu beanspruchen gehabt. Doch bald merkte man, daß einige Flaschen Wein fehlten. Groß war die Entrüstung der Reisegesellschaft. Man bestürmte die Direktion um Abhilfe, diese wandte sich an den Inhaber der Wirtschaft. Doch dieser versicherte hoch und teuer, unterstützt vom Zeugnis seiner Untergebenen, die tausend Eide zu schwören bereit waren, daß er die nötige Zahl von Weinflaschen gestellt habe. Ungeachtet allen Protestierens der Reisenden kam kein Wein mehr auf den Tisch, außer gegen Barzahlung von seiten der Reisenden. Tief verstimmt verließ man schließlich

das Teatro Massimo und schon ließen sich schüchterne Stimmen vernehmen, welche fragten, ob es denn nicht besser wäre, die Mahlzeiten immer auf dem Schiffe einzunehmen, wenn man auf dem Lande solchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sei.

Nachmittags besuchten wir das Museo Nazionale. Hier in einem ehemaligen Kloster hat man alles zusammengetragen, was Naturkräfte und barbarische Bewohner von den Kunstwerken, mit denen Sizilien seit dem Altertum überschwemmt wurde, übrig gelassen. Im ersten Hofe sieht man Kunstwerke aus dem Mittelalter und der Zeit der Renaissance, als Portale, Inschriften, Skulpturen, Altäre usw. Im zweiten Hofe, dem Kreuzgange des Klosters, befinden sich Inschriften und Skulpturen aus dem Altertum, teils sizilischen, teils nicht sizilischen Ursprungs. In der Sala dei Musaici oder dell'Antichità di Panormo sind Boden und Wand mit prächtigen großen Steinmosaiken bedeckt, die 1869 auf der Piazza Vittoria gefunden wurden. Die Sala di Selinunte enthält die berühmten Metopen von Selinunt, deren ursprünglichen Standort wir bald besichtigen sollten. Außer den aufgeführten Sachen enthält das Museum noch antike Münzen, Schmuckgegenstände, Bronzegeräte, Terrakotten, griechische Vasen, etruskische und arabische Altertümer. In seinen oberen Stockwerken ist eine Gemäldegallerie untergebracht, welche Werke aus allen Zeitaltern, vom byzantinischen an, aufweist.

Nach dem Besuche des Museums unternahm man Spazierfahrten in die nähere Umgebung von Palermo, oder beschränkte sich darauf, die Straßen der Stadt zu durchwandern. San Domenico in der Nähe des Museums, eine riesige Barockkirche aus dem Jahre 1640 mit zahlreichen Denkmälern berühmter Sizilianer, ward im Vorbeigehen angesehen. Einige Herren, welche am vorhergehenden Tage den Monte Pellegrino besucht, eilten zum Dome und zum königlichen Schlosse, um ihre Besichtigung nachzuholen. Der Weg zur Favorita, einem von Ferdinand IV. in chinesischem Stile erbauten Lustschlößchen, welchem einige Fuhrwerke mit Reisenden zustrebten, führte durch Via und Porta Macqueda, dann durch die platanenbesetzte Via della Libertà und durch Orangenhaine zum Giardino Inglese mit dem Reiterstandbild Garibaldis. Von hier aus gelangte man nach längerer Fahrt über die staubige Straße endlich zum Parke der Favorita, einem Lieblingsspaziergange der Palermitaner. Das Schlößchen selbst hatte einige in antikem Geschmacke dekorierte Räume und gewährte von einem glockenbehängten Dache aus eine herrliche Rundschau auf den Monte Pellegrino, über den Golf, über die Stadt und über die Conca d'Oro.

Gegen Mitternacht lichtete die „Etoile“ die Anker, und während wir uns in süßen Träumen wiegten, verließ sie den Hafen Palermos.

Viel des Schönen hatte uns unsere Reise bis hieher geboten, und viel des Schönen sollte sie uns noch bieten, doch Palermo, von der Natur zu einem der herrlichst gelegenen Orte der Welt gemacht, Palermo, die Hüterin der goldstrahlenden Normannenkirchen und -Paläste, Palermo, das Grab deutscher Heldenkaiser, wird uns immer vorschweben als einer der schönsten Punkte, welche wir auf unserer Reise berührt.

168. Castellamare — Gesamtbild vom Meere aus.

2) Segesta.

14. August.

Es war gegen neun Uhr morgens, als die „Etoile“ vor Castellamare anlegte. Doch verging noch geraume Zeit, ehe die Reisenden die Marina der Stadt Castellamare betreten konnten. Es galt nämlich, zuerst die für die Fahrt nach Segesta gemieteten Wagen in Ordnung aufzustellen und Proviant für ein Picknick auf den Ruinenfeldern von Segesta einzukaufen. Zwei Wagen wurden vollgepackt mit Eis, Käse, Brot, allen möglichen Früchten, als Melonen, Trauben, Birnen und einigen Fässern Wein. Endlich war alles bereit, und man konnte mit der Ausschiffung der Reisenden beginnen. Bald durchzogen sie die engen Straßen der jetzt 21 000 Einwohner zählenden einstigen Hafenstadt der Segestaner und stießen auf zwei lange Reihen zweirädriger Karren, die sie nach dem 15 Kilometer entfernten Segesta

bringen sollten. Mißtrauisch betrachtete so mancher die hohen, viereckigen, mit vier Stühlen ausgerüsteten Karren, deren Seitenwände mit Szenen aus der Bibel, der Heiligenlegende, der Geschichte und dem Räuberleben Siziliens bemalt waren. Nach langem Schwanken entschied man sich für einen Karren und suchte mit Aufbietung aller seiner gymnastischen Fähigkeiten die hohen Sitzplätze zu erklimmen. Als alle Karren besetzt waren, wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben, und wenn die Fahrt auf den federlosen zweirädrigen Wagen auch nicht allzu angenehm war, so konnte man sie doch aushalten. Zu der holperigen Fahrt kam dann noch Staub, und auch die liebe Sonne

169. Strand von Castellamare.

war bemüht, uns die wärmende Kraft ihrer Strahlen fühlen zu lassen.

Die Fahrt ging zuerst durch Weinberge, später war die Straße von abgeerntetem Ackerland und Viehweiden eingefaßt. Zu unserer Linken sahen wir bisweilen tief unter uns in einem Tale die Eisenbahnlinie Palermo-Alcamo-Calatafimi. Letzteres ist gewöhnlich der Ausgangspunkt für den Besuch von Segesta. Nach längerer Fahrt zeigte uns der Fuhrmann den Tempel von Segesta. Anfangs konnten wir nichts von ihm entdecken, da er infolge seiner gelbbraunen Färbung wenig von seiner Umgebung absticht. Eine weite Wiese am Fuße eines steilen Berges ward sichtbar. Eine Pappelallee verkündete die Anwesenheit eines Flusses, der Fiumara Gaggera, eines Quellflusses des Fiume Caldo. Im Altertum hieß er Skamandros. Mitten auf dieser Wiese, weitab von der Straße, hielten unsere Wagen. Ein schmaler

Weg, Via del Tempio genannt, führte den Berg hinan. Nach einiger Zeit machte der Weg eine Biegung, und vor uns lag das Haus des

170. Abfahrt in Castellamare nach Segesta.

Kustoden. Etwas Wein, von dem der Kustode das Gläschen, welches

171. Sizilianischer Karren.

$^1/_8$ Liter enthalten mochte, für 20 Centesimi verkaufte, und Wasser war alles, was hier zu haben war. Nach kurzer Rast ging es unter

der Führung des mit einer Flinte bewaffneten Kustoden zum Tempel. Eine Allee von riesigen Aloen, in deren Hintergrunde uns der Tempel in seiner ganzen Pracht entgegenleuchtete, nahm uns auf. Er lag außerhalb der alten Stadt, und zwar im Westen derselben, 304 Meter

172. Ruheplatz der Carretti vor den Ruinen von Segesta.

hoch über dem Meere. Er hat eine Länge von 60,95 Meter und eine Breite von 26,40 Meter. Die Schmalseiten liegen nach hieratischer Gepflogenheit gegen Osten und Westen. Je sechs Säulen an den Schmalseiten und 12 an den Längsseiten bilden den Bau, welchen die Kunstgeschichte eines Hexastylos-Peripteros nennt. Jede der Säulen

173. Seitenansicht des Tempels von Segesta.

besteht aus 11 Stücken, die noch nicht ausgekehlt sind, welcher Umstand neben dem Mangel einer Cella beweist, daß der Tempel nie vollendet war. Seine Bauzeit fällt in die zweite Hälfte des V. Jahrhunderts vor Christi, sein Stil ist dorisch.

Die Stadt Segeſta lag auf dem dem Tempel gegenüberliegenden Monte Varvaro. Dornen und Diſteln ſollte zwar die ganze Welt tragen nach dem Ausſpruche Gottes, doch mag es kaum einen Ort geben, der vom Fluch des Allerhöchſten ärger getroffen wurde als der Boden Segeſtas. Diſteln kriechen am Boden hin, Diſteln mit hochragenden Stengeln vertreten Sträucher und Bäume. Für die Beſucher Segeſtas aber ſollten hohe Stiefel als Ausrüſtungsgegenſtände vorgeſchrieben ſein, denn wehe dem Verwegenen, der es verſucht, den Monte Varvaro in niederen Schuhen oder gar in Sandalen zu beſteigen,

174. Frontanſicht des Tempels von Segeſta.

denn zwiſchen Spießrutenlaufen und Wandeln über Diſtelfelder beſteht wohl bloß der Unterſchied, daß bei dem erſteren der Oberleib, bei dem letzteren die Extremitäten in Mitleidenſchaft gezogen werden. Auf dem Gipfel des Monte Varvaro ſahen wir das alte Theater Segeſtas. Durch von Havel auf daſſelbe aufmerkſam gemacht, ließ es die bourboniſche Regierung im Jahre 1822 ausgraben. Sein Durchmeſſer beträgt 64,50 Meter. Der größere Teil des Theaters iſt in den Felſen eingehauen, der untere Teil iſt faſt völlig erhalten, der obere unkenntlich. Zwanzig, durch Gänge in ſechs Keile geteilte Sitzreihen ſtanden dem Publikum zur Verfügung. Zwei Ausgänge, Vomitorien genannt, durchbrachen die Umfaſſungsmauern des Theaters und führten in die Stadt.

Das Theater beherrschte einstmals die prächtige Stadt. Zu seinen Füßen lagen ihre säulengeschmückten Tempel und Paläste.

Trojaner sollen es der Sage nach gewesen sein, welche die Stadt gründeten. Unaufhörlich lebte es im Kampfe mit den umliegenden griechischen Stätten Siziliens. Von den Selinuntern bedrängt, rief es die Athener zu Hilfe. Diese aber wurden von den Syrakusanern besiegt, und Segesta wandte sich an die Karthager, welche Selinunt zerstörten. Doch Segesta sollte sich des Untergangs von Selinunt nicht lange freuen, ein härteres Schicksal stand ihm bevor. Eifrig arbeitete man am herrlichen Tempel vor den Toren der Stadt, die ewigen Kriege hatten seine Vollendung lange verzögert. Da meldeten Späher

175. Die Lage des Tempels von Segesta.

von hoher Warte das Nahen eines großen Heeres. Es war Agathokles, der Tyrann von Syrakus. Afrika wollte der Verwegene erobern, als Besiegter kehrte er heim. Freundlich öffnete ihm Segesta seine Tore. Doch er, voll Wut über alles, was an Karthago erinnerte, beschloß, Segesta, die ehemalige Bundesgenossin Karthagos, zu verderben. Unter erlesenen Qualen ließ er Männer und Frauen ermorden, die Jungfrauen und Kinder verkaufte er in die Sklaverei. Sogar den Namen wollte er der unglücklichen Stadt rauben, indem er sie Dikaiopolis nannte, und wies sie hergelaufenem, raubgierigem Gesindel als Wohnsitz an. Doch bald erhob Segesta sich wieder, wenn auch nicht im alten Glanze, und nahm seinen alten Namen wieder an. Noch zweimal wurde es zerstört, aber von den Karthagern, zur Strafe dafür, daß es sich Rom angeschlossen hatte, ehe es dauernd in römischen Besitz kam (260 v. Chr.). Rom behandelte die Stadt mit aller Achtung, da sie einerseits eine der ersten sizilianischen Städte war,

welche sich von Karthago losgesagt, andererseits aber auch der gleichen Abstammung von Troja wie Rom selbst sich rühmte. Sie war von allen Abgaben frei und die Einwohner noch zur Zeit Ciceros: „sine foedere immunes ac liberi".

Nach der Zerstörung Karthagos ließ Scipio Africanus den Segestanern ein von den Karthagern geraubtes Bild der Diana wieder zurückstellen, das diese nach dem Abzug des Pyrrhus geraubt hatten. Bis zu Strabos Zeiten scheint Segesta ein beträchtlicher Ort gewesen zu sein, da es in Castellamare einen eigenen Handelshafen und Magazine hatte, doch nach dieser Zeit verfiel es immer mehr. Die Sarazenen vollendeten im Jahre 900 n. Chr. die Zerstörung der Stadt. Leer

176. Segesta: Im Theater.

und öde sahen wir vom Theater aus ihre Stätte, Distelfelder bedeckten den Standort der alten Paläste und Tempel. Links von uns ragte die einsame Tempelruine auf, traurig und still in unendlicher Verlassenheit. Keine Menschenwohnung, so weit das Auge reichte, kein Tier ließ sich blicken, und sogar Eidechsen und Schlangen schienen den Ort, wo einst Segesta gestanden, zu meiden. Kein Laut durchdrang die Stille der Landschaft, und unsere Stimme wurde unwillkürlich zum Flüstern, aus Furcht, die heilige Ruhe zu stören, welche über dem Grabe der alten Kulturstätte lag. Berge, kahle Berge engten unsern Horizont ein, vor uns erhob der Monte Inice (1064 Meter) sein Haupt, links Monte Sparagio (1129 Meter). Tief unter uns lag das Tal der Gaggera. Zu unserer Rechten aber grüßte aus weiter Ferne die blaue Fläche des Meeres herüber.

Als wir wieder zu unserm Lagerplatze hinabgestiegen waren, da schien es, als wäre die unter den Disteln des Varvaro vergrabene Welt wieder zum Leben erstanden, als stünde Segesta wieder da in altem Glanze und würde von Punierhorden bestürmt. Hungernde und durstige Mittelmeerfahrer waren eben daran, die Proviantwagen, welche die Direktion von Castellamare mitgeführt hatte, zu stürmen. Frau Professor Lorenz hatte, unterstützt von einigen Direktionsmitgliedern, die Aufgabe einer sorgenden und austeilenden Mutter übernommen, aber alle ihre Bemühungen zu besänftigen, zu beschwichtigen, zu befriedigen, waren vergeblich. Alles schritt zur Selbsthilfe. Einer hatte ein gewaltiges Stück Käse erobert, der andere zog mit einem Brote als Siegesbeute ab, ein dritter holte Weintrauben und Birnen aus Körben, welche auf dem Proviantwagen standen. Einige Glückliche, denen es gelungen war, in den Besitz eines Trinkglases zu kommen, kämpften sich zur Weinquelle durch, wo ein guter Teil des begehrenswerten Nasses verschüttet wurde. Professor Miller ließ es an flammenden Protesten gegen eine solche Unordnung nicht fehlen, doch auch um ihn kümmerte sich die die Wagen umdrängende Masse nicht.

Allmählich trat Ruhe ein, die Stürmer und Dränger hatten erreicht, was sie gewollt, andere hatten, verzweifelnd, etwas bekommen zu können, den Heimweg hungrig angetreten und schimpften nun über die Direktion. Und doch hatte die Direktion für hinreichenden Proviant gesorgt, denn als man nach der Abfahrt sämtlicher Reiseteilnehmer nach Castellamare die Proviantwagen untersuchte, fand sich noch mehr als die Hälfte der gekauften Vorräte vor an Eiern, Käse, Melonen, Birnen, Trauben, Wein. Mit etwas weniger Rücksichtslosigkeit von einem Teile der Reisegesellschaft hätten also alle Reiseteilnehmer mit Speise und Trank versehen werden können.

Der Rest der Vorräte wurde eine Beute zweier edler Karrenlenker von Castellamare, auf deren Karren sie untergebracht waren. Diese blieben nämlich, nachdem die letzten Karren mit Reisenden aus dem Gesichtsfelde verschwunden waren, auf der Straße zurück, und unser Harren auf ihre Ankunft in Castellamare war vergeblich. Die zwei ehrsamen Bürger der guten Stadt Castellamare wollten wahrscheinlich warten, bis die „Etoile" abfuhr, ehe sie mit ihrem gestohlenen Gute in die Stadt einzogen.

Da die See bei unserer Rückkehr etwas unruhig geworden war, so bangte manchem ängstlichen Gemüte vor Überführung auf das Schiff. Doch ging alles gut vonstatten, und wir kamen ohne Unfall auf dem Schiffe an, wo uns alsbald die Schiffsglocke zum Abendessen einlud.

Während desselben lichtete die „Etoile" ihre Anker, und als wir wieder an Deck kamen, sahen wir nur mehr einige winzige Lichter am Horizonte, welche Castellamare angehören mochten; die prächtig am Fuße hoher, malerischer Berge gelegene Hafenstadt der Segestaner selbst war im Abendnebel verschwunden.

3) In Selinunt.

15. August.

Suchend glitt unser Auge an diesem Morgen über die Küste hin, vor welcher unser Schiff hielt. Nur zackige Felstrümmer schienen

177. Castellamare: Die Jugend bei unserer Abfahrt.

sie zu bedecken, aus denen hin und wieder ein paar Säulenstümpfe aufragten, den Türmen einer Stadt vergleichbar. Wohin hatte uns das Schiff während seiner nächtlichen Fahrt entführt?

Wir lagen vor Selinunt, und die zackigen Felstrümmer waren die Ruinen seiner Tempel. Schnell brachten uns die Matrosen der „Etoile" auf den Schiffsbooten ans Land, und wir durchwanderten das größte Ruinenfeld Europas.

Selinus wurde 628 v. Chr. von Megara Hyblea aus unter Anführung des Pamilos gegründet und war die westlichste aller hellenischen Kolonien Siziliens. Auf einem 47 Meter hohen Hügel am Meere, östlich vom Flusse Selinus (Modione), an dessen Ufern noch heute der Eppich (Sellerie oder Petersilie, griechisch Selinon), von dem

Fluß und Stadt ihren Namen erhielten, gedeiht, erbaute Pamilos die Akropolis, hinter ihr, landeinwärts, lag die Stadt. Aber nicht nur an Häuser für sich dachten Selinunts fromme Bewohner, auch die ewigen Götter sollten würdige Wohnsitze in der Stadt erhalten, um sie zu beschützen in den Kriegsnöten, die Selinunt immer näher kamen. Einen östlich von der Akropolis liegenden Hügel hatten sie zu einem heiligen Bezirk ausersehen, ihn mit heiligen Hainen bepflanzt, unter deren Schatten sich herrliche Göttertempel erhoben. Hera hatte bereits ihr Heiligtum am Ufer des Meeres erhalten, auch Minerva erfreute sich eines Altares, und man war eben daran, des liederfrohen Apoll Tempel zu vollenden, als sich ein Kriegssturm erhob, der mit seinem Toben Selinunts Tempel und die Stadt selbst niederwarf. Zwar hatte Selinunt in Grenzstreitigkeiten mit Segesta um 415 die Oberhand behalten. Doch Segesta rief die Karthager zu Hilfe, und mit gewaltiger Macht zog Hannibal Gisgon herbei. Fest wohl waren die Mauern Selinunts, doch endlich brachen sie unter dem Anprall der feindlichen Widder. Straße für Straße mußte einzeln erobert werden in furchtbarem Ringen. Von den Dächern der Häuser wälzten schwache Frauen Steine herab, und Ströme von siedendem Öl ergossen sich über die Häupter der afrikanischen Krieger. Hoch oben aber auf hoher Warte standen die Greise und Kinder der Stadt und wendeten ihre Blicke nach Osten, ob nicht die aufgehende Sonne die Helmspitzen und Waffen heranziehender Freunde aus Agrigent oder Syrakus vergolde. Doch vergeblich war ihre Hoffnung auf Hilfe, auch die Warte kam in die Gewalt der Punier, und Greise und Kinder fielen unter dem Schwerte der grausamen Feinde. Selinunt war nicht mehr, seine Bewohner lagen zu Tausenden unter seinen Trümmern begraben bis auf wenige Glückliche, denen es gelungen war, nach Agrigent zu entkommen. Zwar wurde es bald wieder von den Karthagern aufgebaut, doch hatte es keine Zeit, zu hoher Blüte zu kommen, da es seine Bauherren, die Karthager, selbst wieder zerstörten, als sie es im ersten punischen Kriege nicht verteidigen konnten (250). Seitdem zählte es zu den untergegangenen Städten. Aus Lilybaeum, wohin die Karthager die Einwohner Selinunts bei seiner zweiten Zerstörung verpflanzt, mögen wohl lange noch fromme Pilger zu den Tempeln von Selinunt gezogen sein, um wenigstens dort zu beten, wo ihre Väter gelebt, endlich aber verfielen auch diese. Segestas Tempel steht noch aufrecht da, in Selinunts viel größeren Tempeln ist sozusagen kein Stein auf dem andern geblieben. Woher dieser Unterschied? Zweifellos hatte Selinunt den Zorn der unterirdischen Götter

erregt, die durch furchtbare Erdbeben niederwarfen, was Menschenhand nicht zu zerstören vermochte.

In den ersten christlichen Jahrhunderten bauten einige Ansiedler ihre Zellen zwischen den Tempelruinen. Die Sarazenen nannten den Ort Rahal el Asnam (Dorf der Idole) und leisteten hier dem Grafen Roger Widerstand.

178. Selinunt: Lage der Tempel E, F, G.

Die Stadt lag auf zwei Hügeln, die durch ein etwa 700 Meter breites Tal von einander getrennt sind. Wir gingen zuerst zu dem östlichen Hügel mit den Überresten von drei Tempeln.

179. Selinunt: Ruinen des Tempels E.

Der erste der Tempel (Heraion, von den Archäologen mit E bezeichnet) entstammt der zweiten Hälfte des V. Jahrhunderts vor Christus und somit der Blütezeit des dorischen Baustils. 38 ehemals mit Stuck bekleidete und bemalte Säulen mit je 20 Auskehlungen umgaben den Bau, je sechs standen an den Schmalseiten und je 15

(die Eckſäulen mitgerechnet) an den Längsſeiten. Drei von dieſen Säulen ſtehen noch aufrecht, von den übrigen ſind noch 10 Säulenſtümpfe an ihrem Platze. Den Fries dieſes laut einer Inſchrift der Hera geweihten Tempels zierten fünf von den im Muſeum zu Palermo aufgeſtellten Metopen von Selinunt, und zwar jene, welche den

180. Selinunt: Ruinen des Tempels G.

Kampf des Herakles mit der Amazone darſtellt, ferner die mit den Bildern des Zeus und der Hera, die mit der Verwandlung des Aktaeon in einen Hirſch durch Athene und ſeinem Kampf mit heranſtürmen-

181. Selinunt: Ein Kapitäl vom Tempel G.

den Hunden, die mit dem Kampf der Athene und des Giganten Enkelados und endlich die mit den Bildern des Apoll und der Daphne.

Fünfzig Schritte weiter nördlich ſahen wir die Überreſte des kleinen Tempels F, eines Modells des ſtrengſten doriſchen Stiles aus dem VI. Jahrhundert vor Chriſtus. Von 24 ſeiner 36 Säulen, die

ihn umgaben, stehen die unteren Säulenkörbe (Tambours) noch an ihrem Platze. Von diesem Tempel stammen zwei Titanenschlachten vorstellende Metopen im Museum von Palermo.

62 Meter weiter nördlich und parallel zu den genannten Tempeln liegen die Ruinen des größten der Tempel, welcher laut einer aufgefundenen Inschrift dem Apollo geweiht war, und der durch seine Riesenmasse unsern Geist für eine geraume Weile fesseln sollte. Professor Kolb gibt folgendes anschauliches Bild von dem Tempel in seiner einstmaligen Pracht und in seinem jetzigen Verfall.

Man denke sich einen Bau, dessen Tempelhaus mit Einschluß der umlaufenden Säulenreihe sich 113 Meter in die Länge und 54 Meter in die Breite erstreckt; in der Front 8 Säulen, an den Seiten 17; diese Säulen aber so gestellt, daß zwischen Tempelhaus und Säulenreihe ein sehr breiter Abstand ist und daß, von vorn gesehen, der Schein entsteht, als sei der Tempel auf zwei Säulenumgänge angelegt (also ein achtsäuliger Pseudo-Dipteros). Nun aber, was für Säulen! Ihr Durchmesser beträgt unten 3,41 Meter; ihr Umfang (also über 10 Meter) ist so groß, daß sechs Männer zur Umspannung erforderlich sind. In den Umfang sind 20 Kanäle eingeschnitten; jede von diesen Kanelierungsrinnen ist so groß, daß sie eine Nische bildet, in welche ein Mann sich bequem hineinlehnen kann. Und nun schichte man diese Säulentrommeln im Geiste auf bis zu einer Höhe von 16 Meter, bedecke sie oben mit dem Steingebälk, dessen einzelne, von einer Säulenaxe zur andern reichende Balken (Architrave) eine Länge von 3,29 Meter und eine entsprechende Höhe und Dicke haben; man lasse über diesem Gebälk den breiten Fries umlaufen, an dem in bekannter Weise schön geschlitzte Triglyphen und quadratische Metopen miteinander abwechseln, und bekröne das ganze mit einem flach-dreieckigen Giebelfeld; im innern Tempelhaus (der Cella) denke man sich den Raum durch zwei Reihen kleiner Säulen in drei Schiffe geteilt, so zwar, daß diese Säulen in Doppelstellung zwei Stockwerke übereinander bilden und den Dachraum freilassen (Hypäthraltempel), unter welchem freiem Himmelsraum das Bild des Lichtgottes vom freien Himmelslicht umspielt wird, — man vergegenwärtige sich das alles und füge diese Einzelheiten im Geist zu dem harmonischen Gesamtbilde zusammen, so hat man eine ungefähre Vorstellung von diesem Apollotempel.

Doch es läßt sich von diesem Riesenbau mit Zahlen und Worten kein Bild geben; sogar, wer ihn mit eigenen Augen schaut, steht davor wie vor etwas Unfaßbarem, welchem gegenüber alle gewohnten Maßstäbe menschlicher Kraft versagen.

Das Wunderbare an der Sache ist aber das, daß auch diese gewaltigen Massen, — ob man sich nun den ganzen Tempel im Geist rekonstruiert denkt, oder ob man eine einzelne Säulentrommel seiner Betrachtung unterzieht, — keineswegs den Eindruck brutaler Stoffanhäufung machen, wie das bei jenen uralten zyklopischen Mauern oder am Ende auch bei den ägyptischen Pyramiden der Fall ist, sondern, daß sie völlig gebändigt sind, gebunden durch edles Maß und schöne Harmonie, durchdrungen und erfüllt vom Geist griechischer Schönheit. Es leuchtet aus ihnen die Erhabenheit des Geistes und die edle Menschlichkeit gerade so sehr hervor wie aus jenen griechischen Götterbildern, die, so sehr sie an Kraft und Körpermaß über das Menschengeschlecht hinausreichen, doch ihrer geistigen Beschaffenheit nach nie aufhören, veredelte Menschenbilder zu sein.

Von diesem Apollotempel ist nun freilich wenig aufrecht geblieben: eine Anzahl von Säulenstümpfen, die noch auf ihren Postamenten wurzeln, einzelne Säulen, die bis zu ihrer Höhe erhalten sind, alles andere wirr durcheinander geworfen. Auf einer Photographie, welche von einem Mitreisenden aufgenommen wurde, lehnen sich einige Personen gegen Säulen und nehmen sich völlig zwerghaft aus im Gegensatze zu den Säulentrümmern ihrer Umgebung.

Was müssen das für Stöße gewesen sein! Mit welchen Riesenfäusten muß da der unterirdische Dämon, — jener Typhoeus, welcher nach Pindar unter dem Ätna liegt, — zugegriffen haben, um diese Steinmassen so durcheinander zu schütteln! Einen besonders tragischen Charakter erhält diese Zerstörung durch folgenden Umstand. Der gewaltige Bau läßt zwei Bauperioden deutlich erkennen: eine erste, dem VI. Jahrhundert angehörige, wo der Bau begonnen, und eine zweite, bis gegen Ende des V. Jahrhunderts reichende, wo er der Vollendung entgegengeführt wurde. Mitten in dieser Bautätigkeit, wo der Tempel seinen stolzen Glanz entfalten sollte, kamen 409 die Karthager und richteten zugleich mit der Stadt, die sie zerstörten, auch den noch unvollendeten Tempel zugrunde. Beweis dessen: Nur zwei von den vielen (46!) Säulen sind kanneliert, die anderen noch glatt.

Merkwürdig ist die Lage der Schäfte der linken Säulenhalle, sie liegen parallel von Süden nach Norden, als hätte eine gigantische Hand fein säuberlich eine neben die andere gelegt.

An einem Gehöfte vorbei, dessen Bewohner uns staunend betrachteten, gelangten wir über Tomatenfelder zum westlichen Hügel der alten Stadt. Brombeersträucher, welche allenthalben gediehen, spendeten mit ihren schwarzen Beeren den durstenden Wanderern ein will-

kommenes Labsal. Auf dem Westhügel der Stadt kamen wir zum Hause des Kustoden, wo Professor Miller in das aufliegende Fremdenbuch eintrug, daß 300 Deutsche die Ruinen Selinunts besucht hätten. Der Kustode ergriff dann einen geladenen Revolver und durchstreifte mit uns das westliche Trümmerfeld Selinunts.

Von den Tempeln O und A sind nur wenig Reste vorhanden. Sie waren beide Hexastyloi-Peripteroi mit 36 Säulen, und zwar je 6 an den Schmalseiten und je 14 (die Ecksäulen mitgerechnet) an den Längsseiten. Von all den Säulen ist kein unversehrter Schaft übrig,

182. Selinunt: Ruinen des Tempels C.

das ewig arbeitende Meer hat auch die Bruchstücke noch fortgeschwemmt.

Nordöstlich vom Tempel A liegt das Tempelchen B, eher einer Kapelle ähnlich als einem Tempel. Es hatte keinen Säulengang, sondern nur eine Vorhalle von vier jonischen Säulen mit dorischem Gebälk. Viele halten das Gebäude für ein Heroon zu Ehren des Empedokles, der die Stadt von Pest und Fieber befreite, indem er Kanäle ziehen und Dämme anlegen ließ.

Wenige Schritte nördlich stießen wir auf die Überreste des dem Apollo oder Herakles geweihten Tempels C, des ältesten von allen, der seinen Ursprung bis auf die Gründung der Stadt (628 vor Christus) zurückführt. Er ist der größte der westlichen Tempel, doch sind nur Überbleibsel von 19 Säulen vorhanden. Auch er war ein Peripteros-Hexastylos mit einem vollkommenen, aus 46 Säulen

bestehendem Umfange. Von hier stammen die Metopen mit dem Viergespann, mit Perseus, der die Meduſa tötet und mit Herakles und zwei Kobolden.

Vom Tempel D, welcher 24 Meter nördlich vom Tempel C liegt und ebenfalls doriſch iſt, ſind noch 17 Säulen vorhanden. Er war ein Peripteros-Hexaſtylos mit 34 Säulen und der Minerva geweiht.

Von der Akropolis ſahen wir noch Reſte der Ummauerung, rieſige zyklopiſche Mauern (ohne jegliches Bindemittel zuſammengefügt). Nörd-

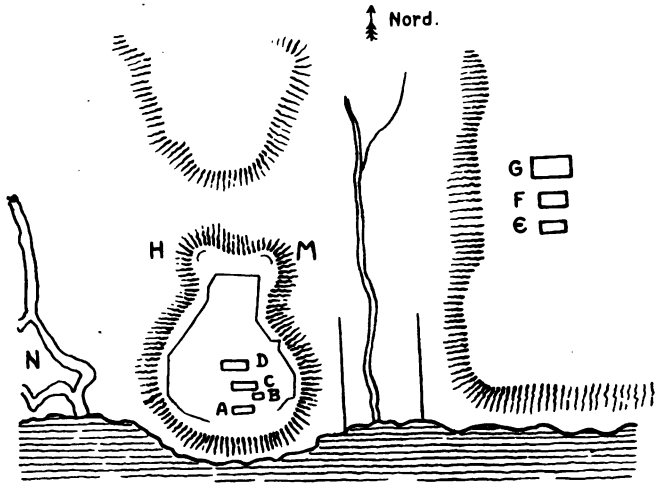
183. Selinunt: Ruinen von der Akropolis.

lich von der Akropolis führte uns der Kuſtode durch die Reſte der 407 v. Chr. Geburt reſtaurierten Befeſtigungen mit runden Baſtionen an der Oſt- und Weſtecke. Von einem halbrunden Turme (M) erzählte er, daß man ihn früher für ein Theater gehalten hätte, jetzt aber halte man ihn nur für einen Teil der Befeſtigungen. Hier fand man im Jahre 1892 bei Ausgrabungen drei weitere Metopen, darunter eine Europa auf dem Stiere, ein hochwichtiges plaſtiſches Monument der archaiſchen Periode.

Von der Feſtung aus gingen wir zurück zum Tempel C und ſtiegen eine Plattform hinan. Zu unſern Füßen hatten wir die „Steinhaufen“ Selinunts. Verſteinerten Wellen in verſteinertem Meere gleich lagen in unbeſchreiblichem Wirrſale Quadern, Kapitäle, Säulenſtümpfe, Metopen und Triglyphen bunt durcheinander. Schier unmöglich ſchien

es, daß Menschenhände all die riesigen Säulen und Kapitäle aufgestellt, das Volk nennt deshalb die Ruinen Pilieri dei Giganti, d. h. Pfeiler der Riesen. Von links her erglänzten die Fenster von Campobello im Strahle der Morgensonne, gerade vor uns, jenseits der Befestigungsanlagen, dehnte sich einst die Tochterstadt von Megara aus, an welche sich zwei Nekropolen anschlossen.

Nachdem wir unsere hohe Warte verlassen, stiegen wir zum Meeresufer hinab. Unser Weg führte uns über die Stelle, wo einst der alte Hafen von Selinunt sich ausdehnte. In dem feinen Wüstensande, der sich wie ein weiches Leichentuch über Selinunts Ruinen



184. Grundriß der Tempelruinen von Selinunt.

ausbreitet, sahen wir zahlreiche lilienartige Blumen als würdigen Grabesschmuck für all die vielen unschuldigen Kinder, welche der Punier Wut bei der Erstürmung der Stadt hingeschlachtet als grausiges Opfer für Moloch, den punischen, nach Kinderopfern lüsternen Gott.

Am Strande herrschte ein lustiges Leben. Zahlreiche Reiseteilnehmer tummelten sich in den kühlen Fluten des Meeres, um den Staub abzuwaschen, der sich bei der Besichtigung der „alten Steine" Selinunts angesammelt hatte. Zahlreiche Herren durchwateten mit bis über die Knie aufgestülpten Hosen und dem Staubmantel über der Schulter, am Strande des Meeres umher, Korallen und Muscheln suchend, um sie später in der Heimat als willkommene Andenken an ferne Länder zu verteilen. Hatte jemand eine schöne Muschel oder ein Korallenstückchen gefunden, so forderte er durch einen Freuden-

ruf den Neid seiner minder glücklichen Genossen heraus, welche ihrerseits laut aufjubelten, wenn einem Korallensucher der Staubmantel in das Wasser fiel.

Die Sirene des Schiffes bereitete mit ihrem schrecklichen Geheule den idyllischen Fischerszenen ein jähes Ende. Schnell warf man sich in seine Kleider und ließ sich von den Matrosen zur „Etoile" hinüberrudern, welche alsbald die Anker lichtete, um uns nach einer mehrstündigen Fahrt längs des sizilischen Gestades nach Port Empedocle, der Hafenstadt von Girgenti, zu bringen.

185. Port Empedocle.

4) Girgenti.

Nach dem Programm hätte der Besuch von Girgenti am 16. August erfolgen sollen. Auf den allgemeinen Wunsch der Reisenden aber wurde er auf den Nachmittag des 15. August verlegt und damit ein Tag gewonnen, um welchen dann der Aufenthalt in Neapel verlängert wurde.

Gegen drei Uhr ankerte die „Etoile" vor Port Empedocle, einem lebhaften Hafenort von zirka 12 000 Einwohnern, wo die Schwefel- und Kornhändler von Girgenti ihre großen Magazine haben. Zu Fuß oder zu Wagen ging es von hier an zu den Ruinenfeldern von Girgenti.

Rhodier hatte am Anfange des VII. Jahrhunderts v. Chr. an der Südküste Siziliens Gela gegründet. 108 Jahre später, 582, zog von hier eine Schar tapferer Männer aus, eine neue Heimat zu suchen. Unter der Führung von Aristoneus und Pistillos ließen sie sich an der Stätte des heutigen Girgenti nieder, um unter dem Schutze der heimischen Götter unter der heimischen dorischen Verfassung ein glückliches Dasein zu führen.

Ein Heer von Arbeitern baute am Tempel des städtegründenden Zeus (Zeus Polieus). Doch dem Bauleiter Phalaris schien es zu gering, leblose Steine zu toten Gebäuden zusammenzufügen, viel begehrenswerter erschien es ihm, über freie Menschen zu herrschen und aus ihnen ein stolzes Staatengebilde aufzubauen.

Mit Hilfe seiner ihm blindlings ergebenen Arbeitermasse bemächtigte er sich der Tyrannis. Mit der raffiniertesten Grausamkeit drückte er die unglückliche, kaum vor neun Jahren gegründete Stadt. 549 wurde er durch den Eumeniden Telemachos gestürzt. Nach einer langjährigen Adelsherrschaft bemächtigte sich Theron ebenso wie Phalaris mit Hilfe der Bauleute der Tyrannis (488). Unähnlich jedoch seinem Vorgänger suchte er seine Vaterstadt der Segnungen eines glücklichen Friedens teilhaftig zu machen. Aber durch die große griechisch-sizilische Politik, welche in Syrakus zuerst zum Ausdruck kam und in der Bekämpfung des karthagischen Erbfeindes gipfelte, ward Akragas im Bunde mit Syrakus in einen Krieg mit Karthago verwickelt. Gelon, der Tyrann und Feldherr der Syrakusaner und Schwager Therons, besiegte die Karthager im Jahre 480 bei Himera; die den Akragantinern als Beute zugefallenen punischen Sklaven leisteten ihnen große Dienste beim Ausbau der Stadt. Von diesen Tagen des Sieges datierte Akragas Größe, aber wohl auch infolge des zu schnell erworbenen Reichtums ein unaufhaltsamer Verfall der Sitten. Nach der Hinrichtung von Thrasydaios, des seinem Vater unähnlichen Sohnes Therons, welcher versucht hatte, die unseligen Tage des Phalaris noch einmal über Akragas heraufzubeschwören, wurde eine demokratische Verfassung eingeführt. Empedocles, Akragas' größter Sohn, Arzt, Philosoph und Staatsmann zugleich, hatte sie ersonnen. Tiefer und tiefer versank indes Akragas im Schlamme des raffiniertesten Wohllebens, und als Hamilkar und Hannibal, die Feldherren Karthagos, vor die Stadt zogen, erlag sie, unfähig, sich aus dem Sumpfe ihrer Laster zu erheben. Unermeßlich war die Beute, welche den Karthagern zufiel. Doch nicht mit der Beute allein begnügten sie sich, sie wollten die Schmach von Himera unter den Trümmern der griechischen Kultur Siziliens verbergen. Das prächtige Agrigent wurde in Brand gesteckt, die zum Teil noch unvollendeten Tempel gestürzt, die Bilder in Stücke gehauen.

Zwar wurde die Stadt 338 wieder aufgebaut, doch vermochte sie sich von ihrem tiefen Sturze nicht mehr zu erholen, und kaum hundert Jahre später (210) wütete von neuem ein Feind in ihren Mauern, der Römer. Was der Punier verschont, zerstörte nun der Römer. Und nicht zufrieden mit der Beute, welche er in der Stadt

fand, nahm er ihr auch ihren Namen. Als Agrigentum kam sie noch zu einer kurzen Blüte. 828 fiel sie in die Hände der Sarazenen, welchen sie Roger 1086 entriß.

Erbaut auf einem hohen, nach Norden steil abfallenden, nach Süden der Küste zu sich abdachenden Berge, dessen Fuß von zwei Flüssen, dem Akragas (S. Biagio) und Hypsas (Drago) bespült wird, bestand das alte Akragas, nach dem erwähnten Flusse, der personifiziert als Gott verehrt wurde, so genannt, aus zwei Teilen: der Akropolis im Norden und der eigentlichen Stadt im Süden. Die jetzige Stadt hat sich auf die alte Akropolis zurückgezogen, an die alte Stadt erinnern die Tempelruinen vor den Toren der neuen Stadt. Diese ist

186. Girgenti: Blick auf die Stadt.

Hauptstadt einer Provinz, hat gegen 25 000 Einwohner und treibt einen lebhaften Handel.

Wir ließen das weniger interessante Girgenti links liegen und wandten uns zu den Tempelruinen des alten Akragas.

Durch das Hafentor von Akragas, die sogenannte Porta Aurea, zu dessen beiden Seiten die beiden größten Tempel, der Herkules- und Zeustempel lagen, betraten wir das Weichbild der alten Stadt.

Vor dem Tore sahen wir links eine kleine Weinkneipe. Hinter derselben lag inmitten eines freien Feldes ein massiver Bau, das sogenannte Grabmal Therons. Es ist dies ein erst aus der Zeit nach der ersten Zerstörung von Akragas stammendes Denkmal; wem zu Ehren es errichtet wurde, ist zweifelhaft.

Südlich davon stand ein einsames Haus, das die Überreste eines dorischen Asklepiostempels enthält.

Vom Herkulestempel innerhalb des Tores steht inmitten eines Chaos von Mauerresten, Kapitälen, Säulengliedern und -Stümpfen, Friesen, Löwenköpfen, die Zeugnis ablegen von der einstigen Pracht des Tempels, noch die Hälfte einer kannelierten Säule, deren Durchmesser ungefähr 2 Meter beträgt, aufrecht. Auch ein Teil der Treppe, welche zum Tempel hinaufführte, ist noch erhalten. Seine Länge betrug 73,42 Meter, seine Breite 27,56 Meter. 38 kannelierte Säulen umgaben ihn, je sechs an den Schmalseiten und 15 an den Längsseiten. In diesem Tempel stand die prächtige Heraklesstatue, welche der Prätor Verres zur Nachtzeit durch seine Sklaven stehlen lassen wollte.

187. Grabmal des Theron.

Westlich vom Herkulestempel kamen wir zum Tempel des Zeus, einem der größten griechischen Tempel. Seine Länge betrug 113,45 Meter, seine Breite 56,30 Meter. Dieses Olympeion ward schon von den ältesten Klassikern ausführlich beschrieben. Sein Bau begann nach dem Siege bei Himera, nur das Dach fehlte noch zur Vollendung des Gebäudes, als der Krieg mit Karthago ausbrach und die Vollendung hintertrieb. Himilko plünderte den Tempel und verwüstete das Innere; doch ob der Größe und Festigkeit der Mauern vermochte er ihn nicht zu zerstören. Noch Polybius sah den wunderbaren Bau unversehrt, welcher sich das ganze Mittelalter hindurch erhielt, erst 1401 fiel er ganz ein. Mit seinen Quadern wurde der Hafen von Port Empedocle

erbaut. Es war ein Pseudoperipteros, d. h. es fehlte der gewöhnliche freie Säulenumgang, denn die Säulen, 38 an der Zahl, je sieben an

188. Girgenti: Säulen vom Herkulestempel.

den Schmalseiten und je 14 an den Längsseiten (die Ecksäulen inbegriffen), waren zur Hälfte in die Außenwände des Tempels eingelassen.

189. Girgenti: Ruinen vom Tempel des Zeus.

Von den Säulen hat jede einen Umfang von 6½ Metern, so daß in den Kannelüren ein Mann stehen kann. 38 riesige Telamone oder Atlanten standen als Deckstützen an den Wänden der Cella. Einen

von ihnen, 7,75 Meter hoch, hat man aus vorgefundenen Trümmern wieder zusammengestellt, er liegt in der Mitte des Tempels. An zahlreichen Säulenresten befanden sich Falze und Rinnen; der Kustode des Tempels belehrte uns, daß sie zum Zusammenhalten oder Heben der riesigen Quadern dienten.

190. Girgenti: Tempel Castor und Pollux.

Der linken Längsseite des Zeustempels entlang erreichten wir in einigen Minuten den sogenannten Tempel von Castor und Pollux. Es ist dies eine aus hier vorgefundenen Tempelresten von Cavallari 1860 aufgerichtete Nordostecke eines Tempels, der ein Hexastylos-Peripteros mit je sechs kannelierten Säulen an den Schmalseiten und 13 an den Längsseiten war. Seine vier Säulen mit dem darüberliegenden mit

Löwen verzierten Gebälk aus dem IV. Jahrhundert vor Christus sind durch ungezählte Abbildungen in der ganzen Welt bekannt geworden.

Vom Dioskurentempel geleitete uns unser Führer zu einer reichbewachsenen Felsschlucht, welche einstmals die große Piscina, der Fischteich der Akragantiner, ausfüllte. Zahlreiche Öffnungen an den Wänden stammen von alten Kloaken.

An der gegenüberliegenden Seite der Schlucht machte uns der Kustode auf zwei hart an der Eisenbahnlinie liegende dorische Säulentrümmer aufmerksam. Es sind die Überreste des Vulkantempels aus römischer Zeit.

191. Girgenti: Concordia-Tempel.

Auf dem Wege zu dem östlich liegenden Konkordiatempel kamen wir zu einer von einer Gittertüre durchbrochenen weißen Mauer. Hinter dieser Türe führte eine Treppe zu einer altchristlichen Katakombe, Grotta dei Frangipani genannt, hinab. Ein Korridor mit Loculi und Arcosolien von 1,5 Meter Breite, 3 Meter Höhe und 11,6 Meter Länge mündet in einen Rundsaal von 6,45 Meter Durchmesser mit fünf Nischen, an welchen sich östlich ein Cubiculum mit vier aus dem natürlichen Gestein gehauenen Sarkophagen anschließt.

Nach ein paar weiteren Schritten sahen wir den Konkordiatempel, eines der besterhaltenen Denkmale der klassisch-griechischen Periode des V. Jahrhunderts vor Christus, vor uns. Einsam und erhaben stand dieses herrliche Gebäude aus gelbrotem, konchilienhaltigem Sandstein, das für sich allein den Ruhm Siziliens ausmachen könnte, am Rande eines steilen Abhanges. Riesige Aloen-, Zitronen- und Orangengärten

sahen zu dem ehrwürdigen Bau empor, zu welchem eine breite, gut erhaltene Freitreppe hinaufführte.

Seine Erhaltung verdankt der Tempel den ersten christlichen Jahrhunderten. Bischof Gregor I. nämlich erhob ihn zur Kathedrale der Stadt Agrigentum. Seine 34, aus vier Stücken zusammengesetzten, kannelierten dorischen Säulen, von denen je sechs an seinen Schmalseiten und je 13 auf seinen Längsseiten stehen und so einen Hexastylos-Peripteros bilden, wurden mittels einer Innenmauer geschlossen. Die vierte (östliche) Mauer der noch erhaltenen Cella wurde abgebrochen, die nördliche und die südliche wurden durch heute noch sichtbare Bogen geöffnet, und der Tempel ward dreischiffig. Erst nachdem sich die

192. Girgenti: Tempel der Juno Lacinia.

moderne Stadt auf die Akropolis geflüchtet, wurde der Tempel als christliche Kirche verlassen. Fürst Torremuzza brachte ihn 1748 teilweise auf Kosten der Regierung soweit als möglich in seinen ursprünglichen Zustand. Am Eingang der Cella befanden sich zwei Treppengebäude. Stieg man die steilen, engen Treppen hinauf, so konnte man vom Gesimse des Tempels die ganze Anlage seines Baues erkennen.

Noch einen größeren Tempel hatten wir zu besuchen, den Tempel der Juno Lacinia. Das Gebäude, ein Peripteros-Hexastylos von vierunddreißig Säulen, ward im dorischen Stile (500—480 v. Chr.) erbaut und hat eine Länge von 49 Meter und eine Breite von 19,55 Meter. Seine Ruinen liegen östlich vom Konkordiatempel und bilden eine äußerst malerische Gruppe im südöstlichen Winkel des alten Akragas. Schön war der Ausblick, welchen wir von hier auf das ganze Gebiet des alten Akragas hatten. Hoch oben lag die Akropolis mit der neuen Stadt, zu unseren Füßen dehnte sich das Gebiet der alten Stadt

aus mit seinen Tempelruinen. Von den Türmen der neuen Stadt erklang feierliches Glockengeläute, Böllerschüsse erschütterten die Luft, fromme Melodien stiegen auf zum Himmel: Girgenti beging das Himmelfahrtsfest der Gottesmutter mit feierlichen Prozessionen. Die Tempel der Götter dagegen vor unseren Augen lagen verlassen, lagen in Trümmern. Denn dahin sind die Zeiten, für immer dahin, in welchen fromme Matronen zum Heiligtum der Juno Lacinia wallten, in welchen Beter die hohen Treppen des Konkordiatempels emporeilten, und der große Altar des olympischen Zeus von Opfern nicht leer ward. Eine furchtbare Götterdämmerung hat die alten Götter entthront: hoch oben aber auf dem Burghügel Girgentis triumphiert eine neue Religion unter Glockengeläute und Psalmengesang.

Leise sank indes der Abend nieder, und wie ein leises Klagen um die entschwundene Herrlichkeit ging es durch die verlassenen Tempel: es war der Abendwind, der über die Ruinen hinstrich. Wir aber verließen die öde Stätte und eilten durch Akragas' goldenes Tor Port Empedocle zu, wo wir nach Anbruch der Dunkelheit ankamen. Hell stieg des Mondes leuchtende Scheibe am Himmel empor, und noch lange sahen wir von der „Etoile" aus, die mit südlichem Kurs Malta zustrebte, den vom Mondlicht golden umstrahlten Konkordiatempel Girgentis, welchen zu besuchen wir auch einen 6 Kilometer langen Weg auf staubiger Landstraße nicht gescheut.

5) Auf Malta.

16. August.

Ein Felseneiland war den Fluten des Meeres entstiegen, als wir an diesem Morgen das Schiffsdeck betraten. Es war Malta, das alte Ogygia Homers, das Melita der Griechen und Römer. Aber nichts war zu sehen von den Erlenhainen Kalypsos und den Pappelweiden und düftereichen Zypressen und den grünenden Wiesen, bewachsen mit Klee und mit Eppich, welche Hermes sah, als er der hehren Kalypso befahl, Odysseus den Dulder zu entlassen. Steil fielen kahle Felsen zum Meere ab, gekrönt von Bastionen; denn die Engländer haben Malta in den hundert Jahren, seit welchen es in ihrem Besitz ist, zu einer uneinnehmbaren Festung umgewandelt, da es durch seine Lage im Zentrum des Mittelmeeres einerseits als Hafenstation für Dampfschiffe, anderseits auch in strategischer Hinsicht, da es den Weg nach dem Osten bewacht, von höchster Wichtigkeit ist. Es hat mit den Inseln Gozzo, Comino und Cominotto einen Flächenraum von 323

Quadratmeter und eine Bevölkerung von 207 400 Seelen. Auf Malta allein kommt ein Flächeninhalt von 248 Quadratmeter mit 164 740 Einwohnern ohne Militär. Die Garnison hat eine Stärke von 10 882 Mann, die Bemannung der Flotte beträgt 11 694 Mann.

Schon 3000 Jahre v. Chr. blühte eine hohe Kultur auf Malta und den umliegenden Inseln, wofür mächtige cyklopische Mauerreste an verschiedenen Orten zeugen. Später gründeten Phönizier aus Sidon hier eine Kolonie. Um 735 kamen Griechen nach Malta und hellenisierten die Bevölkerung. Die Insel hieß jetzt Melita, denselben Namen trug ihre Hauptstadt. Um 400 setzten sich Karthager hier fest, welche

193. Malta: La Valetta.

im Jahre 218 den Römern weichen mußten. Diese erbauten Tempel und Altäre, sowie ein Theater, von dem noch geringe Reste übrig sind. Im Jahre 61 n. Chr. ward der Apostel Paulus auf seiner Reise nach Rom mit seinen Gefährten durch einen furchtbaren Sturm an die Küste von Malta geworfen und von den Bewohnern gastlich aufgenommen. Im Jahre 454 verdrängten Vandalen die Römer, 464 Goten die Vandalen. Den Goten entriß Belisar 533 die Insel. Der byzantinischen Herrschaft machten im Jahre 870 die Araber ein Ende. Aus der Knechtschaft des Islam befreite 1090 Roger mit seinen Normannen die Insel, deren Angelegenheiten fortan vom Königreich Sizilien aus geleitet wurden. Karl V. überwies sie 1525 den vom Sultan Soliman 1522 aus Rhodus vertriebenen Johannitern. Der Orden befestigte Malta auf das stärkste gegen die Türken und wies im Jahre 1565 einen Sturm derselben glücklich ab. Jean de la Valetta-

Parisot gründete die nach ihm benannte Stadt La Valetta, welche mit der Zeit zu einer Festung ersten Ranges umgestaltet wurde. Am 17. Juni 1798 gelangte Bonaparte auf seinem Zuge nach Ägypten durch Verrat in den Besitz Maltas. Am 8. September 1800 mußte sich die französische Besatzung der Hauptstadt den Engländern ergeben,

194. La Valetta: Aus- und Einbootung.

welche sie nach dem Frieden von Amiens den Johannitern zurückgeben sollten, aber die Rückgabe solange hinauszögerten, bis ihnen im Frieden von Paris 1814 der Besitz der Insel zugesprochen wurde.

Die Bewohner von Malta haben eine dunkle Hautfarbe und

195. Malta: Hafen von La Valetta.

einen starken Körperbau. Merkwürdig ist die Tracht der Frauen. Sie sind ganz schwarz gekleidet und tragen auf dem Kopfe ein großes schwarzes Tuch, durch welches das Gesicht größtenteils verdeckt wird. Die Sprache der Malteser besteht in einem mit italienischen Elementen vermischten arabischen Dialekte, so zwar, daß das Italienische gegenüber

dem Arabischen ganz zurücktritt. Für ihre Bildung sorgt eine vom Großmeister Pino gestiftete Universität, mehrere höhere Schulen und 76 Elementarschulen.

Wir landeten in La Valetta, der nach ihrem Erbauer Jean de la Valetta-Parisot benannten, 80 000 Einwohner zählenden Hauptstadt von Malta. Ihr stark befestigter großer Hafen, dessen Eingang

196. La Valetta auf Malta.

das Fort S. Elmo und das Fort Ricasoli bewachen, nahm uns auf, an welchem sich im Westen die Stadt Valetta auf einem Felsplateau aufbaute. Einige englische Kriegsschiffe, welche im Hafen lagen, ver-

197. Malta: Frauen in La Valetta.

stärkten noch den kriegerischen Eindruck, welchen kanonenbesetzte Forts und Bastionen der ganzen Landschaft verliehen.

Bald hatten uns rührige Bootsführer in zierlichen, mit bunten Schutzdächern gegen Sonne und Regen versehenen Barken ans Land gebracht. Am Hafen war das Leben echt südländisch; als wir aber über eine mehrgeschossige Treppe zur Stadt hinangestiegen waren,

nahmen uns breite, saubere, von stattlichen Gebäuden eingefaßte Straßen auf.

198. La Valetta: Kindergruppe.

Zuerst kamen wir in die Via S. Giovanni mit der Kathedrale, einer der prächtigsten Kirchen, welche wir auf unserer Reise gesehen.

199. Malta: Straße in La Valetta.

Ihre Wände waren mit buntfarbigen Marmorplatten belegt, ihre Decken mit großen Freskogemälden verziert. Jede der im Orden vertretenen Nationen hatte eine eigene Kapelle, in welchen die prunkvollen Grab-

mäler von Ordensgroßmeistern untergebracht sind. Der Marmorfußboden der Kirche war vom gestrigen Feste noch mit Lorbeerzweigen bestreut. Vorne im Chore der Kirche standen zwei Throne, der eine für den Erzbischof von Malta, der andere war einst für den Ordensgroßmeister bestimmt. Unter dem Fußboden der Kirche ruhen in einem Gewölbe die Leichen von einigen Großmeistern, so die des ersten Großmeisters auf Malta, L'Isle Adam, des Großmeisters La Valetta und anderer.

Aus der Via S. Giovanni kamen wir in die Strada Reale, die zwei Kilometer lange Hauptstraße der Stadt, welche sie in ihrer ganzen Länge durchschneidet. In dieser Straße liegt der Palast der alten Ordensgroßmeister, der jetzt dem Gouverneur der Insel als Residenz dient. Das Innere des äußerlich schmucklosen Palastes, welcher zwei Höfe umschließt, deren einer die Stelle eines Gartens vertritt, während in dem andern ein Neptunbrunnen sich befindet, enthält viele Erinnerungen an die Zeit der Ordensherrschaft. In einem Korridor hängen die Porträts von Ordensgroßmeistern, darunter auch jenes des Meisters Hompesch, unter dem Malta dem Johanniterorden verloren ging. Im Waffensaale finden sich Trophäen und Urkunden aus den Zeiten der Ritter, darunter jene, durch welche Karl V. dem Orden Malta als Besitztum überwies. Den Saal der Ratsversammlungen zieren prachtvolle Wandteppiche.

Auf der südwestlich an den Palast angrenzenden Piazza di San Giorgio thront ein gewaltiges Marmorstandbild der Königin Viktoria von Valenti, hinter demselben liegt die öffentliche Bibliothek, mit welcher ein kleines Museum verbunden ist, das maltesische Altertümer aus römischer und vorrömischer Zeit enthält.

In den übrigen Straßen der Stadt fesselten zahlreiche große Paläste unsere Aufmerksamkeit, welche zur Ritterzeit Versammlungshäuser der sieben Nationen waren, in welche der Orden zerfiel.

Eines sehr starken Besuches von unserer Seite hatte sich das stattliche Gebäude der Hauptpost zu erfreuen.

Malta, welches für größere Werte die gewöhnlichen englischen Marken hat, erfreut sich einer besonderen $^1/_4$ Pennymarke, auf welcher die maltesische Inselgruppe abgebildet ist. Diese fand unsern besondern Beifall, so daß wir alle unsere Ansichtskarten mit ihr frankierten. Der diensttuende Postbeamte, unsere Vorliebe für $^1/_4$ Pennymarken erkennend, tauschte bereitwillig bereits gekaufte $^1/_2$ Pennymarken und Pennymarken in $^1/_4$ Pennymarken um.

Am Südwestende der Via Reale führte uns die Porta Reale zur Vorstadt Floriana mit dem schmalen Giardino Publico und der schönen Kirche von S. Publio.

Am entgegengesetzten Ende der Strada Reale erhebt sich das Fort S. Elmo, vor demselben liegt eine kleine Kirche, durch welche man zur sogenannten Bones Chapel (Knochenkapelle) kommt. Tausende von Totenschädeln bedecken hier Wände und Decke und bilden mit den übrigen Knochen von menschlichen Skeletten schaurige weiße Arabesken auf den schwarz gestrichenen Kapellenwänden. Zwei voll-

200. La Valetta: Piazza di San Giorgio mit dem Denkmal der Königin Viktoria.

ständige menschliche Skelette stehen zu beiden Seiten des einfachen Altares und scheinen Wache zu halten in diesem Prunkgemache des Todes. Wem aber gehörten die Totenschädel im Leben an, von wem stammen die Skelette? Ein freundlicher malteſischer Priester, welcher uns führte, sagte uns, daß sie alle von im Kampfe mit den Türken gefallenen Rittern stammten. Von einzelnen wußte er sogar die Namen zu nennen, und als fiele von dem Ruhm der Ritter auch auf ihn, der in Malta geboren war, wo jene lebten, etwas zurück, wies er voll Stolz auf die kahlen Totenschädel hin und machte uns darauf aufmerksam, daß fast alle von Kugeln durchbohrt oder von Säbeln zerhauen seien, um dadurch zu beweisen, daß die Ritter alle im mannhaften Kampfe, Brust an Brust, mit ihren Feinden gefallen seien.

Nachmittags stiegen wir zu der den Hafen beherrschenden Barraca Superiore (Upper Baracca) hinauf, von der man eine herrliche Aussicht über den ganzen großen Hafen mit seinen fünf gesonderten Becken hat, welche 60 Meter tief unter uns sich ausbreiten. Hinter uns und zu unserer Linken lag die Stadt La Valetta mit dem Fort S. Elmo und jenseits derselben der Marsa Muscetto oder Quarantänehafen, zu unserer Rechten die Vorstadt Floriana mit der säulengeschmückten Kirche von S. Publio. Vor uns aber an der Ostseite des Hafens lagen drei befestigte Städte: die Città Vittoriosa, die Altstadt mit den Quartieren der Armen und einem großen Seearsenale, die Città Cospicua mit Docks, die Stadt der Reichen, und die Séuglea oder Isola.

201. La Valetta: Auf der Barraca Superiore.

Im Laufe des Tages war ein Teil der Reisegesellschaft per Bahn zu der 10 Kilometer von La Valetta entfernten starkbefestigten alten Hauptstadt von Malta, Città Vecchia oder La Notabile, gefahren. Durch die Festungstore kamen sie zur Piazza San Paulo mit der reichgeschmückten Kathedrale, welche an der Stelle des Palastes des römischen Statthalters Publius, welcher Paulus nach seinem Schiffbruch aufnahm, stehen soll. Zwei Kanonen bewachen wie zur Zeit der Ritterherrschaft ihren Eingang. Die Kirche S. Paulo im südlichen Teile der Stadt steht über einer Grotte, in welcher Paulus während seines Aufenthaltes in Malta gewohnt haben soll.

Einige Herren mieteten eine Droschke und trugen dem Kutscher auf, sie zu einem Badeetablissement zu führen. Doch dieser wollte die Herren nicht verstehen, sondern brachte sie weit außer der Stadt zu einem Rennplatz, wo sie, statt sich in den kühlenden Fluten des Meeres erfrischen zu können, Gelegenheit hatten, einem malteſischen Pferderennen beizuwohnen.

Ein eigenartiges Schauspiel wurde uns noch am späten Abend geboten. Unser Schiff lag ruhig im Hafen, und wir warteten, bis es seine Anker lichte. Auf einmal verbreitete sich eine blendende Helle über den nördlichen Teil des Hafens: die englischen Behörden suchten den Hafen mit Scheinwerfern ab, ob kein feindliches Schiff versuche, unter dem Schutze der schwarzen Nacht sich einzuschleichen. Vom Nordende des Hafens wanderte das Licht bald über La Valetta hin und bald über die drei östlich gelegenen Städte Città Vittoriosa, Cospicua und Séuglea. Auch über die „Etoile" fuhr mehrmals ein blendender Lichtstrahl hin. Schließlich aber hatten die Hafenbehörden gesehen, daß im Hafen alles in Ordnung sei und stellten ihre Illumination ein.

202. Englischer Kreuzer im Hafen von La Valetta.

Die „Etoile" aber verließ bald darauf den Hafen von La Valetta und fuhr mit nordwärts gewendetem Kiel Syrakus zu, der einstigen Metropole des griechischen Sizilien.

6) Syrakus.

17. August.

Die Stadt Syrakus, für deren Besuch unser siebenzehnter Reisetag bestimmt war, hat ihren Glanz durchaus in der Vergangenheit. Der Gegensatz zwischen dem Einst und Jetzt und die Wahrnehmung wie weit das letztere hinter dem ersteren zurückbleibt, drängt sich daher dem Reisenden, dessen Seele voll ist von den großen Begebenheiten und Namen der alten Geschichte, überall in den Vordergrund, gibt seinen Gedanken eine bestimmte Richtung und mischt in seine rückwärts schauenden Betrachtungen eine gewisse Melancholie.

Das alte Syrakus zählte zur Zeit seiner größten Blüte 500 000 Einwohner; es bestand aus fünf gewaltigen Stadtteilen, nämlich (von Osten nach Westen aufgezählt) Ortygia, Achradina, Tyche, Neapolis, und der im Westen den Abschluß bildenden, bis zu 140 Meter ansteigenden „Oberstadt" (Epipolä). Der Raum, den diese fünf Stadtteile einnahmen, bildete ein nach Westen spitz zulaufendes Dreieck, dessen längste Ausdehnung 6—7 Kilometer betrug. Die hiemit beschriebene Bodenfläche war natürlich weit nicht bloß mit Wohnstätten

203. Syrakus: Halbinsel Ortygia.

besetzt, sondern bestand zum Teil aus Weideplätzen und aus Bau- und Gartenland, aber sie war doch rings mit einem gewaltigen Mauerring umzogen und mit mächtigen Torbollwerken geschützt. Der Umfang dieser Mauer betrug 33 Kilometer. Was will dem gegenüber die jetzige Stadt besagen, die von den fünf Stadtteilen nur noch einen, den kleinsten: das ganz kleine Zipfelchen, genannt Halbinsel Ortygia, einnimmt, in ihrer längsten Ausdehnung 1½ Kilometer mißt und 31 000 Einwohner zählt! Dieses Neu-Syrakus könnte in den Raum des alten 15—20mal hineingestellt werden!

Ein gleich großer Abstand zwischen alter und neuer Zeit, wie er in diesen Zahlen über Areal und Bevölkerung der Stadt zutage

tritt, offenbart sich natürlich auch, wenn wir die geschichtlichen Ereignisse vergleichen, die sich hier abgespielt haben. Das alte Syrakus war eine von jenen kräftigen Stadtrepubliken, die sich dank ihrer außerordentlich günstigen Lage und noch mehr infolge der Tatkraft ihrer Bürger und der stählenden Wirkung vielfacher Kriege mit den Nachbarn rasch zur Blüte erhoben, und es hatte zugleich vermöge der Leichtigkeit, mit welcher auf einem so beschränkten Raum Verfassungsänderungen vor sich gehen, alle die verschiedenen Regierungsformen, deren ein kleines Staatswesen fähig ist: Oligarchie, Tyrannis und Demokratie durchlaufen. — Im VIII. Jahrhundert von Korinthern gegründet, zeigte die Stadt eine so schnelle Entwicklung, daß sie in den nächsten drei Jahrhunderten eine Reihe von Kolonien in das Innere Siziliens entsenden konnte. Die gewaltigen Machtmittel, die hier aufgehäuft waren, führten frühzeitig zur Aufrichtung der Tyrannis, und an Fürsten wie Gelon und Hiero im V. Jahrhundert sehen wir, wie auch in dieser für uns so anrüchigen Regierungsform gleichwohl gewaltige, für das Gedeihen von Syrakus und die Ausbreitung der griechischen Herrschaft über ganz Sizilien hochbedeutende Persönlichkeiten erstehen konnten.

Gegen Ende des V. Jahrhunderts hat sich hier jene Tragödie abgespielt, wo die von den Segestanern gegen Syrakus herbeigerufenen Athener die bitteren Früchte einer unklugen Politik einernteten. Nachdem sie in langem Ringen unter ihren edeln Feldherren Nikias und Demosthenes anfangs große Vorteile über die feindliche Stadt errungen hatten, wandte sich das Kriegsglück so sehr, daß sie nicht bloß zu Land und zu Wasser mehrmals geschlagen wurden, sondern sich zuletzt mit 7000 Mann den ergrimmten Feinden ergeben mußten. Diese Unglücklichen bekamen den Kelch des Elends bis auf die Neige zu leeren. Nach Enthauptung ihrer Führer mußten sie lange Monate in den heißen Steinbrüchen der Stadt schmachten, um zuletzt als Sklaven verkauft zu werden. — Der Freund des edeln, trotz all seiner Fehler liebenswürdigen Athenervolks kann auch heute dieses von Thukydides ergreifend beschriebene Drama mit keiner andern Empfindung lesen als der des tiefsten Mitgefühls. — Für die Syrakusaner selbst kam bald nachher auch ein bitterer Schicksalswechsel: in dem älteren Dionysius erhielten sie einen Fürsten, der zwar durch Vergrößerung, Verschönerung und Befestigung der Stadt, wie durch Zurückdrängung der Karthager und Ausdehnung der griechischen Herrschaft fast über ganz Sizilien sich große Verdienste erwarb, aber durch Härte und Grausamkeit sich unter die Zahl der typischen Tyrannen eingereiht hat. Sein Miß-

trauen gegen alle Welt ging bekanntlich zuletzt so weit, daß er sein Bett mit Graben und drehbarer Fallbrücke sicherte und sich Bart und Haar von seinen eigenen Töchtern mittels glühender Nußschalen abbrennen ließ. — Nennen wir aus der späteren Zeit noch die Belagerung der Stadt durch den römischen Feldherrn Marcellus im zweiten punischen Kriege, die trotz der heldenmütigen Gegenwehr der Bürger und der scharfsinnig ausgedachten Maschinen des Archimedes zur Eroberung des Platzes (212) führte, gedenken wir ferner noch der Stellung, welche die Stadt am Beginn des Mittelalters unter Belisar erhielt, wo sie Hauptstadt Siziliens wurde, endlich ihrer Schicksale unter den Sarazenen und seit dem XI. Jahrhundert unter den Normannen, so haben wir den Annalen der Geschichte gerade so viele Züge entnommen, als sich bei einem so flüchtigen Überblick rechtfertigen läßt. —

Die Stadt hat zwei Häfen, einen kleinen im Osten und den großen, der sich als geräumige Bucht zwischen der Inselküste und der traubenförmig nach Süden vorgestreckten Halbinsel Ortygia — dem ältesten Stadtteil — ausdehnt. In dem letzteren, und zwar an der Westküste von Ortygia, legen die Schiffe an, wobei auch solche von größerem Tiefgang wie das unsrige unmittelbar an die Ufermauer heranfahren können. Vor der Landungsstelle ziehen sich schön angelegte öffentliche Plätze hin, die Piazza Mazzini und gegen Süden hinab die Anlagen des Foro Vittorio Emanuele. Die erstere ungefähr bildete den Ausganspunkt, von wo wir am Morgen des 17. August unsere Expedition unternahmen. Das Programm lautete dahin, daß während des Vormittags die weiter entfernten, im Norden und Nordwesten gelegenen, also dem alten Syrakus angehörigen Sehenswürdigkeiten besucht werden sollten, während der Nachmittag dann dem neuen Syrakus zufiel.

In langer Wagenreihe, bei prächtigem Sonnenschein setzten wir uns in Bewegung. Unser erstes Ziel bildete die auf der Achradina gelegene Kirche S. Giovanni. Von diesem aus dem XII. Jahrhundert stammenden Bau ist wenigstens noch die Ostfassade und die ihr vorgelegte Säulenhalle erhalten: Reste, an welchen die romanischen Bogen, die außerordentlich kräftig gehaltenen Kapitäle, die zum Teil zierlich gedrehten Säulchen und der an den Portalpilastern angebrachte Schmuck den Charakter des romanischen Stiles deutlich aussprechen. Die Krypta des heiligen Marcianus, zu welcher wir vom Innern der Kirche hinabsteigen, stammt aus dem IV. Jahrhundert, hat die Form eines griechischen Kreuzes und umschließt das Grab dieses (syrakusischen?) Bischofs und Märtyrers. Es wird in der Krypta noch die

Granitsäule gezeigt, wo er den Zeugentod erlitten habe, und die Feuchtigkeit, welche diese Säule auszuschwitzen scheint, wird von dem frommen Glauben mit diesem Martyrium in Verbindung gebracht und sozusagen als Nachwirkung des hier vergossenen Blutes gedeutet.

Ganz in der Nähe sind die Katakomben von S. Giovanni, die uns von Laienbrüdern des benachbarten Franziskanerklosters vorgezeigt wurden. Mit den römischen Katakomben, die insgesamt eine Länge von 876 Kilometern erreichen, lassen sie sich natürlich hinsichtlich dieser Längenentwicklung nicht vergleichen; eben-

204. Syrakus: Latomia del Paradiso mit dem Eingang zum Ohr des Dionysius (l.)

sowenig nach ihrer Bedeutung für die Geschichte der ersten Christengemeinde und für die Anfänge der christlichen Kunst; dagegen nehmen sich diese syrakusanischen Gräberanlagen insofern stattlicher aus, als sie durchschnittlich höhere Gänge und geräumigere Kapellen aufweisen als die römischen. Der Hauptgang zeigt eine Breite von 3 Meter bei einer Höhe von 2½ Meter und einer Ausdehnung von 94 Meter. Die Anordnung der Gräber ist die bekannte: an den Seitenwänden sind Nischen (loculi) eingegraben, in welche der Leichnam eingebettet oder der Sarg eingeschoben wird, — große bei den Reichen, kleine bei den Armen. Die Öffnung wurde dann mit einer Platte verschlossen, auf welcher die Inschrift angebracht war. Bei Gräbern von Märtyrern war öfter auch noch die kleine Seitennische zu sehen, in welcher einstmals

ein Glasgefäß (Ampulla) mit einem Reste des vom Märtyrer vergossenen Blutes soll gestellt worden sein.

Nicht weit von den Katakomben ist eine Latomia. Diese gewaltigen Steinbrüche, die einstmals das Material zum Bau der Stadt lieferten, finden sich in größerer Zahl am Südrande des Bergplateaus, auf dem die Achradina lag; sie ziehen ziemlich in einer Linie von Ost nach West und finden ihr Ende und sozusagen ihr letztes Glied in dem antiken Theater. Sie haben ihre besondere Namen, zum Beispiel Latomia S. Venera, Lat. del Filosofo, Lat. de' Cappucini usw. Die von uns besuchte Latomia del Paradiso darf wohl als die

205. Syrakus: Latomia del Paradiso, die Grotte der Seiler.

stattlichste und interessanteste gelten. In gewaltigen, meist völlig senkrechten, wie mit dem Messer abgeschnittenen, an den Ecken in rechten Winkeln gebrochenen Wänden steigt hier der Kalkstein empor, fast überall völlig kompakt, ohne Risse und Spalten wie ein festes Mauerwerk, gegen den Hintergrund sich in niedrige Gänge verlierend, die bis 40 Meter in das Gestein eindringen. Jetzt hat sich, namentlich in den von fleißigen Seilern in Beschlag genommenen seitlichen Abteilungen dieses Bruches (der Grotta di Cordari) auf dem Boden streckenweise eine üppige Vegetation angesiedelt, woher eben der Steinbruch seinen Namen (del Paradiso) hat. Hinten aber läuft der Hauptgang aus in eine schlangenartige, oder genauer S-förmige Windung, die nach oben zu in eine schmale Öffnung ausläuft. Das ist das „Ohr des Dionysius", von dem die Sage zu melden weiß, der argwöhnische

Tyrann habe sich diesen mit der ausgesuchtesten Akustik ausgedachten Gang herrichten lassen, um, wenn er hoch oben sein feingespitztes Tyrannenohr anlegte, alle Worte, die unten von den armen Gefangenen auch ganz leise geflüstert wurden, vernehmen zu können, — — eine nach allen Richtungen unwahrscheinliche Fabelei, sofern einerseits die schlangenförmige Windung des Ganges augenscheinlich durch ganz andere Rücksichten veranlaßt ist als durch akustische, und andererseits ein zu ähnlichen Zwecken errichteter akustischer Gefängnisbau des Dionysius von einer (unsichern) Tradition allerdings erwähnt wird, aber ein solcher innerhalb der bewohnten Stadt. — Um uns vor allzu tiefer Versenkung in antik-melancholische Erinnerungen zu bewahren, hatte sich am Eingang der Latomia ein Musikant mit seiner fahrbaren Orgel

206. Wäscherinnen in Syrakus.

aufgestellt, der uns nun seine modernen Melodien so unbarmherzig in die Ohren schmetterte, daß es keines „Dionysusohres" bedurfte, um sie zu vernehmen. Der oben erwähnte Steinbruch, der den gefangenen Athenern als Kerker angewiesen wurde, ist, beiläufig bemerkt, ein anderer als der eben beschriebene.

Aus der Latomia heraustretend schreiten wir zuerst unter den Bogen einer modernen Wasserleitung hindurch und gelangen in kurzer Wendung und leichtem Aufstieg zum griechischen Theater. Verglichen mit demjenigen Theater, das wir kürzlich zu Segesta gesehen, nimmt sich dieser Bau freilich viel großartiger aus; er durfte sich überhaupt rühmen, nächst dem Theater zu Milet und dem zu Megalopolis der größte Schauplatz der griechischen Welt zu sein. Im fünften Jahrhundert erstanden, im Halbkreis in den Felsen hineingearbeitet, zeigt das Theater einen Durchmesser von 150 Meter. In 46 Sitzreihen, von denen noch deutliche Spuren erhalten sind (während 15

weitere, jetzt völlig verschwundene hinzugedacht werden müssen, um das Halbrund bis zu seinem erkennbaren oberen Rand zu füllen), stieg

207. Syrakus: Das griechische Theater.

der Zuschauerraum empor, der durch acht strahlenförmig der Orchestra zulaufende getreppte Gänge in neun keilförmige Abschnitte zerlegt wird.

208. Syrakus: Ruinenreste vom Amphitheater.

Die elf untersten, einst mit Marmor bekleideten Sitzreihen sind von den höheren durch einen breiten Gürtelgang (Diazoma) getrennt, weiter oben läuft abermals ein solcher, aber etwas schmälerer, ringsum.

An der Wand des unteren Diazoma finden sich noch griechische Namen angeschrieben: Hiero, Philistis, Zeus Olympios u. a., Namen, welche wohl den Zweck hatten, die einzelnen Keile zu bezeichnen. — Ein herrlicher Raum, dieses ungeheure Halbrund unter freiem Himmel, von dessen Höhe sich ein großartiger Ausblick öffnet auf die Stadt, den großen Hafen, das Kap Plemmyrium und das weite jonische Meer. Erinnern wir uns weiter daran, daß eine Reihe glänzender Dichter, die am Hofe der syrakusanischen Herrscher weilten: ein Pindar, Simonides, Bakchylides im fünften Jahrhundert und im vierten ein Plato auf diesen Theaterstufen saßen, und daß hier aller Wahrscheinlichkeit

209. Syrakus: Ara di Gerone.

nach Aeschylus seine (umgearbeiteten) „Perser" mit ihren prachtglänzenden und volltönenden Versen aufgeführt hat, — dann können wir nicht ohne ein Gefühl der Weihe an diesem Orte stehen. — Am obern Rande des Theaters freilich, da wo sich die Gräberstraße abzweigt, hat sich die moderne Technik und Industrie in Gestalt einer kleinen Mühle angesiedelt, und so wird die erhabene Stille der Ruine durch das Geklapper der Mühlgänge fremdartig durchbrochen.

Der kleine Rest, der vom Vormittag noch übrig war, reichte eben noch zur Besichtigung der Villa Landolina. Diese Villa, genauer gesagt, der zugehörige Park, dient seit geraumer Zeit als Begräbnisplatz für die Protestanten. Hier haben u. a. nicht wenige Engländer, meist Schiffsbeamte, ihre letzte Ruhestätte gefunden; aber

auch ein deutscher Dichter ruht hier: August, Graf von Platen, der hier im Hause seines Gastfreundes Don Mario Landolina bei einem Winterausfluge nach Sizilien am 5. Dezember 1835 starb, . . . Platen, auch eine jener Naturen, denen es im kalten Norden nicht recht wohl wird, und die sich daher in den märchenbeglänzten Osten oder in den klassischen Süden flüchten, um da eine neue Heimat zu finden. Er wollte ferne vom deutschen Boden sterben, der ihm durch viele bittere Erfahrungen entleidet war, und sein Wunsch ist ihm zuteil geworden.

O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden
Beschließt den Pilgerlauf.

210. Syrakus: Arethusaquelle.

Was der Nachmittag uns noch brachte, läßt sich in Kürze erzählen. Eine schöne, vielfach am Meeresufer entlang verlaufende Wagenfahrt brachte uns wieder auf Ortygia, also in das Gebiet des jetzigen Syrakus zurück, und zwar zuerst nach dem Dom. Hier waren wir freilich zunächst überrascht, gar nichts irgend Sehenswertes vorzufinden. Erst allmählich entdeckten wir, daß das Interessante versteckt ist und gesucht werden muß. Ein altdorischer Tempel aus dem VI. Jahrhundert ist nämlich in eine christliche Kirche umgewandelt, so zwar, daß die Säulen des peripteralen Hexastylos erhalten, aber durch

Mauerwerk verbunden und so zur Außenwand der Kirche umgestaltet sind. Nur ein wenig ragen die gewaltigen Säulen — elf von ursprünglich sechsunddreißig —, über die Mauerfläche hervor und zeigen noch deutlich ihre Kannelierung und oben ihre Kapitäle; auch die Architrave und Triglyphen sind zum Teil noch vorhanden. Also ein wahres Vexierbild, dieser in eine Kathedrale hineinversteckte Griechentempel, übrigens eine Barbarei ohnegleichen, die man freilich auch sonst noch in Italien, auch in Rom ab und zu treffen kann. Der Tempel soll nach der gegenwärtig am stärksten verbreiteten Anschauung der Athene gewidmet gewesen sein.

211. Syrakus: Dianatempel

Von hier ging's zur Arethusaquelle, die sich, von der zierlichen Mauerbrüstung der oben umlaufenden Promenade aus gesehen, darstellt als ein ziemlich in der Tiefe gelegenes, mit lauschigem Buschwerk und hübschen Anlagen umgebenes Wasserbassin, ganz in der Nähe des Meeres, nur durch einen kleinen Landsaum davon gegeschieden, jetzt salziges Wasser enthaltend, in alten Zeiten aber süßes Wasser spendend, welches nicht bloß den Bürgern von Syrakus für ihren Gebrauch, sondern auch den Töchtern des Dionys zum Baden gedient haben soll. Arethusa ist die schöne Nymphe, welche durch den Flußgott Alpheus von Elis aus bis hieher verfolgt und hier durch Diana in eine Quelle verwandelt wurde.

Noch einen schönen und denkwürdigen Ort bekamen wir bei der Rückfahrt nach unserem Schiff zu schauen: den Archimedesplatz. In einer mit stattlichem Baumwerk bepflanzten, den Ausblick auf das Meer gewährenden Anlage steht auf hohem Postament, von einer genialen modernen Künstlerhand gemeißelt, die Gestalt des großen syrakusanischen Mathematikers in der Haltung, wie man sich ihn vorstellen mag in jener Zeit, wo er voll glühender Vaterlandsliebe die im Hafen liegende Römerflotte unschädlich zu machen sucht. Da steht er und schaut auf das Meer hinaus, die linke Hand über das Auge haltend, um das Schiff, dem sein Anschlag gilt, scharf zu erspähen, mit der rechten aber hält er den Brennspiegel, welcher die Sonnenstrahlen auf das feindliche Schiff sammeln und es dadurch in Brand stecken soll.

Zu obiger, von Professor Kolb-Hall uns für das Gedenkbuch zur Verfügung gestellter Beschreibung des Besuches von Syrakus möge gestattet sein, noch einige Notizen hinzuzufügen.

Als wir an diesem Morgen ans Land stiegen, fehlten einige der von Professor Lorenz im voraus bestellten Wagen, welche uns zu den Sehenswürdigkeiten des alten Syrakus führen sollten. So kam es, daß eine kleine Gruppe von Reisenden am Hafen zurückbleiben mußte, bis neue Fuhrwerke requiriert wurden. Als diese endlich ankamen, saß man auf und besuchte neben den andern Sehenswürdigkeiten von Alt-Syrakus auch die Latomia di S. Venera und das Amphitheater.

Unter der Führung eines alten Kustoden stieg man in die Latomia di S. Venera, welche an Reichtum der Vegetation alle andern übertreffen soll, hinab. Es war, um mit Schneegans zu sprechen, als träte man ein in die paradiesischen Gefilde eines orientalischen Märchen. Durch ein Labyrinth von Felsen, von Orangenbäumen, von duftenden Blumengesträuchen ging es immer weiter, immer bergab. Plötzlich schien eine steile Felswand den Weg versperren zu wollen, doch beim Näherkommen zeigte sie eine geräumige Höhlung, ein Gang durchquerte sie und führte jenseits durch ein schmales Felsental zu einer Art Felsenterrasse am Rande eines Abhangs. Hochragende, mit blumen- und früchtetragenden Gesträuchen wie mit kostbaren Tapeten überkleidete Felswände schlossen die Terrasse von allen Seiten ein und der südlich klare Himmel wölbte sich als azurne Decke über diesem einzig schönen Erdenwinkel, der als reich ausgeschmücktes Boudoir der ewig jungen Frau Natur gelten konnte.

Im Hintergrunde befand sich eine Art Grotte oder Laube. Als man an der Laube angekommen war, da begannen die Augen des Kustoden der Latomie zu leuchten, seine bisher teilnahmslosen Züge begannen sich zu beleben und mit bewegter Stimme erzählte er, daß hier der Deutsche Kaiser Wilhelm II. während seiner ersten Mittelmeerreise mit seinem Gefolge Tee genommen habe und daß er bei der Bedienung der hohen Gäste hätte mithelfen dürfen. Genau wußte er den Tag und die Stunde des kaiserlichen Besuches anzugeben, genau auch die Zahl der Minuten, welche zum Einnehmen des Tees nötig gewesen waren. Und indem er sein Bedauern aussprach, daß er den Untertanen des Deutschen Kaisers nicht auch eine Tasse Tee anbieten

212. Syrakus: Aloe auf dem Weg zum Amphitheater.

konnte, brach er, um wenigstens seinen guten Willen zu zeigen, einige Kaktusfeigen von einem nahen Strauche, die er sorgfältig abgeschält darbot.

Von der Latomie di S. Venera begab man sich zum Amphitheater von Syrakus, dessen Überreste sich in einem großen, durch die üppigste südliche Vegetation ausgezeichneten Garten befinden. Prachtvolle Agaven mit über mannshohen Blütenschäften säumten den Weg zu denselben ein. Wenig freilich ist es, was von dem zur Zeit des Augustus gegründeten Baue übrig geblieben ist. Seine Längsachse mißt 70, seine Querachse 40 Meter. Ein Tor, einige in den Felsen eingehauene Sitzplätze, einige tiefe Einschnitte und in den Felsen eingegrabene Gänge und Höhlen, ein Wasserbecken in der Mitte der Arena sowie die Kanäle zur Zu- und Ableitung von Wasser sind die Reste des alten Baues. Die in der Arena liegenden zahlreichen Stein-

blöcke, Stücke der ehemaligen Marmorbrüstung mit den Namen der Platzinhaber, entstammen einer Restauration des dritten Jahrhunderts n. Chr. Auf einem Steine las man die Worte: Locus Statili. „Wer mag wohl dieser Statilus gewesen sein," fragte einer der Reisenden, „welche Stelle mag er im alten Syrakus bekleidet haben?" Der Stein aber, der allein eine Antwort auf diese Frage hätte geben können, blieb stumm. Ja, wenn die Steine von Syrakus reden wollten, dann wäre das Rätsel gelöst, an dem sich die Menschen seit so langer Zeit die Köpfe zerbrechen, wie nämlich eine Stadt wie Syrakus bis auf so geringe Spuren habe vom Erdboden verschwinden können.

213. Syrakus: Amphitheater.

Doch nicht nur die Ruinen von Alt-Syrakus, nicht nur die engen, finsteren Straßen von Neu-Syrakus sollte unser Reisemarschall Professor Lorenz durchstreifen, sondern er sollte auch mit noch einem Mitgliede der Direktion das Innere des syrakusanischen Polizeipalastes kennen lernen. Und das kam so: Als es sich darum handelte, das Mittagessen, welches die Reisegesellschaft in zwei der ersten Hotels von Syrakus, im Hotel Vittoria und im Hotel Agradina eingenommen hatte, zu bezahlen, verlangte der Hotelier, dem beide Hotels gehörten, 3,50 Lire pro Kuvert, während Professor Lorenz behauptete, für das Kuvert 2,50 Lire ausgemacht zu haben. Doch der Hotelier leugnete, je etwas von einer derartigen Abmachung gehört zu haben und berief sich auf das Zeugnis seiner gesamten männlichen Verwandtschaft, die gerade im Hotel Vittoria anwesend war, sowie seines ganzen Dienstpersonals, die alle nichts von einer Abmachung über den Preis des Mittagessens wissen wollten. Empört über solch ein Benehmen beschloß

Professor Lorenz, die Sache vor die Polizei zu bringen. In zwei Wagen fuhren Professor Lorenz in Begleitung eines Direktionsmitgliedes und der Hotelier in Begleitung von drei Vettern und Schwägern zum Polizeigebäude. Professor Lorenz wurde von einem noch jüngeren, sehr liebenswürdigen Polizeikommissär empfangen, welchem er den Tatbestand auseinandersetzte. Der Hotelier wurde mit seinem Anhange einstweilen in ein benachbartes Zimmer verwiesen, wo sich ein älterer Beamter befand, dem der Hotelier den Tatbestand nach seiner Fassung auseinandersetzte. Als Professor Lorenz seinen Bericht beendet hatte, wurde die Gegenpartei vor den Polizeikommissär gerufen, welche natürlich gegen die Behauptungen des Professor Lorenz lebhaft protestierte, so daß bald der schönste Streit zwischen Professor Lorenz und den Italienern im Gange war. Da aber Professor Lorenz für seine Behauptung, den Preis des Mittagessens vereinbart zu haben, keinen Zeugen beibringen konnte, während der Hotelier sein ganzes Personal als Zeugen aufführen konnte, die bereit waren zu schwören, daß keine solche Abmachung bestehe, so stand die Sache für Professor Lorenz nicht allzugünstig. Schließlich aber erklärte sich der Hotelier mit einem kleinen Teile der zuviel geforderten 300 Lire zufrieden, und Professor Lorenz mußte nolens volens darauf eingehen, mehr zu bezahlen, als die Rechnung nach seiner Berechnung gemacht hätte.

Der lange Abend bot der Reisegesellschaft noch Zeit zu allerlei kleineren Unternehmungen. Da zogen die einen südwestwärts und machten eine Kahnfahrt auf dem Anapus, um sich von dessen berühmtem Schilfe etwas heimzuholen, andere ließen sich in den schönen Strandpromenaden zu einem Täßchen Eiskaffee nieder, wieder andere pflegten der Ruhe an Bord. Hier gab es noch ein heiteres Schauspiel zu sehen: das lustige Treiben der Geldstückstaucher. An der Kaimauer harrten ein Dutzend halbwüchsiger Burschen und blickten gierig zum Schiffe hinauf wie Hunde, die auf einen Knochen warten. Nun wird, in ein weißes Papier eingewickelt, ein Geldstück ins Wasser geworfen, flugs stürzen sich die Jungen kopflings ins Wasser und bald streckt einer triumphierend das Päckchen in die Höhe und eilt an das Ufer, um zu sehen, was er erbeutet. Unermüdlich werden nun die Soldi, aber auch manchmal ein alter Hut, hinabgeworfen, und unermüdlich stürzen sich die kleinen Seehunde in die lauen Fluten, um unter Schreien und Pusten, manchmal auch unter Balgen und Raufen ihre Beute in Sicherheit zu bringen.

Nach Einbruch der Dunkelheit begann auf dem Kai eine Musikkapelle zu spielen, deren Melodien wohl die meisten Reiseteilnehmer

verlockten, für kürzere oder längere Zeit auf dem Kai herumzuspazieren, ehe sie sich auf der „Etoile" zur Ruhe begaben.

7) Catania.

a) Besuch der Stadt.

18. August.

Seit wir Palermo verlassen, war unser Fuß, wenn wir von unserm Abstecher nach Malta absehen, nur über Ruinen gewandelt. Catania hat keine Ruinen, wenigstens keine weithin sichtbaren, der Ätna, ein Feind von verfallenem Gemäuer, hat sie unter seiner Lava begraben.

Unter dem Namen Katana um 729 von Chalkidikern angelegt, welche sechs Jahre vorher Naxos gegründet hatten, wurde es bald eine blühende Stadt. Um 640 gab ihr Charondas ein schriftliches Gesetz, welches zum Kodex für alle Gemeinden jonisch-chalkidischer Abstammung in Sizilien wurde. Hieron, der Tyrann von Syrakus, nahm es 476 ein, verpflanzte die Einwohner nach Leontinoi und bevölkerte die Stadt mit Syrakusanern und Peloponnesiern. Doch schon im Jahre 461 wurden diese vertrieben und die alten Einwohner kehrten zurück. Im athenisch-syrakusanischen Kriege stand Katana auf Seiten Athens. 403 bemächtigte sich Dionysios der Stadt, machte die Einwohner zu Sklaven und gab Catania kampanischen Söldnern, welche ihm gedient hatten. 396 fiel es in die Hände Karthagos. Unter der Römerherrschaft war es unter dem Namen Catina eine der schönsten und bevölkertsten Städte Siziliens, wurde aber 121 v. Chr. durch einen Ausbruch des Ätna beinahe vollständig zerstört. Bei Beginn des Mittelalters fügten Goten und Vandalen der Stadt vielen Schaden zu. Die Sarazenen entrissen sie 902 den Oströmern und plünderten sie. Später wurde sie von den Normannen erobert und stark befestigt, aber 1169 durch ein Erdbeben größtenteils zerstört. Wieder aufgebaut, ward es unter den aragonischen Herrschern zur Hauptstadt Siziliens erhoben und erhielt unter Alfons dem Hochherzigen 1445 die erste sizilische Universität. Durch den Ausbruch des Ätna im Jahre 1669 bedroht und 1693 durch ein furchtbares Erdbeben dem Erdboden gleichgemacht, erhob es sich, schöner als es je gewesen, aus seinen Ruinen.

Jetzt ist es die nach Palermo am meisten bevölkerte Stadt Siziliens mit ungefähr 150 000 Einwohnern. Es ist der Sitz eines Erzbischofs, Hauptstadt einer Provinz, hat einen Apellationsgerichts-

hof und eine Universität. Sehr bedeutend ist sein Handel mit den Produkten seiner äußerst fruchtbaren und reichen Umgebung, als Wein, Getreide, Leinsamen, Agrumen, Mandeln und Schwefel.

214. Catania: Im Hafen.

Palermo hat seinen Dom und die Gräber der nordischen Fürsten, Segesta seinen herrlichen Tempel, Selinunt seine gigantischen Ruinen,

215. Catania: Alter Hafen mit der Eisenbahnbrücke; im Hintergrunde der Ätna.

Girgenti den golden erglänzenden Bau des Konkordiatempels und den Atlanten im Heiligtume des Zeus, Syrakus das Dionysiusohr und die Quelle der Arethusa: Catania hat keinen goldstrahlenden normannischen Dom, kein säulengeschmückter Tempel ist in seinem Bezirke zu finden,

aebr es hat ein Wahrzeichen, erhabener als die Wahrzeichen aller anderen Städte, ein Wahrzeichen, das aus bildender Hand der ewigen Naturkraft selbst hervorgegangen, den Ätna.

Majestätisch erhob er sich über der Stadt, als wir am Morgen des 18. August in den Hafen Catanias einfuhren. Eine leichte Rauchwolke entstieg seinem schneeigen Gipfel.

Schnell eilte die erste Gruppe der Ätnabesteiger zum Frühstück, um sofort die Fahrt nach Nicolosi, der Ausgangsstation für die Ätnabesteigung anzutreten.

216. Catania: Die Kathedrale und der Elefanten-Brunnen.

Der Rest der Reisegesellschaft durchwanderte später in zwanglosen Gruppen die Stadt, um ihre Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen.

Durch einen großen Bogen ging man vom Hafen mit der Dogana durch die Villa Pacini oder Flora della Marina, einen kleinen öffentlichen Garten mit der Büste des in Catania geborenen Opernkomponisten Pacini, in nordwestlicher Richtung zur statuengeschmückten Fontana dell' Amenano auf dem Fischmarkt und von da zum Domplatze. Derselbe liegt in der Mitte des die Stadt von Osten nach Westen durchschneidenden Corso Vittorio Emanuele. Vor dem Dome steht ein Brunnen mit einem antiken Elefanten aus Lava, der einen ägyptischen Obelisken trägt. Der Dom selbst wurde von Roger 1075 auf den Trümmern

antiker Thermen aufgeführt und vom Bischof Augerius 1094 eingeweiht. Ein Erdbeben warf 1169 das Dach herab, ein anderes zerstörte 1693 das Schiff und verschonte nur die Apsiden und die Kapellen del Crocifisso und dell' Immacolata. Die Granitsäulen der Fassaden stammen aus dem antiken Theater, aus dessen Material Roger das Gebäude aufführen ließ.

Im Chore ruhen in zwei Särgen die aragonischen Herrscher Friedrich II. († 1337) und sein Sohn Johann von Randazzo, König Ludwig († 1355), Friedrich III. († 1377) und seine Gemahlin Konstanze († 1363), Königin Maria, die Gemahlin Martin I. und deren früh verstorbener Sohn Friedrich. Das Chorgestühl soll ein Benediktinermönch um die Mitte des XVI. Jahrhunderts hergestellt haben. Es zeigt Reliefs mit Darstellungen aus der Legende von St. Agatha. Die neue Orgel wird von zwei Marmorsäulen aus dem Teatro Greco getragen. Rechts vom Chore befindet sich die Kapelle der hl. Agatha, der Schutzpatronin der Stadt. In der linken Wand ruhen die Reliquien dieser Jungfrau, welche unter Decius 252 n. Chr. vom Prätor Quintilianus gemartert wurde, in einem silbernen Sarge. Das Bild der Heiligen auf dem Sarge trägt eine goldene Krone, welche Richard Löwenherz geschenkt haben soll. Den Altar der Kapelle schmückt ein Relief, welches die Krönung St. Agathas durch Christus darstellt. An der rechten Seitenwand der Kapelle befindet sich das Grabmal des spanischen Vizekönigs Don Hernan de Acuna, der die Kapelle auf seine Kosten ausschmücken ließ.

Am zweiten rechtseitigen Pfeiler des Mittelschiffes sieht man das Grabmal des 1801 in Catania geborenen und 1875 in Puteaux bei Paris verstorbenen Opernkomponisten Vincenzo Bellini, dessen Leiche 1876 mit großer Feierlichkeit nach Catania überführt wurde. In der Sakristei des Domes befindet sich ein großes Freskogemälde, den Ausbruch des Ätna im Jahre 1669 darstellend. Unter dem Domplatze sind Überreste von alten Thermen, deren Eingang neben dem Portikus des Domes liegt. Vom Domplatze aus gelangte man an der Fontana dell' Amenano vorbei zu der südwestlich gelegenen Karmeliterkirche. S. Maria dell' Indirizzo, hinter welcher noch fast alle Teile eines römischen Bades erhalten sind: das Auskleidezimmer (apodyterium), das laue Bad (tepidarium), das Dampfbad (caldarium), das warme Bad (balneum) und die Heizeinrichtung. In der Nähe der Kirche befindet sich ein Stück alter, tiefliegender Mauer, zum Teile mit Lava bedeckt, worunter eine wasserreiche, viel benutzte Quelle hervorfließt, wahrscheinlich ein Stück des alten Flusses von Catania, der

erst bei seiner Mündung ins Meer zum Vorschein kommt (Amenanus des Pindar). Am Südwestende der nahen Via Calogero erhebt sich ein trotziges Bollwerk, es ist das von Friedrich II. 1232 angelegte sogenannte Castello Ursini. An ihm vorüber und dasselbe teilweise überflutend, wälzte sich bei dem furchtbaren Ätnaausbruche des Jahres 1669 der alles verheerende glühende Lavastrom dem Meere zu, den Hafen von Catania auf zwei Jahrhunderte verschüttend. Auf der nahen Piazza Mazzini steht eine Halle, welche von 32 antiken Marmorsäulen umgeben ist. Ähnliche Säulen finden sich auch an der Fassade von St. Agostino am Corso Vittorio Emanuele, wo sie alle gefunden wurden. Neben St. Agostino liegt das römische Odeum mit zwei Sitzreihen und einer Orchestra und von 17 Kammern umgeben. Es diente zu musikalischen Wettkämpfen sowie zum Einüben der Schauspieler. Östlich vom Odeum liegt das antike Theater. Seit 1669 liegt es unter der Lava des Ätna begraben. Eifrige Altertumsforscher haben einen Teil der Sitzreihen und der Umfassungsmauern und Hallen freigelegt. Die Fundamente des Theaters sind griechisch, alles übrige ist römische Arbeit. Bei den Ausgrabungen fand man einen verstümmelten Herkules, eine Säule aus orientalischem Granit sowie einen Obelisken mit Hieroglyphen. Mit Fackeln steigt man zu den Räumen hinab, die einst 7000 Personen faßten. Zwischen den Steinen der Orchestra, von der aus einst des Alkibiades beredter Mund die Kataner bei Beginn des athenisch-syrakusanischen Krieges zu einem Bündnis mit Athen aufforderte, plätschert ein aus seinem Bette vertriebener Bach. Infolge der herrschenden Dunkelheit ist es schwer, ein klares Bild von der Anlage des Baues zu bekommen.

Vom Theater kommt man nordwestlich zur Kirche Sta. Maria della Rotonda, einem Rundbau, welcher von einer römischen Thermenanlage herstammt.

Folgt man der links von der Kirche beginnenden Via della Rotonda, welche dann in die Via Gesuiti übergeht, so kommt man zur Piazza Dante, auf welcher sich die Riesenbauten der Kirche und des Klosters von S. Nicola erheben. Das Kloster wurde 1518 von S. Nicola d'Arena nahe bei Nikolosi hieher verpflanzt; 1669 wandte sich der Lavastrom hier zur Seite, das Erdbeben von 1693 aber machte das Kloster dem Erdboden gleich. Der jetzige Bau des Klosters wurde 1735 bezogen. Die Kirche, ein Barockbau aus den letzten Jahren des XVII. Jahrhunderts, ist die größte Siziliens mit 105 Meter Länge und 48 Meter Breite, die Fassade blieb unvollendet. In dem durch acht Kolossalpfeiler in drei Schiffe geteilten Kircheninnern befindet sich

ein von den Aſtronomen Sartorius von Waltershauſen (Göttingen) und Chr. Peters (Flensburg) 1841 konſtruierter Meridian. Die Orgel von Donato del Piano hat fünf Manuale, 72 Regiſter und 2916 Pfeifen, die Chorſtühle mit Reliefs aus dem Leben Chriſti ſind ein Werk des Palermitaners Niccolò Bagnasco.

Ein Teil des 1866 aufgehobenen Kloſters dient als Kaſerne, ein anderer iſt in Schulen umgewandelt, in einem dritten iſt das Muſeo Communale untergebracht, welches Mineralien, Gemälde, mittelalterliche Waffen und griechiſche und römiſche Altertümer (Vaſen,

217. Catania: Benediktinerkloſter.

Bronzen, Marmorwerke, Inſchriften) enthält. Die Bibliothek hat 50 000 Bände und 500 Handſchriften ſowie eine alte wertvolle Bibel mit Goldminiaturen. Das meteorologiſch-aſtronomiſche Obſervatorium, welches ebenfalls in den Räumen des Kloſters untergebracht iſt, beherrſcht mit ſeiner großen Kuppel weithin das Straßenbild. Vom Kloſtergarten aus hat man eine ſchöne Ausſicht auf den Ätna. Am Südende der am Domplatze beginnenden Via Steſicoro Etnea, welche die Stadt von Norden nach Süden in einer Länge von 2800 Meter durchzieht, liegt die Univerſität. Sie hat eine 1755 gegründete Bibliothek ſowie naturwiſſenſchaftliche Sammlungen. Nördlich kommt man zur Piazza Steſicoro, jetzt Bellini genannt, mit dem Denkmal des in Catania geborenen und im Dome begrabenen Opernkomponiſten

Bellini. Am Südwestende dieses Platzes liegen die Ruinen des römischen Amphitheaters, das eine Längsachse von 125 Meter und eine Querachse von 106 Meter aufwies und 15 000 Sitzplätze hatte. In der Nähe liegt die Kirche S. Carcere, an der Stelle des römischen Kerkers, in welchem Catanias Schutzheilige, S. Agatha, geschmachtet haben soll. Das griechisch-normannische Portal aus weißem Marmor (XI. Jahrhundert) zierte früher den Dom. Auf der Piazza Bellini befindet sich auch das moderne Teatro Bellini, welches Raum für 3000 Personen aufweist. Folgen wir der Via Stesicoro Etnea, so kommen wir zur Villa Bellini, einem großen, öffentlichen Garten mit südlän-

218. Catania: Villa Bellini mit Blick auf den Ätna.

discher Vegetation, Fontänen und Tierzwingern. Gegenüber vom Eingang steht eine Büste Bellinis. Weiter hinten zieht sich ein mit Marmor belegter Gang hin, zu dessen beiden Seiten Marmorbüsten der berühmtesten Söhne Catanias aufgestellt sind und deren Hintergrund einen herrlichen Ausblick auf den Ätna bildet. In der Via Stesicoro Etnea befand sich auch eine deutsche Bierhalle, welche auf die Mehrzahl der Reisenden eine merkwürdige Anziehungskraft ausübte. Herr Gepäckverwalter Säuerle beschreibt das Leben und Treiben in derselben während unseres dreitägigen Aufenthaltes in Catania folgendermaßen:

Es war am ersten Tage unseres Aufenthaltes in Catania, als einige Freunde durch die Straßen der Stadt Catania zogen und Aus-

schau hielten, ob sie nicht irgendwo ein solides Bierlokal entdecken könnten. Die Freunde aber waren merkwürdig ausgerüstet. Einige von ihnen hatten riesige Brotringel am Arme, andere trugen riesige Rettichbüschel in den Händen. Verwundert blieb halb Catania auf den Straßen stehen und sah ihnen nach. Endlich erblickten sie in der Via Stesicoro Etnea über einem Restaurationslokale einen Schild, der anzeigte, daß hier Münchner Bier zu haben sei. Natürlich stürmte man das nach langem Suchen glücklich gefundene Lokal sofort, belegte zwei Tische und begann die Rettiche zu verteilen. Da sich aber das Bierlokal immer mehr mit Mittelmeerfahrern bevölkerte, welche alle gerne Rettiche gehabt hätten, so reichte der mitgebrachte Vorrat nicht lange. Doch der sprachgewandte, geschäftstüchtige Gepäckverwalter wußte Rat. Er machte sich auf und durchsuchte alle Gemüseläden in der Nähe, bis er eine tüchtige Quantität Rettiche zusammengekauft hatte, welche er dann im Bierlokale verteilte. Die Kellner freilich machten ganz entsetzte Gesichter, als sie sahen, wie sich Tische und Boden mit grünen Abfällen bedeckten, doch die Reisenden ließen sich nicht stören, sondern freuten sich, wieder einmal nach deutscher Art vespern zu können.

Das Mittagessen fand an diesem Tage in den Sälen des Grand Caffè in der Via Lincoln statt. Schon vor Monaten war mit dem Besitzer desselben der Preis von 2,50 Lire für das Mittagessen ausgemacht worden, doch als Professor Miller einen Tag vor unserer Ankunft nach Catania kam, da wollte dieser von einer Abmachung nichts wissen, sondern verlangte wie der Hotelier von Syrakus 3,50 Lire pro Person. Als ihm Professor Miller nach Ankunft des Schiffes seine eigenhändig geschriebenen Briefe vorwies, in welchen er sich mit dem Preise von 2,50 Lire pro Person einverstanden erklärte, da behauptete er einfach, er hätte nicht mehr an diese Abmachungen gedacht. Jedenfalls hatte die Sonne des Südens sein Gedächtnis geschwächt, denn im lieben deutschen Vaterlande, in welchem er zu Hause war, pflegte eine derartige Gedächtnisschwäche ziemlich selten zu sein.

Gegen Ende des Mittagessens erhob sich Professor Miller und gedachte mit erhebenden Worten des heutigen hohen Geburtsfestes Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph von Österreich. Voll Begeisterung stimmten alle Reisenden und besonders die zahlreich anwesenden Österreicher in das Hoch ein, welches Professor Miller am Schlusse seiner Rede auf den greisen Kaiser ausbrachte. Dann sang man die österreichische Volkshymne. An den österreichischen Kaiser aber wurde folgendes Telegramm abgesandt:

Kaiser Franz Joseph

Wien.

300 Teilnehmer der deutschen Mittelmeerfahrt, darunter zahlreiche Österreicher, gedenken auf ihrer Studien- und Erholungsreise des hohen Geburtsfestes Eurer Apostolischen Majestät und senden innigste Segenswünsche.

Professor Dr. Miller, Stuttgart.

Von Ischl, dem Sommeraufenthalte des Kaisers, lief am nächsten Morgen folgendes Antworttelegramm ein:

Seine K. und K. Apostolische Majestät haben die von 300 Teilnehmern der deutschen Mittelmeerfahrt dargebrachten Glückwünsche dankend zur Kenntnis zu nehmen geruht.

Der Kabinettsdirektor Schießl.

Nachmittags unternahm die Reisegesellschaft einen Ausflug in das nahe von Catania malerisch am Meeresufer gelegene Dorf Ognina mit unter der Lava bloßgelegten römischen Ruinen und einer Kirche und einem Turm aus der Staufenzeit.

Der Abend vereinigte einen großen Teil der Reisegesellschaft in den Räumen der oben erwähnten Bierhalle, wo es ein Konzert gab.

b) Ein Ausflug auf die Monti Rossi.

19. August.

In Syrakus hatten wir den Ätna von ferne gesehen, in Catania waren wir ihm ganz nahe, auf seinen Südabhang sollte uns unser heutiger Ausflug nach den Monti Rossi bringen.

Gegen acht Uhr morgens fuhren wir in Droschken vom Hafen von Catania ab. Bei der Piazza Gioeni verließen wir die Stadt. Dann ging es durch die lange Ätnastraße aufwärts, an der sich Landgut an Landgut reihte, deren Reihe von Zeit zu Zeit durch freundliche Dörfer unterbrochen wurde. Nach einer mehrstündigen Fahrt erreichten wir Nicolosi (698 Meter), den Ausgangspunkt für die Ätnabesteigung von Catania aus. Es ist ein Städtchen mit 3500 Einwohnern. Trotzdem es 1538 und 1669 völlig unter der glühenden Ätnalava begraben wurde, kehrten seine Bewohner immer wieder zurück und bauten auf der kaum erkalteten Lava eine neue Stadt. 1886 drohte ihm von neuem eine Zerstörung, da erstarrte wie durch ein Wunder der Feuerstrom 330 Meter vor den ersten Häusern.

Während die eine Hälfte der Reisegesellschaft im Albergo Liotta das Mittagessen einnahm, bestieg die andere die Monti Rossi. Der

Weg führte zuerst durch den stillen Ort, dann am Friedhof vorbei durch einen Garten. Von hier aus ging es auf etwas holperigen Wegen

219. Auf die Monte Rossi.

über Lavamassen auf die links gelegene Spitze der Monti Rossi hinauf. Oben angekommen, wurde man für die Mühe des Hinaufsteigens ent=

220. Abstieg von der Monte Rossi.

schädigt durch eine herrliche Aussicht auf Catania, das ferne Meer und den Ätna. Nach kurzer Rast stieg man wieder nach Nicolosi hinab und nahm das Mittagessen ein, während die andere Hälfte der

Gesellschaft auf die Monti Rossi hinaufstieg. Gegen zwei Uhr trat man die Rückfahrt nach Catania an, wo man nach vier Uhr ankam.

20. August.

Programmäßig hätte an diesem Tage eine Fahrt um den Ätna mit der Circumetneabahn stattfinden sollen, da aber die Bahnverwaltung zu hohe Preise forderte, stand man davon ab und bestimmte den Tag zu einem Ruhetag. Morgens wurde, da es Sonntag war, in der Schiffskapelle feierlicher Gottesdienst für die Katholiken gehalten, während Herr Pastor prim. Graf aus Kamenz i. Sa. im Salon evangelischen Gottesdienst hielt. Leider war es uns nicht möglich, eine Skizze seiner Predigt für das Gedenkbuch zu erhalten. Wie man den übrigen Teil des Ruhetages zubrachte, schildert Professor Kolb (Schwäbisch-Hall) folgendermaßen: Tagsüber gab man sich einem gemütlichen Schlendern hin, wanderte durch die Straßen und über die Plätze der Stadt, die man nun schon seit zwei Tagen etwas kennen gelernt hatte, oder machte es sich an Bord behaglich. Die Schauspiele, die man da hoch von der Schiffsbrüstung herab mühelos genießen konnte, waren doch gar zu unterhaltend und mannigfaltig; bald waren es die Obst- und Ansichtskartenverkäufer mit ihrer zähen Zudringlichkeit, bald ein Orgelmann mit seinem fahrbaren Pianino und einer zu seinen kreischenden Melodien tanzenden Donna, bald waren es balgende Ragazzi, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Einem kleineren Teile der Reisegesellschaft sollte es beschieden sein, in den letzten Nachmittagsstunden dieses Tages noch an einem andern würdigeren Schauspiel teilnehmen zu dürfen, einer Feier, in welcher sich religiöse und nationale Elemente in so eigentümlicher Weise mischten, und bei welcher besonders auch die Jugend in so frischer und zugleich anmutiger Art in den Vordergrund trat, daß unsere Teilnahme in hohem Grade angeregt wurde. Die Feier hatte den Zweck, die katechetische Unterweisung, welche in sämtlichen Pfarrkirchen der Stadt und in Privat-Katechismusschulen im Laufe des Jahres vorgenommen worden war, durch eine mit Vorträgen, Gesängen und anderen belebenden Elementen reichlich durchsetzte Prämienausteilung zu einem wirksamen Abschluß zu bringen. Sie fand im Domhofe statt, einem großen Vierecke, das im Westen von der mittleren und südlichen Domabside, die durch ihr düsteres Mauerwerk deutlich bekunden, daß sie die einzigen von Erdbeben verschonten Überreste des ersten Domes aus dem XI. Jahrhunderte bilden, begrenzt wurde, während die drei andern Seiten von den Flügeln des erzbischöflichen Palastes begrenzt wurden. Die statt-

lichste derselben, die südliche, zeigte in der Höhe des zweiten Stockwerkes einen Arkadengang, der mit seinen breit geöffneten Bogen auf den Platz herausah. Unterhalb dieser Arkaden war eine geräumige Tribüne angebracht, die sich an die Arkadenwand lehnte und eine Reihe von Ehrenstühlen trug. Auf ihnen hatte sich ein Teil des Domklerus bereits niedergelassen, während der stattlichste für den Kardinalerzbischof bestimmte noch leer war. An dem einen Ende der Tribüne war die Schar der Knaben aufgestellt, die unter Obhut und Führung ihrer Lehrer jetzt ihre Kenntnisse darlegen sollten, am anderen Ende der Tribüne führten einige Stufen empor, auf welchen sich diese Katechismusschüler zur Ablegung ihrer Prüfung hinaufbegeben sollten.

Endlich betrat, von lebhaften Willkommsbezeugungen der vielköpfigen Menge begrüßt, Seine Eminenz der Kardinal-Erzbischof Nava, eine würdige, freundliche Gestalt in den Fünfzigern, angetan mit seinem roten Kardinalsgewand, die Tribüne und ließ sich auf dem Ehrensitz nieder; neben ihm saß der betagte Weihbischof und eine Reihe jüngerer Domgeistlicher, unter welchen einer, mit einem Glöckchen bewaffnet, die besondere Aufgabe hatte, bei der katechistischen Prüfung — als Minos — des Richteramtes zu warten.

Die Feier begann mit einem Katechismuslied (inno popolare del Catechismo), gesungen zu einer jener einschmeichelnd süßen Weisen, wie sie als Eigentümlichkeit gerade der sizilianischen Musik bekannt sind. Hiebei wurde stets eine Strophe in Dur, die nächste in Moll gesungen. Nun bestieg ein junges Bürschchen die Bretter, um eine einleitende Rede zu halten, in welcher Anlaß und Bedeutung der Feier auseinandergesetzt und die Zuhörer eingeladen wurden, der Handlung mit wohlwollender Teilnahme anzuwohnen. Die Lebhaftigkeit, Gewandtheit und unbefangene Natürlichkeit, mit welcher der kleine Redner seine ziemlich lange Rede vortrug, leitete die ganze Feier aufs glücklichste in die rechte Bahn und Stimmung. Hierauf erhielten die Schüler einer Klasse ihre Preise: jeder wurde mit Namen aufgerufen, stieg die Stufen empor, verneigte sich, küßte seinem Oberhirten den Bischofsring und dem Weihbischof die Hand und nahm nun seinen Preis, bestehend in einem größeren Bild oder andern Gegenstand, in Empfang, um ihn drunten freudestrahlend den harrenden Angehörigen und Freunden zu zeigen.

Nach der Deklamation eines Gedichtes, das von der „Rückkehr zur Kirche" (ritorno alla Chiesa) handelte, folgte der dramatische Höhepunkt der Feier: die gara catechistica, das heißt der Katechismus-

Wettstreit, umfassend den ganzen Text des Diözesankatechismus.* Eine Schar von 12—15 Knaben im Alter von 11—14 Jahren betrat die Tribüne, wo sie in zwei Gruppen, rechts und links vom Kardinal, aufgestellt wurden. Und nun hub das Fragen und Antworten an. Nach der von einem Geistlichen gestellten Eingangsfrage hatte der erste Schüler die Antwort und sofort auch mit einer schnellen Wendung des Kopfes zum Nachbar hinüber die nächste Frage zu sagen; so auch weiterhin: jeder seine Antwort und die nächstfolgende Frage. Wie hurtig lief die Rede! Schlag auf Schlag! Und immer nach prompt absolvierter Antwort ein anmutiger Ruck des Köpfchens, um dem Nachbar die neue Frage sozusagen zuzuwerfen. Hier gab es keinerlei Nachhilfe und keinen Souffleur; alles und jedes mußte die kleine Schar aus eigenen Kräften leisten. Wenn aber irgend einer der jungen Streiter von seinem Gedächtnis im Stiche gelassen wurde oder sich einen derberen Fehler zu schulden kommen ließ, dann klang des Richters Glöcklein einmal, zweimal, und der Strauchler mußte ausscheiden aus dem Kreise der Wettstreiter und betrübt die Stufen hinabsteigen. — Ein Hauptstück um das andere wurde in eilendem, fast stets rascher werdendem Laufe vorgetragen; wie arbeiteten da die Zünglein und die Lippen, wie leuchteten die Augen, wie schienen alle Gliedmaßen an den kleinen Körpern zu dem wichtigen Zwecke zusammenhelfen zu wollen! Frage um Frage und Antwort um Antwort rollte ab, manchmal fast mit unheimlicher Geschwindigkeit. Aber auch die Reihen lichteten sich: immer öfter ertönte des Minos Glöcklein, und je länger der Wettstreit schon gedauert hatte, um so betrübteren Angesichts schlichen diejenigen davon, die in den letzten Stadien des Kampfes weggewiesen wurden. Endlich waren noch drei übrig: darunter ein kleines Bürschchen, mehr Kind als Knabe, mit weichem Gesichtchen, breit über die Schultern gelegtem Spitzenkrägchen und anmutig sanften Manieren, gewiß ein Liebling seiner Mutter, jedenfalls in Gunst bei der ganzen Zuhörerschaft. Wacker hatte sich der kleine Held gehalten im Kampf mit den älteren Genossen, aber endlich kam auch er zu Falle, — das Glöcklein klang, und mit schmerzlich verzogenem Gesichtchen und mühsam zurückgehal-

---

* Ein solcher Diözesankatechismus liegt mir vor; er hat gegen 40 Druckseiten und begreift in fünf Hauptstücken die Lehre vom Glauben, vom Gebet, von den Geboten, von den Sakramenten und von den drei christlichen Haupttugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe, Notizen, aus denen sich die Leser eine ungefähre Vorstellung bilden können sowohl von der Anlage dieses Büchleins als von der Gedächtnisarbeit, welche diese Schüler zu bewältigen hatten.

tenen Tränen wollte er sich zum Rückzug anschicken, als die beiden freundlichen Prälaten, von Mitleid ergriffen, das Kind an sich zogen, trösteten und auf einem Ehrenstühlchen in der Nähe Platz nehmen ließen, um es mit einem Nebenpreis zu bedenken. Der zweitletzte, ein älterer Junge, vermochte zwar seinen Schmerz noch eher zu bewältigen; wie nahe es ihm aber ging, so unmittelbar vor dem Ziel noch Schiffbruch gelitten zu haben, konnte auch er nicht verbergen. Endlich also war der eine, der Sieger im Streite, übrig. Mit einem Marsch, angestimmt von der in der nahen Loggia aufgestellten Musikkapelle, wurde er begrüßt, durfte auf einem Ehrensessel sitzen und erhielt seinen Preis: einen 100-Lireschein, befestigt an einer ihm umgelegten Schärpe.

Nun abermals einige Verse aus dem Katechismuslied, die Prämierung einer weiteren Schülerklasse, ein schmelzendes musikalisches Intermezzo, und jetzt folgte noch ein rhetorisches Dessert, wie es unentbehrlich ist für den an oratorische Glanzleistungen gewöhnten Südländer, — der wohl allein auch völlig imstande ist, dergleichen Leistungen nach allen ihren Feinheiten zu würdigen. Zwei Knaben, Livera Giuseppe und Pappalardo Giuseppe, im Alter von 13 bis 14 Jahren, betraten das Podium, keck und angriffslustig wie ein paar Fechter, um ein Streitgespräch („Dialog") zu halten über „Die wahre Wissenschaft". Von den Einzelheiten des Dialogs hat der Schreiber dieser Zeilen, der des Italienischen nur wenig mächtig ist, nicht viel verstanden. Vermutlich wurden die zwei Hauptrichtungen, die sich auf diesem Gebiete bekämpfen: die kirchlich-gläubige und die freisinnige, im Kampfe mit einander vorgeführt; welche von beiden *hier* den Sieg davontragen mußte, war von vornherein entschieden. Übrigens war es, zumal für den Fremden, kaum möglich, dem eigentlichen Inhalt des Streitgespräches große Aufmerksamkeit zu schenken, dagegen die Art und Weise, wie die Jungen loslegten, wie sie einander Gründe und Gegengründe zuschleuderten, wie sie ihre meist von Lachsalven des Publikums begleiteten Witze und satirischen Anspielungen gleich Knallerbsen einander zuwarfen und einer den andern mit Bonmots übertrumpfte, — all das war im höchsten Grade fesselnd und geradezu unnachahmlich: 13—14jährige Jungen! „*Diese* Beweglichkeit der Zunge *wenn wir hätten*," so mußte ich auf gut fränkisch unwillkürlich bei mir denken, „*diese* Geläufigkeit der Rede, *wenn unsern* Lehrern, Rednern, Advokaten zu Gebote stünde, *diese* Sicherheit des Gedächtnisses, Lebhaftigkeit der Deklamation und Gewandtheit der Aktion, *wenn unsre* Schüler ins Feld führen könnten —, dann würden wir unsre Wunder erleben! Als endlich, — so denkt sich's

wenigstens der Schreiber, — der böse Liberalismus, der die christliche Wissenschaft verwüstet, glücklich aufs Haupt geschlagen war und die beiden Dialogisten den verdienten Lohn eines brausenden Beifalls eingeheimst hatten, wurden wir noch mit einigen lebenden Bildern (quadri plastici) erfreut, die in einer der Arkadenloggien vorbereitet worden waren. Ein Vorhang geht auf, und man schaut die Szene eines Martyriums: eine rührende Jungfrauengestalt, kniend und ihren Hals dem Streiche des römischen Kriegsknechtes darbietend, der eben zum tötlichen Schlage ausholt.

Dann der Schlußgesang, während dessen die Menge sich verlor, in bewegten Gruppen die Eindrücke des Gesehenen und Gehörten unter einander austauschend.

Am Abend dieses Tages veranstalteten einige Damen der Gesellschaft (Frl. Adele und Lilly Ziehen, Frl. Geisler, Frl. Marcard, Frau Linck und Frau Nerlich) eine kleine Abendunterhaltung, durch humoristische Vorträge ausgefüllt, den „Abend der Zufriedenen". Die Damen deklamierten ein längeres Gedicht, das mit folgenden Versen begann:

Die Wüstenfahrt.

Es sprach einst des Apostels Wort:
Die Weiber sollen schweigen,
Und sich an dem Versammlungsort
Nicht ohne Kopftuch zeigen.

Will aber gegen das Verbot
Sich eine trotzig wehren,
Derselben soll erbarmungslos
Das Haar vom Haupt man scheeren.

Die Zeiten haben sich gewandt,
Ob schwarz, braun, grau, ob flachsen,
Wir führen selber unser Wort,
Wer laßt das Haar uns wachsen.

So wagten wir fünf kecke Fraun
Zur Wüste mit zu wandern.
Wir zogen unter Miller's Hut,
Die eine mit der andern.

Wir dachten: Wenn ein Löwe kommt,
Zum Fraß uns zu erspähen,
So wollen, wie's im Buche steht,
Wir scharf das Biest ansehen.

Jedoch der Löwe wagte nicht
Den Zornmut uns zu wecken,
Wir schauten rund umher — er blieb
Feig' hinterm Berge stecken.

Vom Samum hatten wir gelernt:
Legt rasch euch auf die Erde,
Daß ihr nicht stirbt im Wüstensand,
Und daß euch Rettung werde.

Klar war's, wo Miller uns geführt,
Kein Samum uns umtobte,
Wir hielten immer hoch den Kopf,
Jeder den Führer lobte.

„Fata morgana" rief es, „seht
Das Bild dort von 5 Hügeln!"
Wir sahen nicht, wir ließen uns
Kein Feentrugbild vorspiegeln.

Wir schauten an der Felsenwand
Nach stillen Palmenbaumen,
Davon nach Heinrich Heine's Wort
Die Dichtenbäume träumen.

Du armer, kalter Dichtenbaum
Steckst fest im nord'schen Eise,
Kein Konrad Miller sagt zu Dir:
„Komm, komm, zur Palmereise!"

Wir sahn verschleiert Islam's Traum
Scheu durch die Straßen schleichen,
Wir dürfen frei stets um uns schaun
Selbst unser Ziel erreichen.

Wie glücklich sind wir heutzutag
Daß ohn' Gefahr und Harme,
Wir reisen können durch die Welt,
Selbst mit zerbrochnem Arme.

Die Köpfe wackelnd, lernten laut
Braune Araberbuben
Ohne Methodik, Disciplin,
In fensterlosen Stuben.

Zwar Arthur Bonus sagt: So groß
Kein Jammer ist auf Erden,
Als wer, ein Opfer deutschen Wahn's,
Ein Gymnasiast muß werden.

Wir aber bleiben lieber treu
Deutscher Schulmeisterweise;
Die Wüstensöhne bringen's nie
Zu einer Meerfahrtreise.

In Timgad schaut' ein Römergeist
Mit Staunen und mit Grauen,
Wie jetzt die Steppe frei durchreist
Ein Trupp fünf leb'ger Frauen.

Und nun habt Dank, ihr Herren wert,
Daß ihr uns mitgenommen,
Wir Frauen wären ohne euch
Nach Biskra nie gekommen.

Es werden kommen, glaubt es mir,
Der Welt nicht schlimme Zeiten,
Wenn, stark im Lebenskampfe, wir
An eurer Seite schreiten.

Dann brennt, ob Rom, ob Griechenland
Die höchste Kunst erreichte,
In unserm Deutschen Vaterland
Der echten Liebe Leuchte.

G.

Herr Gepäckverwalter Säuerle trug ein Gedicht in schwäbischer Mundart vor, und Herr Wieland hielt einen kleinen humoristischen Vortrag. Nachdem Frl. Ziehen eine humoristische Vorlesung über Botanik gehalten hatte, wurde die Unterhaltung mit dem botanischen Liede, — wie Herr Säuerle sich ausdrückte, — „Sah ein Knab ein Röslein stehn", geschlossen. Vom Maste der „Etoile" leuchtete ein riesiger, aus Glühlampen bestehender Stern in die Nacht hinaus, und die Schiffsmannschaft brannte ein Feuerwerk ab.

c) Eine Besteigung des Ätna.

Für die im Programm vorgesehene Besteigung des Ätna hatten sich über achtzig Personen gemeldet, da aber in der oberen Hütte des Ätna, im Observatorio, nur 26 Personen übernachten können, mußten die Ätnabesteiger in drei Gruppen geteilt werden, von denen die erste am Morgen des 18. August in Catania abging, im Observatorium übernachtete und am 19. abends nach Catania zurückkam, die zweite am Freitag mittag von Catania abging, in Nicolosi übernachtete und Samstag abend nach Catania zurückkehrte, die dritte am Morgen des 19. August aufbrach, im Observatorium übernachtete und am 20. August

nach Catania zurückkehrte. Nachfolgende Beschreibung einer Ätnabesteigung entstammt der Feder des Herrn Pfarrer Donaubauer aus Königstein (Bayern).

Am Freitag, den 18. August, nachmittags um 4 Uhr fuhr die zweite Abteilung, zu der Schreiber dieser Zeilen gehörte, vom Hafen ab. Es waren 30 Personen, darunter 4 Damen. Langsam stieg der Weg, den unsere 7 oder 8 Landauer nahmen, durch die Straßen von Catania, durch Weinberge und einzelne Dörfer empor. Er war teilweise sehr staubig und auf beiden Seiten von mittelhohen, aus Lavabrocken aufgeführten Mauern eingesäumt. Hinter diesen Mauern breiteten sich Weinberge und Gärten mit Ölbäumen aus.

Nach 2½ Stunden erreichten wir Nicolosi, einen Ort mit 3400 Einwohnern, 691 Meter hoch, am Fuße der Monti Rossi gelegen, 14 Kilometer gegen Nordwesten von Catania entfernt.

Die Verpflegung im Albergo Liotta war gut. Während des Abendessens erzählte unser Gastwirt, daß im Frühjahr 1904 Kaiser Wilhelm bei seiner Ätnabesteigung bei ihm gewohnt habe. Er zeigte uns eine Brosche mit einem goldenen W und der deutschen Krone, welche seine älteste Tochter, die den Kaiser bedient hatte, zum Andenken erhalten hatte.

Frühzeitig gingen wir zu Bett resp. auf das Lager, das sich diejenigen, die kein Bett mehr erobert hatten, aus Matratzen und Decken selbst zusammen machten. Schon „alle due“, um „2 Uhr“, wurden wir geweckt. Bald war das Frühstück eingenommen, und um 3 Uhr bestiegen wir die Maultiere. Nur die vier Damen hatten Sättel, die Herren hatten Decken. Ein Herr stürzte schon gleich beim Aufsteigen auf das Pflaster und prellte sich etwas an der Hüfte. Aber trotzdem machte er den ganzen Ritt mit, was ihm natürlich große Schmerzen verursachte, da die verletzte Stelle immer mehr anschwoll.

Es war noch Nacht, — bleich schien die Scheibe des abnehmenden Mondes nieder; fast geisterhaft war die Karawane von 30 Reit- und mehreren Packtieren, die im Lichte des Mondes durch Nicolosi hinauszog, anzusehen.

Unser Weg führte zuerst gegen Westen um die Monti Rossi herum, die nachmittags von einem großen Teil der Reisegesellschaft bestiegen werden sollten. Dann ging es gegen Norden aufwärts, direkt gegen die Spitze des Berges zu. Ganz am Anfang war der Weg auf kurze Strecken mit holperigen Steinen gepflastert, dann führte er immer durch tiefe Asche. Rechts und links begleiteten uns lange Zeit um-

mauerte Weinberge, in denen sich trotz der sehr frühen Stunde schon Leute an der Arbeit befanden.

Rechts von uns befand sich ein riesiges Lavafeld, welches aus einer Höhe von 2000 Meter bis ganz in die Nähe von Nicolosi herabsteigt, 8 Kilometer lang und fast in der ganzen Länge mehrere Kilometer breit ist. Es erinnerte so recht an einen großen Gletscher, nur war die Farbe nicht weiß und grün, sondern kohlschwarz. Dieses Lavafeld besteht aus verschiedenen Lavaströmen, die sich teils neben, teils übereinander herabgeschoben haben. Die obersten Teile sind aus dem Jahre 1886 und 1892; die der Luft ausgesetzten Teile sind stark verwittert und gleichen wirr ineinander geschobenen Haufen von großen, schwarzen Steinen.

Als der Sonnenaufgang nahte, zeigten sich am blaßblauen Morgenhimmel zwischen leichten Wolkenschichten zwei breite, rosafarbene Streifen, die über die östlichen Kraterberge hoch am Himmel hinaufzogen. Dieser Vorgang erinnerte mich an Homers „Rododaktylos Heos", an die „rosenfingrige Heos".

Wir waren jetzt auf einer Höhe von ungefähr 1200 Metern angelangt, die Weinberge hatten aufgehört, wir durchritten eine Zone von Sträuchern und Obstbäumen. Es war sehr frisch hier oben, und es fror uns an Händen und Füßen, da dieselben keine Bewegung hatten. Freudig begrüßten wir daher die Sonne, welche uns ihre wärmenden Strahlen zusandte.

Gegen 7 Uhr kamen wir an eine 1871 Meter hoch gelegene kleine Hütte, die Casa Cantoniera, mit einer Zisterne. Hier machten wir Rast. Die Tiere wurden getränkt und gefüttert. Auch wir nahmen eine kleine Stärkung zu uns.

Nach einer halben Stunde Rast hieß es wieder Aufsitzen, und neu gestärkt ging es weiter, fast immer gerade aufwärts. Der Weg wurde allmählich etwas steiler und die Asche immer tiefer. Bald nach Verlassen des Halteplatzes, als wir einen wild zerrissenen Lavastrom durchquerten, begegnete uns die erste Abteilung, die bereits im Abstieg begriffen war. Der größere Teil von ihnen ging zu Fuß, da sie es leichter fanden, abwärts zu gehen als zu reiten, besonders ohne richtigen Sattel und ohne feste Steigbügel.

Die Vegetation wurde hier oben immer spärlicher. Um die Casa Cantoniera fanden sich nur mehr Disteln, weiter aufwärts kamen dann niedrige Pflanzenbüschel, die in Form und Farbe den Tamarisken in der Wüste nicht unähnlich waren. Auf einer Höhe von 2200 Meter endlich betraten wir die Reggione deserta. Das Laienauge würde die-

ſelbe als völlig vegetationslos bezeichnen. Man hat nichts vor ſich als ſchwarzbraune Aſche, die im Sonnenlichte faſt wie Samt ſchillert. Das geſchärfte Auge des Botonikers aber ſieht auch hier noch einige wenn auch kümmerliche Vegetation.

Rechts von uns zog ſich eine Bergkette hin, die Serra del

221. Ätna: Lagerplatz beim Aufſtieg.

Solfizio. Dieſe bildet den Südrand der „Valle del Bove“, zu der ſie gegen Norden ſenkrecht 600—1000 Meter abſtürzt. Die Valle del Bove iſt ein 5 Kilometer breiter Schlund, der gegen Oſten ſich öffnet und tief mit ſchwarzer Lava bedeckt iſt. Die Südweſtecke dieſes Tales,

222. Ätna: Vor der Caſa Ingleſe.

wo der Abfall am ſteilſten iſt, bildet wahrſcheinlich den Urkrater des Ätna.

Am Südfuße der Serra del Solfizio liegen die Schneegruben, in welchen im Winter der Ätnaſchnee geſammelt und zum Schutze gegen die Sonne mit Aſche bedeckt, im Sommer in den Gaſthäuſern zur Kühlung der Getränke benützt wird. Wir hatten bereits in Nikoloſi

davon bekommen und auch etwas weiter unten einige Männer gesehen, die eben damit beschäftigt waren, etwas von dem harten, grobkörnigen Schnee abzuhacken und zu Tal zu befördern.

Mit der Zeit waren die meisten unserer Maultiere sehr müde geworden, aber nicht weniger die meisten Reiter. So zogen es fast alle vor abzusteigen und die letzte halbe oder ganze Stunde vor dem Observatorium zu Fuß zurückzulegen.

Einem jungen Herrn benahm das Aufwärtsgehen in der tiefen Asche schon bald den Atem, so daß er es vorzog, sich wieder auf sein Reittier zu setzen.

Nach Überwindung eines letzten steilen Abhanges befanden wir uns an dem Osservatorio, welches auch Casa Etnea oder Casa Ingleſe genannt wird (2942 Meter hoch). Dasselbe ist unbewohnt, nur ungefähr alle 14 Tage kommt der Kustode, um die Registrierapparate zu kontrollieren.

Im Innern der infolge der durch alle Ritzen eindringenden Aschenteilchen einen schmutzigen Eindruck machenden Hütte sind 26 Betten untergebracht, und zwar je zwei übereinander. Die erste und dritte Abteilung der Ätnafahrer mußte hier übernachten, wir selbst waren froh, daß wir es nicht nötig hatten.

Nach unserer Ankunft wurden die Proviantsäcke ausgekramt und die riesigen zwei Weinflaschen, von denen wohl jede 25 Liter faßte, geöffnet. Nach eingenommener Mahlzeit ließen wir die Reste derselben im Hause zurück, sperrten das Haus ab und steckten den Schlüssel zu uns, weil die Treiber mit ihren Tieren an der Hütte zurückblieben.

Die noch folgenden 300 Meter Steigung mußten wegen der Steilheit des Weges zu Fuß gemacht werden. Nahe an der Hütte führte unser Pfad an einer 2—3 Meter breiten Bodenspalte vorüber, aus der heiße Dämpfe herausquollen. Dann schleppten wir unsere steifen Glieder den letzten steilen Hang hinauf. Es ging besonders schwer für diejenigen, die keine festen Schuhe hatten, da diese in der Asche nur schwer festen Fuß fassen konnten. Ein Stück unter dem Kraterrande hatten wir schon von der Hütte aus einen gelblich-weißen Streifen gesehen, den man für Schnee hätte halten können, wenn aus demselben nicht ständig weißer Rauch aufgestiegen wäre. Es waren teilweise sehr heiße Schwefelkrusten, die wir eilig passierten, da die von ihnen aufsteigenden Dämpfe einen entsetzlichen Gestank verbreiteten. Zudem kamen auch von oben herab mächtige Dampfwolken, die nicht minder nach Schwefel rochen. Man glaubte manchmal, ersticken

zu müssen. Aber trotz der Steifheit der Glieder, trotz Asche und Schwefel, trotz Rauch und Gestank war ein Teil unserer Gesellschaft in einer Stunde oben und nach einer weiteren halben Stunde folgten die andern nach. Es war ungefähr ½10 Uhr.

Wir standen nun an der Krateröffnung des gewaltigsten der europäischen Vulkane.

Anfangs konnten wir nur an einigen Stellen die schauerlichen Wände sehen, die in den furchtbaren Kessel hinunter stürzten, denn mächtige Rauchwolken stiegen überall empor und hüllten auch uns

223. Ätna: Monte Silvestri.

oft gänzlich ein. Der Schwefelgeruch entlockte den einen ein heftiges Niesen, den andern starkes Husten.

Nach einiger Zeit drehte sich der Wind, und der Rauch ließ immer mehr nach, zuletzt stieg derselbe nur mehr in einer Menge von kleineren Rauchsäulen aus der Mitte und aus den Wänden empor. Es war wie das Rauchen der Trümmer eines niedergebrannten Hauses.

Jetzt hatten wir einen Überblick über den gesamten riesigen Kraterkessel.

Die Gestalt des Kraters ändert sich fortwährend. Seine Höhe betrug im Jahre 1868 3313 Meter und hat sich, wie eine militärische Messung ergab, bis zum Jahre 1897 auf 3274 Meter erniedrigt. Nach dem letzten großen Ausbruche des Jahres 1899 ergaben die Messungen 3279 Meter.

Nach Bädecker ist der Krater bald ein einziger großer Schlund von 3—5 Kilometer Umfang, bald durch eine Wand in zwei Teile, einem rauchenden und einem nicht rauchenden, geschieden.

Gegenwärtig ist es nur ein Kessel, fast kreisrund mit einem Umfang von 2—3 Kilometer. Im Norden und Süden zeigten sich allerdings Ansätze von einer Scheidewand, die ihn früher in zwei Teile geschieden haben mag. Die Tiefe der Krateröffnung mag 200—300 Meter betragen. Unsere Führer warfen Steinblöcke hinunter, die beim Auffallen einen dumpfdröhnenden Krach verursachten, dessen Echo an den steilen Kraterwänden widerhallte.

Die Aussicht in die Ferne war verdeckt durch Wolken. Nach ungefähr einer Stunde Aufenthalt ging es wieder zurück zur Casa Etnea. Dort verzehrten wir noch die Reste unserer Mahlzeit, ausgenommen Brot und Wein, die in solcher Menge vorhanden waren, daß wir auch den Führern und Treibern reichlich davon mitteilen konnten. Hierauf bestiegen wir unsere Reittiere. Viele zogen es vor, den Weg abwärts ganz oder teilweise zu Fuß zu machen, denn war das Reiten für die in dieser Kunst nicht Bewanderten schon sehr anstrengend beim Aufstieg, so war dies noch mehr der Fall beim Abwärtsreiten, besonders da die Herren keine richtigen Sättel und Steigbügel hatten. Ein Fräulein hatte ein junges, schneidiges Tier, das stets bei seinem Stallgenossen sein wollte. Als es einmal aus Versehen von demselben getrennt war, sprang es in eiligen Sätzen nach und warf seine holde Bürde ab. Zum Glück war der Sattel so schlecht, daß ein Stück von demselben samt einem Steigbügel abriß; sonst wäre es der schneidigen Reiterin, die mit dem bloßen Schrecken davonkam, wohl schlimmer ergangen.

Während unseres Abmarsches von der Hütte hatten sich gegen Süden die Wolken gehoben und gewährten einen herrlichen Ausblick tief hinab über die breiten Hänge des Ätna und weit hinaus über Land und Meer. Es war, als hätte sich ein Vorhang gehoben und zeigte uns in prachtvoller, eigentümlicher Beleuchtung eine riesige Szenerie. Von unten her, beim Aufstieg, waren uns die vielen hohen Seitenkrater wie ein ganz kompliziertes Gebirgssystem erschienen, von hier oben zeigte es sich, daß es nur Seitenauswüchse der Ätnahänge waren, die sich in riesigen Dimensionen langsam abwärts senkten. In fast verschwindender Tiefe und Entfernung zeigten sich die Monti Rossi, die uns Nicolosi verdeckte. Aus mancher Brust entrang sich da wohl der leise Seufzer: „O wären wir schon dort unten!“ Bis dahin freilich hatte es noch gute Weile, über 4 Stunden hatten wir noch zu laufen oder zu reiten.

In der letzten Stunde vor Nicolosi, wo der Weg streckenweise mit holperigen Steinen gepflastert ist, stürzten einige von unseren ermüdeten Maultieren, wobei einem Herrn die Hand und einem andern der Fuß leicht geprellt wurde.

Kurz vor Nicolosi begegnete uns die dritte Abteilung. Dieselbe kam erst um ½10 Uhr in der oberen Hütte an, wo es nachts sehr kalt war. Am andern Morgen, als sie den Krater bestiegen, schneite es dort oben, und der Einblick in den Krater selbst war durch die dicken aufsteigenden Rauchwolken fast völlig verdeckt. Unten in Catania dagegen war an diesem Morgen das herrlichste Wetter.

Es war nachmittags gegen 5 Uhr, als wir in Nicolosi einritten, furchtbar müde, einige fast erschöpft von dem zehnstündigen Marsch und Ritt. Wir wuschen uns, so gut es ging, den Staub aus Gesicht und Händen und lagen und saßen dann bald je nach Gelegenheit auf den Matratzen und Sofas des Gasthauses umher, um das Abendessen abzuwarten.

Ein Herr nahm sich in liebenswürdiger Weise des gleich am Anfang Verunglückten an, der nun nach dem langen Ritte kaum mehr stehen konnte, und fuhr mit ihm, ohne das Abendessen abzuwarten, sogleich nach Catania hinab.

Um 7 Uhr war die einfache, aber gute Abendmahlzeit vorüber, halb schlafend und halb wachend saßen wir dann in den Wagen, die uns um ½9 Uhr nach Catania und an unser Schiff brachten. Dort konnten die müden Glieder bald ausruhen von den Anstrengungen des Tages in erquickender Nachtruhe.

Die Müdigkeit freilich wird manchem noch einige Tage in den Beinen gesessen sein; aber sicher hat es keiner bereut, diese großartige und hochinteressante Tour mitgemacht zu haben.

7) Taormina.

21. August.

Taormina, der vielgerühmte sogen. Glanzpunkt Siziliens: er war erreicht. Die „Etoile" lag vor Giardini, dem Hafenplatze von Taormina, vor Anker. Voll Entzücken sah alles zu dem steilen, beinahe vegetationslosen Felsen hinüber, welcher die drei Orte Giardini, Taormina und Mola trägt. Nach langen, hartnäckigen Verhandlungen mit den Bootsleuten wurden wir endlich an das Land gebracht und kletterten auf steilen Felspfaden nach Taormina hinauf, wenn wir es nicht vorzogen,

einen amMeeresufer ſtehenden Wagen zu beſteigen oder unſere Knochen einem ſizilianiſchen Caretto anzuvertrauen und uns über einen ſerpentinenartig gewundenen Fahrweg hinaufführen zu laſſen.

Joniſche Schiffer gründeten i. J. 735 v. Chr. die erſte griechiſche Kolonie auf Sizilien und nannten ſie Naxos zur Erinnerung an ihre Heimat. Naxos blühte auf, doch bald ward es von ſyrakuſaniſchen Griechen in brudermörderiſchem Kampfe zerſtört. Nun kehrten die Sikuler, die alten Bewohner des Landes, welche bei der Gründung der Stadt von den Griechen vertrieben worden waren, in ihre alten Wohnſitze zurück und gründeten auf dem das zerſtörte Naxos beherrſchenden Berge eine neue Stadt: Tauromenium. Doch als ſie ſich in den immer-

224. Giardini, Taormina und Mola.

währenden Kämpfen der Griechen gegen die Karthager letzteren anſchloſſen zog Dionyſios, der Tyrann von Syrakus, vor Tauromenium, eroberte es 392 und gab es Söldnern zum Wohnſitz. 358 jedoch vereinigte Andramachos, der Vater des hier geborenen Geſchichtsſchreibers Timäus, die Überreſte der einſtigen griechiſchen Bevölkerung von Naxos und ſiedelte ſie in Tauromenium an. Unter der Griechenherrſchaft ſchwang ſich Tauromenium zu Macht und Größe auf. Der ganze Berg wurde in das Gebiet der ſich immer weiter ausdehnenden Großſtadt gezogen. Als eine römiſche Invaſion drohte, riefen Griechen und Karthager den König Pyrrhus zu Hilfe. Hier in Tauromenium landete dieſer und von hier aus bereitete er ſeine Römerzüge vor. Im Frieden zwiſchen Hiero II. von Syrakus und den Römern kam es an Syrakus und erfreute ſich einer verhältnismäßigen Ruhe. In den Sklavenkriegen ſowie in den Kämpfen zwiſchen Oktavian und Sextus Pompeius mußte es vieles erdulden; doch noch zu Strabos Zeiten

war es eine bedeutende Stadt. Im frühen Mittelalter teilte es das Schicksal der übrigen sizilianischen Städte, wechselte oft seinen Herrn und verfiel immer mehr. Doch konnte es infolge seiner festen Lage längere Zeit dem Anprall der Sarazenen widerstehen, endlich aber wurde es vom Emir Hassan e Muez 962 eingenommen. Derselbe legte eine arabische Kolonie hier an und nannte die Stadt Muezzijah. Die Normannen eroberten sie 1078, und Frieden und Wohlhabenheit zogen wieder in ihre Mauern ein. 1676 war sie für kurze Zeit im Besitze Frankreichs, und 1849 spielten sich hier Kämpfe zwischen Soldaten der Bourbonen und den Revolutionären ab.

225. Taormina-Theater: Bühne mit Rückwand.

Heute ist Taormina ein Landstädtchen mit zirka 4100 Einwohnern, welches von einem alten Kastell beherrscht wird.

Auf der Höhe von Taormina angekommen, lenkten wir unsere Schritte sofort zur Hauptsehenswürdigkeit von Taormina, dem griechischen Theater. Am Hotel Timeo vorüber, welches die Familie des Deutschen Kaisers während ihres Aufenthaltes in Taormina bewohnte, kamen wir zu seinem Eingang, allwo ein Cerberus uns in mürrischer Laune empfing, nämlich der Kustode, der uns am liebsten den Eintritt in das Theater verwehrt hätte, warum, konnten wir nicht ergründen.

Das Theater ist griechischen Ursprungs, wurde aber von den Römern in der jetzigen Gestalt errichtet. Nach einer Inschrift hinter

der Bühne ward das Theater von den Sarazenen zerstört. Was der Zerstörung durch die Sarazenen entging, entführte der Herzog di S. Stefano, welcher mit den Marmorornamenten seinen Palast dekorierte. 1748 wurde es notdürftig wieder hergestellt.

Die aus römischer Zeit stammende Bühne ist sehr gut erhalten. In ihrer zweistöckigen Rückwand befinden sich die drei Türen, durch welche die Schauspieler die Bühne betraten. Zwischen denselben waren je drei Nischen und auf beiden Seiten je eine Nische mit Statuen angebracht und von korinthischen Säulen flankiert. Hinter der Bühne sind zwei Säulengänge, welche zum Proszenium, der Orchestra und den Senatorenlogen führten. Unter der Bühne verläuft ein gewölbter Abzugskanal für Wasser; eine in der Mitte des Proszeniums befindliche Grube scheint anzudeuten, daß das Theater einst wohl auch als Arena zu Gladiatoren- und Tierkämpfen diente. An das Bühnengebäude schließen sich große zweigeschossige Seitengebäude an, welche in ihren unteren Kammern noch die alte Stuckbekleidung der Wände zeigen. Diese Gebäude dienten als Aufbewahrungsort für die Theaterrequisiten und als Garderobe für die Schauspieler.

Der Zuschauerraum ist mit seinen staffelförmigen Sitzen aus dem Felsen herausgehauen. Sein Durchmesser beträgt 109 Meter, der der Orchestra 35 Meter. Acht Vomitorien (Zugänge zu den Sitzreihen) teilten ihn in neun Teile (Cunei). Oberhalb des Zuschauerraums befinden sich 36 Nischen. Man nimmt an, daß in denselben Schallgefäße standen, um die Worte der Schauspieler auch in die entferntesten Teile des Theaters zu leiten; doch ist die Akustik des Gebäudes auch jetzt noch so vorzüglich, daß diese Schallgefäße überflüssig wären.

Um uns von der Akustik des Gebäudes zu überzeugen, hielt ein Reisegenosse unten an der Stelle der alten Bühne eine Vorlesung aus dem unvermeidlichen Bädecker, und obzwar er ziemlich leise sprach, konnte man doch hoch oben auf der Spitze des Zuschauerraumes an der entgegengesetzten Seite des Theaters ganz genau jedes Wort seiner Vorlesung verstehen. Ein kurzes Trompetensolo von Herrn Pfarrer F. J. Kolmsperger schallte weit hinaus und erweckte an den umliegenden Felswänden Molas ein hundertfaltiges Echo.

Neben dem äußeren östlichen Portikus sieht man noch die Grundmauern und den Mosaikfußboden eines kleinen Tempels; die Griechen pflegten nämlich stets einen Tempel des Bacchus, des Erfinders der Theater, neben ihren Theatern zu errichten.

Hoch oben auf der Spitze des Berges, auf welchem das Theater steht, befindet sich das Haus des Kustoden, ein kleines Museum von

im Theater gefundenen Altertümern. Wir sahen einen Bacchustorso, einen Apollokopf, Inschriften, Mosaikfragmente, einen Sarkophag usw. Vor dem Hause hatten wir eine Aussicht, welche man die herrlichste von ganz Italien genannt hat. Zu unseren Füßen ruhte die azurne See, eine fast tropische Vegetation umrahmte malerisch in Felsschluchten geflüchtete oder trotzig von Felsgraten über das Meer hinblickende Städte und Dörfer. Im Hintergrunde sahen wir im Glanze der Sonne rosig leuchtende Berge sich vom ewig blauen Himmel abheben, aus deren Kreise der Ätna wie ein König aus dem Kreise seiner Getreuen

226. Taormina vom Theater aus.

emporragte und sein eisgraues Haupt zu einer silberfarbenen Wolke emporhob.

Als wir das Theater verließen und der Kustode ein reichliches Trinkgeld in seiner Hand fühlte, da änderte sich sein unfreundliches Wesen plötzlich und mit der größten Liebenswürdigkeit führte er uns zu einem Wärterhäuschen am Eingange des Theaters, in welchem ein Fremdenbuch auflag. Voll Stolz zeigte er uns die Seiten, auf welchen die Unterschriften des Kaisers Wilhelm II. und der deutschen Prinzen sich befanden und erzählte mit tiefem Bedauern, daß es ihm trotz öfteren Bemühungen nicht gelungen sei, die Unterschrift der deutschen Kaiserin zu bekommen.

Auf dem Wege vom Theater zur Stadt kamen wir auf der Piazza Vittorio Emanuele zum Palazza Corvaja, einem alten Normannenschloß, das seinen mittelalterlichen Charakter gewahrt hat.

Zinnen krönen das Dach, das untere Stockwerk besteht aus einer Mauer, in die nur spärliche Öffnungen gebrochen sind; ein schön gezeichneter Sims läuft unter dem ersten Stockwerk hin, darüber öffnen sich breite gotische Fenster. Im interessanten Hof befindet sich an der Treppe ein Relief aus dem XIV. Jahrhundert, welches die Schöpfung Evas, den Sündenfall und Adam und Eva, grabend und spinnend, darstellt. Neben dem Palaste befindet sich eine kleine Kirche (S. Caterina) mit einer zierlichen Barockfassade. Ihr Küster geleitete uns durch das ziemlich verwahrloste Innere der Kirche zu einem 1894 ausgegrabenen römischen Rundbau, welcher ein kleines römisches Theater oder ein Gymnasium gewesen sein mag.

Vom Korso bogen wir links in die Strada Naumachia ein; an derselben, im Giardino del Capitolo, sahen wir ein Gebäude mit neunzehn Nischen, einen Wasserbehälter aus römischer Zeit; man nannte das Gebäude Naumachia, weil man annahm, die Römer hätten hier Seegefechte abgehalten.

Zurückgekehrt auf den Korso, kamen wir zum Dome, dessen Äußeres und mehr dessen Inneres wie S. Caterina und die anderen Kirchen Taorminas den Eindruck großer Verwahrlosung macht. Er wurde 1330 erbaut und dem hl. Nikolaus geweiht, hat Kreuzesform und eine achteckige Kuppel. Sein Inneres ist mit Marmor, wie er in der Nähe gefunden wird, bekleidet. Rechts vom Hauptaltar befindet sich eine Madonna aus dem XV. Jahrhundert von einem unbekannten Autor. Das gotische Marmorportal des Seiteneinganges stammt aus dem XIV. Jahrhundert. Vor dem Haupteingange des Domes steht ein Monumentalbrunnen; nördlich von demselben führte uns eine Straße zur Villa Zuccaro mit den äußerst malerischen gotischen Klosterruinen der Badia Vecchia. Links vom Dombrunnen geht ein Weg zum schöngelegenen ehemaligen Dominikanerkloster. Dasselbe ist längst seinem Zweck entfremdet, von weitem schon kündet ein riesiges Schild dem friedsamen Wanderer an, daß sich in seinen Räumen das Hotel S. Domenico eingenistet habe; nur die Kirche und die Sakristei mit aus Olivenholz geschnitzten Stühlen und Pulten dienen noch religiösen Zwecken.

In der Nähe des Korso sahen wir auch den gotischen Palast S. Stefano mit einem von einer Granitsäule getragenen Badegewölbe, welchen sein Besitzer aus Trümmern des griechischen Theaters aufbaute.

Wer sich die Mühe nahm, das Kastell Taorminas zu besuchen, konnte von seiner Höhe aus den Platz übersehen, auf welchem Theokles

735 Naxos, die älteste griechische Kolonie, auf Sizilien zwischen der Mündung des Flusses Alkantara und dem Meerbusen von Giardini gründete. Das herumschweifende Auge, welches etwa ein Ruinenfeld von Naxos suchte, ward enttäuscht, denn ein neues Geschlecht hat Zitronenfelder angelegt, wohl um einen etwaigen Leichengeruch, welcher dem Totenfelde der alten Kulturstätte entströmen könnte, durch den würzigen Duft der Blüten und Früchte der Zitronenbäume zu vertreiben. Auf dem Wege nach Mola konnten wir nahe an der Porta Messina von Taormina ein antikes Columbarium und eine kleine Brunnenstube sehen, deren Eisentüre durch einen kauernden Pluto verziert ist.

Mola selbst, 635 Meter über dem Meere gelegen, welches außer einer schönen Aussicht vom Kastell und einigen Felsengräbern aus vorgriechischer Zeit nichts Sehenswertes bietet, wurde wegen der Kürze der Zeit, die uns für den Besuch des taorminischen Berges zur Verfügung stand, wohl von keinem Reisegenossen erstiegen.

Nachdem wir so die Sehenswürdigkeiten Taorminas besucht, nahmen wir in einer der zahlreichen Weinschenken eine Erfrischung, dann beeilten wir uns, wieder aus den luftigen Höhen Taorminas zum Meeresstrande zu kommen, da unser Schiff bald von Giardini abfahren sollte, um zu einer Stunde in Messina zu sein, die uns gestatten würde, die Stadt noch zu besuchen.

Vor unserm Abstieg nach Giardini wurde ein Huldigungstelegramm an Ihre Majestät die deutsche Kaiserin abgesandt.

9) Messina.

Die Fahrt von Taormina nach Messina war eine der schönsten unserer Reise.

Der erste Ort am Meere, den wir sahen, war Letojami, dann ging es um das Kap S. Alessio herum, welches von einem verlassenen Kastelle gekrönt war. Landeinwärts lag auf einer Anhöhe die Stadt Forza. Dann folgten Baracca, S. Teresa di Riva, Fulci und landeinwärts auf einem Berge Roccalumera. Bei Nizza di Sicilia (S. Fernando) sahen wir die Trümmer des Schlosses des Fürsten Alcontres. In den nahen Wäldern des Fiume Nisi holte sich Heinrich VI. den Tod. In Marina d'Alì sahen wir den Anlegeplatz des Schwefelbades Alì, welches nicht vom Meere bespült wird. Nach Guidomandri sahen wir Scaletta-Zanglea mit dem malerisch gelegenen Kastelle, den Sitz

der Familie Ruffo, der Fürsten von Zanglea. Bei Giampilieri winkten von einer landeinwärts gelegenen steilen Höhe die Gebäude des Klosters San Placido zu uns herüber. Von jetzt an wurden die Ortschaften, welche an unsern Augen vorüberzogen, immer zahlreicher, als Vorboten einer größeren Stadt. Die peloritanischen Berge, welche uns seit geraumer Zeit begleiteten, und an deren Fuß sich zahlreiche Ortschaften schmiegten, traten immer näher an die Küste heran, während Galati, Tremestieri, Contessa näher am Meere lagen. Gegen 4 Uhr nachmittags kamen wir vor Messina an.

Der Ursprung der Stadt fällt ins hohe Altertum. Thukydides gibt als Gründer Seeräuber von Cumae in Kampanien an. Diese in Verbindung mit Chalkidikern unter Perieres und Krataimenos legten die Stadt im Jahre 730 an der Stelle einer Sikelerstadt an, welche die Einwohner Zankle, d. h. Sichel, nach der sichelförmigen Hafenzunge nannten. Von messineser Flüchtlingen erhielt sie später den Namen Messana. In die Kämpfe der sizilischen Städte verwickelt, verband sie sich zuerst mit Syrakus' Feinden, später schloß sie sich diesem an. 396 v. Chr. eroberte Himilko die Stadt und zerstörte sie gänzlich. Dionysius baute sie wieder auf. Syrakusanische Söldnerscharen bemächtigten sich der Stadt und suchten sich hier zu behaupten. Sie riefen gegen die Karthager die Römer zu Hilfe und gaben damit den Anlaß zum ersten punischen Krieg. Im Jahre 264 kam sie durch Appius Claudius an Rom und verblieb von da an eine römische Stadt. Geschätzt waren bei den üppigen Römern die Fische der Meerenge und der sogenannte Mamertinerwein. Nach mannigfachen Schicksalen kam sie 843 an die Sarazenen, welchen sie aber die Normannen bald entrissen. Die Kreuzzüge, welche wenigstens zum Teil Sizilien berührten, bewirkten ihr rasches Emporblühen. Nach der sizilianischen Vesper wurde sie von Karl von Anjou vergeblich belagert. Innere Streitigkeiten führten am Ende des 17. Jahrhunderts ihren Verfall herbei. Für kurze Zeit (1673) war sie sogar in der Gewalt der Franzosen. Furchtbare Krankheiten (1740 die Pest) sowie das Erdbeben von 1783 verhinderten einen neuen Aufschwung. Erst seit neuerer Zeit kommt sie wieder empor. Heute ist sie nach Palermo die bedeutendste Stadt Siziliens, Hauptstadt einer Provinz, Sitz eines Erzbischofs, eines Appellgerichtshofes und einer Universität und hat 90000 (als Gemeinde 150000) Einwohner.

Herrlich lag es vor uns zwischen dem Meere und den letzten Ausläufern der peloritischen Berge, welche zwei alte, halbzerfallene spanische Kastelle, das Forte Castellaccio und das Forte Gonzago krönten.

Lange Zeit währte es, ehe wir an seinem hinter einer weit ins Meer hinausgreifenden sichelförmigen Landzunge wohl geborgenen, 80 Meter tiefen, von einer zinnengekrönten Zitadelle im Norden und dem Forte S. Salvatore im Süden verteidigten Hafen anlegen konnten, da wir die Landzunge, welche ihn gegen das Meer abschließt, umfahren mußten. Während unser Schiff in den Hafen einfuhr, hatten wir Gelegenheit, den Kai von Messina, wohl einen der großartigsten der Welt, zu bewundern. Eine Reihe von den herrlichsten, säulengetragenen Palästen in Spätrenaissance wechselten mit Statuen und Brunnen und bildeten

227. Messina: Panorama mit Blick auf Kalabrien.

eine Straße, wie sie nur der prachtliebendste Despot ersinnen konnte. Was Karl Emanuel von Savoyen 1662 begonnen, warf das Erdbeben 1783 nieder, doch ungebeugten Mutes gab die Regierung Befehl zum Wiederaufbau. Und sind auch die Paläste nicht über das zweite Stockwerk gediehen, so wird man doch einst, wenn sie in ununterbrochener Reihe dastehen werden, den Kai von Messina als achtes Weltwunder preisen. Parallel mit dem Kai, welcher den Namen Corso Vittorio Emanuele führt, läuft die Via Garibaldi, dann weiter im Innern die Via Cavour und endlich als vierte Parallelstraße die Via dei Monasteri, was der Bauart der Stadt eine große Regelmäßigkeit verleiht. Diese Regelmäßigkeit der Bauart, sowie der Handel und ihre schöne Lage sind aber auch fast das einzige, was Messina besitzt; denn es hat weder Kunstwerke noch Altertümer. Ein widriges Geschick hat es näm-

lich meisterhaft verstanden, sich der räuberischen Hand der Menschen und der zerstörenden Gewalt der Naturkräfte zu bedienen, um Messina alles dessen zu berauben, was frühere Zeiten der Blüte an Kunstwerken und edlen Bauten hinterlassen.

Nachdem wir ans Land gestiegen, besuchten wir als erste Sehenswürdigkeit Messinas seinen Dom. Derselbe blickt auf ein Alter von über 800 Jahren zurück. 1098 wurde er begonnen und unter Roger II. vollendet. Ein widrig Geschick scheint über demselben zu walten. Bereits 1254 brannte er nieder, als man dem Leichnam Konrads IV.,

228. Messina: Die Kathedrale mit dem Brunnen des Montorsoli.

Friedrichs II. Sohne, die letzten Ehren erwies. 1559 ereilte den Glockenturm ein ähnliches Schicksal. 1689 wurde das Innere modernisiert, die Spitzbogen wurden in Rundbogen verwandelt und die Wände mit Stuck verziert. Und als wollte die Natur selbst die Verwandlung des altehrwürdigen Normannengotteshauses in einen Barocktempel rächen, warf das Erdbeben von 1783 den Turm samt dem Querschiffe nieder, so daß vom alten Bau außer der zierlichen gotischen Marmorfassade wenig erhalten ist, um so mehr, als auch der Chor mit seinen zwei Türmen 1865 ganz erneuert wurde. Die Zeit für den Besuch des Dominnern war ungünstig gewählt, da der Chor mit den alten Mosaiken aus der Normannenzeit ganz von Gerüsten angefüllt war, so zwar, daß von Mosaiken nichts zu sehen war. Der marmorne Hochaltar ist prächtig mit Blumen und Figuren aus Lapislazuli, Achat und Chal-

cedon eingelegt und kostete beinahe 4 Millionen Lire. In einem Schranke in der Nähe desselben wird der sogenannte Brief der Madonna aufbewahrt. Als der Apostel Paulus im Jahre 42 seine Reise nach Rom antrat, soll ihm Maria einen Brief an die Bürgerschaft Messinas mitgegeben haben. Der Brief verbrannte zwar 1254 mit der Leiche Konrads IV. Doch sollen zwei authentische Abschriften vorhanden sein. Der Sarg rechts vom Hochaltar ist der Erinnerung Kaiser Konrads IV. gewidmet, dessen Gebeine mit dem Dome ver-

229. Messina: Korso Vittorio Emanuele mit dem Neptun-Brunnen und dem Stadthaus.

brannten; zur Linken ruht Alfons der Großmütige, gestorben 1458, hinten im Chor ruht die Königin Antonia, die Witwe Friedrichs III. von Aragonien. Die Chorstühle sind von Giorgio Veneziano (1540). Links neben der Orgel sind zwei Tafeln mit den Stadtprivilegien von Heinrich VI. Die 26 rauchgeschwärzten Granitsäulen mit byzantinischen Kapitälen, welche die Decke des Mittelschiffes tragen, sollen aus dem Neptuntempel von Faro stammen. Ein Weihwasserbecken der Kirche neben ihrem linken Seiteneingange hat einen antiken Fuß mit einer griechischen Inschrift. Die reich mit Reliefs verzierte Marmorkanzel stammt aus dem Jahre 1572. In einem engen, neben dem Seitenschiff des Domes liegenden Gemach wird der Domschatz aufbewahrt, welcher reich ist an Goldschmiedearbeiten des XV. Jahrhunderts und

Juwelen. Vor dem Dome sahen wir einen schönen Brunnen aus weißem Marmor, welchen Fra Giovanni Angelo Montorsoli von Florenz, ein Schüler Michelangelos, geschaffen.

Vom Dome aus unternahmen wir eine Rundfahrt durch die Stadt. Vorbei an der Normannenkirche S. Annunziata dei Catalani mit antiken Säulen, vorbei an der 1548 von Jesuiten gegründeten Universität mit einer Bibliothek von 35 000 Bänden und 778 Handschriften und einer naturwissenschaftlichen Sammlung fuhren wir zum Corso Vittorio Emanule genannten Kai von Messina und kamen bis zum Giardino a Mare am Nordende des Kai, in welchem ein Denkmal zu Ehren der nach tapferer Gegenwehr in der Schlacht bei Adna gefallenen sizilianischen Soldaten steht. In der Mitte des Kai besahen wir uns den Palazzo del Municipio (das Stadthaus) mit dem hart am Meere liegenden Neptunbrunnen von Montorsoli, welchen eine Kolossalstatue Neptuns zwischen den Statuen der Scylla und der Charybdis ziert.

Die Abendstunden verbrachten die Mehrzahl der Reisenden in den zahlreichen Restaurants der Stadt, bis die allzuspäte Stunde alle wieder an Bord der „Etoile" trieb, welche gegen Mitternacht Messina verließ und an Charybdis und Scylla vorüber den liparischen Inseln zusteuerte.

230. Die „Etoile" vor Minorka.
Spanisches Kriegsschiff im Hintergrund.

VI. In Unteritalien.

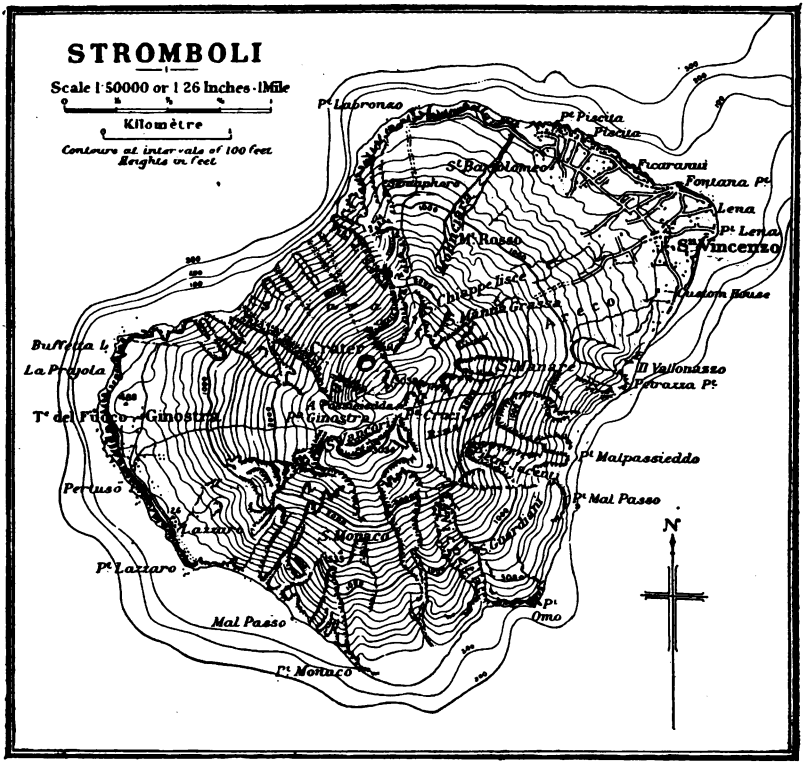
1) Ein Tag auf Stromboli.

22. Auguſt.

Als wir an dieſem Tage das Schiffsdeck betraten, hatten wir einen einſam aus dem Meere aufſteigenden zweigipfeligen hohen Bergkegel vor uns, den Vulkan Stromboli. An ſeinem Fuße umgaben zahlreiche weiße Häuschen, welche die Contrada von S. Vincenzo (2000 Einw.) bilden, eine Kuppelkirche. Ein friſches Grün ſtieg von den Häuſern bis zur halben Höhe des Berges empor, deſſen Spitze eine leichte Rauchwolke entſtrömte.

Stromboli gehört zu den Liparischen Inſeln, die ſämtlich vulkaniſcher Natur ſind, aber ihre Tätigkeit meiſt eingeſtellt haben. Die Inſel iſt rund wie ein ſäuberlich abgedrehter Kegel (griechiſch Strongyle, rundgedreht, daher Stromboli), hat 12 Quadrat-Kilometer Fläche und galt in den Zeiten des klaſſiſchen Altertums als Reſidenz des Windgottes Aeolus, weil der vom Krater aufſteigende Rauch nach den verſchiedenen Richtungen, die er einſchlug, als Wetterprophet dienen konnte. Im Mittelalter ging die Sage, hier ſei der Ort, wo Karl Martells Seele hingebannt ſei. Die Höhe des Berges beträgt 926 Meter. Unſer Schiff lag ziemlich fern vom Ufer vor Anker, und die Paſſagieer mußten wieder „ausgebootet“ werden. Dieſes Geſchäft, das ſonſt durch das zähe Feilſchen der Bootsführer um möglichſt hohen Preis und durch allerlei Übervorteilungskünſte für unſere Direktoren meiſt zu einer recht bitteren Aufgabe gemacht wurde, ging hier raſch und glatt vonſtatten, denn die Geiſtlichen von Stromboli waren herübergekommen und hatten ihre Bootsführer mit den nötigen Inſtruktionen verſehen; ſo wickelte ſich die Sache ohne alle Schwierigkeit ab.

Mit einem tüchtigen Sprung waren wir von den Booten, die nicht ganz bis ans Ufer gelangen konnten, auf dem weichen Sand, und nun ging's über Lava, — lauter Lava den Berg hinan: anfangs über pulverdünn zerriebene am Strand, dann kieselartig abgerundete, endlich das zackige, scharfkantige Gestein, wie es aus der Erstarrung des Lavastromes unmittelbar hervorgeht.



231. Plan der Insel Stromboli (nach Anderson).

Zuerst eilten wir zum Örtchen San Vincenzo hinauf (etwa 50—70 Meter über Meer), dessen Bevölkerung sich aus allen Gäßchen zusammengefunden hatte, Trauben und Eier feil hielt und die ungewohnte Menge der Fremden mit den weißen Armbinden in neugieriger Spannung betrachtete. Wohltuend war es, feststellen zu können, daß wir von diesen Leutchen nicht angebettelt und nicht mit Ansichtskarten behelligt wurden, — die einzige Ausnahme von der auf allen Stationen der Reise an uns verübten Bettelpraxis.

Bei der Kirche des Ortes teilte sich die Reisegesellschaft; ein Teil wollte den Gipfel des Stromboli ersteigen, ein anderer wollte

232. Stromboli: San Bartolomeo.

eine geeignete Stelle an seinem Fuße aufsuchen, von der man seine Ausbrüche beobachten konnte.

233. Stromboli: San Vincenzo.

Wir, die den Krater besteigen wollten, etwa 60 Personen, unter denen sich auch einige Damen befanden, brachen gegen 7 Uhr unter Führung von zwei Landleuten auf. Da wir ohne Mundvorrat aus-

gezogen waren, hatten wir uns noch schnell mit einigen Zitronen und Trauben versehen.

In einer langen Schlangenlinie stieg unser Zug zuerst eine

234. Stromboli: Über das große Aschenfeld.

Stunde lang auf schmalen, mit Asche bedeckten, steil ansteigenden Pfaden durch Weinberge immer höher hinan. Die starke Steigung des Weges,

235. Stromboli: Ausbruch vom Gipfel gesehen.

und die außerordentliche Hitze, welche hier zwischen den Weinbergen herrschte, bewirkte, daß bald einige Bergsteiger stehen bleiben und ausruhen mußten.

Nach einem etwa einstündigen Marsche hörten die Weinberge auf, und es begleiteten uns für eine kurze Strecke Schilf und Weidengestrüppe. Als auch diese verschwanden, sahen wir das große Aschenfeld vor uns, das sich von einer Einsattelung zwischen den beiden Berggipfeln zum Meere hinabzieht. Nun begann eine mühsame Kletterübung, da die vulkanische Asche immer lockerer wurde, so daß man bei jedem Schritte tief einsank. Das Gangmaß war: zwei Schritte vor und einen zurück. Die sengende Glut der südlichen Sonne trug gewissenhaft das ihrige dazu bei, uns unsere Kletterübung nicht allzu

236. Stromboli: Ausbruch vom Gipfel gesehen.

leicht zu machen, so daß Ströme von Schweiß in den Aschenstaub sickerten, in dem wir, je höher wir kamen, desto tiefer einsanken. Einige Herren der Gesellschaft hatten geglaubt, die Besteigung des Berges in offenen, leichten Schuhen machen zu können, mußten aber so oft den Aschenstaub ausleeren, daß sie noch auf halbem Wege nach S. Vincenzo zurückkehrten. Ein Herr, der trotz seiner 60 Jahre noch den Stromboli besteigen wollte, zog seine Schuhe aus und meinte, barfuß leichter voranzukommen; da aber die Asche eine ziemlich starke Glut ausströmte, mußte er öfters unwillkürlich hüpfen, schließlich aber begann die heiße Asche ihn so stark an die Füße zu brennen, daß er seine Schuhe schleunigst wieder anzog.

Keuchend und fast in Schweiß aufgelöst erreichten wir endlich den Sattel zwischen den beiden Berggipfeln. Nach kurzer Rast kamen wir an das Ende eines mit Lavabomben übersäten Kraterwalls. Dieser

trennt zwei alte, große Kraterbecken; aus ihnen stiegen zu unserer Linken und Rechten die dunkeln Wände senkrecht auf. Zur Rechten fiel die 926 Meter hohe Spitze des Bergs nach Norden fast überhängend ab. Gerade vor uns stieg ein Lavafels auf, aus dessen Ritzen es fortwährend qualmte, rechts davon, etwa 60 Meter von unserem Standort und etliche 20 Meter tiefer, durch einen seichten Graben von uns getrennt, erhob sich der heutige Krater in etwa 750 Meter Meereshöhe. Ein stimmungsvollerer Zuschauerraum zu dem großartigen Naturschauspiel, das wir nun anderthalb Stunden lang genießen durften, läßt sich nicht denken. Den Hintergrund der Bühne bildete das heute spiegelglatte, lichtblaue Meer; überraschend hoch stieg es an, und ganz unmerklich verschwamm seine Grenze mit dem Blau des Himmels.

Man unterschied deutlich zwei Ausbruchsherde, aus denen ohne Unterlaß zum Teil noch rotglühende Lavafetzen emporgeschleudert wurden unter einem Geräusch, das wie lebhaftes Gewehrfeuer klang; aus dem östlichen Krater flogen die Steine in zierlichem Bogen herüber zum westlichen. Da, ein fürchterlicher Donnerschlag, der Boden, auf dem wir saßen, erzitterte, aus dem westlichen Krater stieg, hoch über unsern Standpunkt, eine Feuergarbe auf. Über 100 Meter hoch flogen glühende Bomben, — bei einem der späteren Ausbrüche wurde die Flugzeit einer Bombe auf 30 Sekunden bestimmt. Unsere Führer waren entsetzt zurückgelaufen; bei unserer Gesellschaft war offenbar die Verblüffung zu groß, um das gleiche zu tun. Da eine große Bombe wenige Meter von uns niedergefallen war, gingen wir aber doch etwas zurück. Nach dem Ausbruch erfüllte dicker, brauner Qualm die Krateröffnung; als er sich dank der günstigen, von uns abgewandten Windrichtung verzog, hatte auch das Kleinfeuer der Bomben auf einige Minuten aufgehört. Doch nun begann es von neuem, und nach Verlauf von etwa 18 Minuten erfolgte ein neuer Paroxysmus, den wir diesesmal, da der erste Schreck fehlte, mit etwas mehr Gemütsruhe beobachteten. Auch unsere Photographen hatten sich inzwischen soweit gefaßt, daß sie ihre Apparate auf den Krater einstellen konnten, um im richtigen Augenblick zu knipsen. Mehrere solcher Ausbrüche, darunter zwei durch Rauch verhüllt, warteten wir ab. Ein Vorgehen an den Kraterrand, um die Lava in der Tiefe zu sehen, das sonst möglich ist, war heute ausgeschlossen. Die Zeit zwischen zwei Ausbrüchen hätte zum Vor- und Zurückgehen wohl ausgereicht, aber wer bürgte dafür, daß der Vulkan seine regelmäßigen Intervalle einhielt? Und von einem großen Ausbruch am Kraterrand überrascht zu werden, hieß fast sicheres Verderben, da dort die Bomben

hageldicht niederfielen. Der Abstieg durch die immer heißer werdende Asche war fast mühsamer als der Aufstieg. Unglücklicherweise versuchten einige abzuschneiden, gerieten aber in ein fast bodenloses Aschenmeer.

Kein Wunder war es, wenn nach solchen Strapazen, wie sie der Aufstieg auf den Stromboli gekostet, der köstliche Malvasier in Strömen getrunken wurde, und mancher Korb voll herrlicher, süßer Trauben im Nu geleert war.

Was jene Reiseteilnehmer sahen, welche auf den Ruhm, den

237. Stromboli: Ein Ausbruch im April 1894 (nach Anderson).

Stromboli bestiegen zu haben, verzichtet hatten, hat Professor Kolb in den nachstehenden Zeilen aufgezeichnet.

Nach einem Blick in die Kirche des Dörfchens, wo eben Messe gehalten wurde, steuerten wir nun der Nordseite des Berges zu, wo ein Punkt erreicht werden mußte, von dem der Krater und seine Tätigkeit sichtbar war. Auf schmalem Felspfad, oft über rauhe und steile Stufen, manchmal an Stellen, wo neben uns der Berg jäh zum Meer abstürzte, einmal auch mitten durch einen alten, längst verlassenen Krater, ging es bis zu dem etwa 300 Meter über Meer gelegenen Observatorium, wo uns eine schöne, am Felsrand errichtete Steinbank zum Ruhen einlud, während trefflicher Stromboliwein uns zur Labung dargereicht wurde. Da sahen wir nun hinauf zum Krater, der einstweilen noch sanfte Rauchwölkchen emporblies, und an der Flanke

des Berges einen leichten Dunstfaden, — die Andeutung des herabrinnenden Lavastroms, — zum Meere hinabsandte. — Alle 20 bis 30 Minuten durchschnittlich, mit der Pünktlichkeit eines gewissenhaften

238. Stromboli: Auf dem Weg zum Semaphor.

Bureauarbeiters, tut der alte Herr seinen „Auswurf". Bis ein solcher kam, erging man sich in fröhlichem Gespräch oder schloß neue Bekanntschaften; denn da unser Reiseprogramm die 300 Menschen jeden Tag neu durcheinander schüttelte, in einer wahrhaft kaleidoskopischen Mannigfaltigkeit, so war stete Gelegenheit und Aufforderung, neue Beziehungen anzuknüpfen; so hat der Schreiber dieser Zeilen hier mit einigen russischen Studenten angebunden und Worte herzlicher Sympathie mit ihnen ausgetauscht über die innere und äußere Not, in der ihr Vaterland schmachte. — Endlich meldet sich der alte Rumorer: eine mächtige Dampf- und Rauchwolke entsteigt dem Gipfel, aus deren Mitte ein Hagel von Steinen oder Lavabrocken emporgeschleudert wird, um teils in den Krater zurückzufallen, teils polternd an dem steilen Abhang herab ins Meer zu hüpfen; ein Lavastrom, — bei Tag bloß an der weißen Dunstlinie erkennbar, — wälzt sich hinab, um endlich im Meer zu erstarren.

Wohl einige Stunden genossen wir mit steigender Bewunderung das ungeheure Schauspiel, kehrten dann ins Dörfchen zurück und wurden hier im Pfarrhause, gruppenweise nacheinander, mit gutem Kaffee und Brot auf Kosten des Geistlichen bewirtet, wogegen dann die Gesellschaft, teils noch auf der Insel, teils nachher auf dem Schiffe, eine beträchtliche Spende steuerte zum Kirchenbau auf Stromboli.

Nach dem Mittagessen eilte man wieder zur Insel hinüber. Viele Reiseteilnehmer benutzten die Gelegenheit, die Glieder in den Meeresfluten zu erfrischen, dann wurden auf die freundliche Einladung

der Bewohner hin ihre freundlichen Häuschen besucht, welche gewöhnlich aus einem Wohn- und einem Schlafraum bestanden, an die sich noch ein Gelaß zur Aufbewahrung der Fischereigerätschaften und ein Weinkeller anschloß. Vor den Häusern lief eine dachförmige Weinlaube hin, von der die fast reifen Trauben herabhingen. Aus den Gesprächen mit den Einwohnern erfuhren wir, daß der größere Teil der männlichen Bevölkerung nach Amerika auswandern müsse, um sein Brot zu verdienen, da der Boden der Insel seine Bewohner nicht ernähren könne und auch der Fischfang sehr beschränkt sei. Voll kindlichem, nur Südländern eigenem Glauben wußte eine Frau die Macht des Schutzpatrones der Insel, des hl. Vinzentius Ferrerius, nicht genug zu rühmen, der durch seine Fürbitte bei Gott die Insel stets vor allem Ungemach, das der finster drohende Vulkan über sie bringen könnte, bewahrt habe. Zehn Tage später erschütterte ein Ausbruch des Stromboli die Insel in ihren Grundfesten. Nur der Fürbitte ihres Patrones werden es die Bewohner von Stromboli zugeschrieben haben, wenn die Insel nicht ganz zerstört wurde.

Gegen Abend kam eine Menge Strombolileutchen, Männer, Frauen und Kinder, zum Besuch in unser schwimmendes Haus, um unter Führung ihres Geistlichen das Wunder dieses großen Baues von oben bis unten, vom Achterdeck bis zum Vorderteil, mit neu-

239. Stromboli Oberhalb des Semaphors.

gierigem Staunen zu mustern und sich in der Schiffsküche bewirten zu lassen.

Abends aber sollte unsere Phantasie erst noch aufs mächtigste angeregt werden. Unsere „Etoile" setzte sich bei einbrechender Däm-

merung in Bewegung, fuhr in einem Halbkreis um die Insel herum und befand sich nun genau gegenüber der Nordseite des Vulkans, wo die Ausbrüche stattfinden. Und jetzt zeigte sich uns, zumal wenn der Ausbruch kam, ein Schauspiel von einer Großartigkeit und majestätischen Erhabenheit, die uns unvergeßlich bleiben wird: die Dampfwolke über dem Krater wurde zur rotdurchglühten Feuerwolke, und aus dem Krater senkte sich fortwährend der rote Feuerstrom herab, der oben, auf ein Drittel von der Spitze weg, eine einzige Bahn bildete, um sich dann wie eine Stimmgabel in zwei Äste zu teilen, die langsam wie Schlangen von rotglühendem Kupfer ins Meer herabkrochen, um da zu verzischen und zu erstarren. Der Inselkegel selbst verschwamm mit seinen Konturen fast völlig mit dem dunkeln Nachthimmel, so daß der Feuerfluß aus dem Himmelsraum selbst herabzuströmen schien. „Herr, wie sind deine Werke so groß!“ . . .

Lange Zeit konnten wir, zuletzt aus weiter Ferne, da das Schiff nun nordwärts steuerte, den Feuerstreifen verfolgen und uns mit andächtigem Schauer in die Wunder Gottes versenken. Und bei manchem löste sich die tiefe Ergriffenheit des Gemütes in der Weise, daß sie die lieben Melodien unserer deutschen Volkslieder hinausklingen ließen über die dunkeln Fluten.

240. Schiffsbesuch auf Stromboli.

2) Paestum.

23. August.

Weitab vom Lande lag unser Schiff an diesem Morgen. Paestum nämlich mit seinem Neptuntempel, dessen Travertinquadern vom ersten Strahle der aufgehenden Sonne mit einem goldenen Scheine übergossen wurden, hat ebensowenig wie Stromboli einen Hafen, an welchem ein Schiff anlegen könnte.

Ergötzliche Szenen ereigneten sich beim Aus- und Einbooten, da die Boote infolge der gänzlichen Versandung der Küste nicht bis

241. Agropoli.

ans Ufer herankommen konnten und die Reisenden auf den breiten Rücken der Bootsführer durch das seichte Ufergewässer ans Land oder vom Lande ins Boot getragen werden mußten.

Paestum wurde im Jahre 700 v. Chr. von dorischen Griechen gegründet und von Sybariten bewohnt. Bald wurde es eine der reichsten und wohlhabendsten Städte von Lukanien. Es war dem Poseidon geweiht, daher sein griechischer Name Poseidonia. Nach der Besiegung des Pyrrhus kam es an die Römer, welche hier 273 v. Chr. die Kolonie Paestum gründeten. Im Kriege gegen Hannibal stand Paestum auf seiten der Römer, sank aber immer mehr. Einstmals berühmt wegen seiner gesunden Lage, war es bereits unter Augustus wegen seiner schlimmen Luft verrufen; nur die römischen Dichter priesen es noch wegen der Pracht seiner Rosenfluren. Als 871 n. Chr. die Sarazenen die Stadt verheerten, flohen die Einwohner mit dem Bischof auf die nahen Höhen und gründeten Capaccio Vecchio. Aus der verödeten Stadt ließ im 11. Jahrhundert Robert Guiscard die der Zerstörung entgangenen Säulen und Bildwerke wegführen, um Salerno

damit zu schmücken. Und so sank die einstige Stadt des Poseidon in Vergessenheit. Büffelherden hausten in den zu Sümpfen gewordenen Rosenhainen Paestums, und nur ein armseliges Dorf Paestum erinnerte durch seinen Namen an die untergegangene Pracht der sybaritischen Pflanzstadt.

Endlich aber entriß der Archäologen nimmermüdes Geschlecht auch Paestum seinem vielhundertjährigen Schlaf der Vergessenheit, indem es laut die Schönheit seiner Ruinen pries. Daß der Ruf der Gelehrten nicht ungehört verhallt, beweist ein kleines Restaurant in der Nähe der Ruinen, welches für die Bedürfnisse der Besucher zu sorgen hat.

242. Paestum: Neptuntempel (links die Basilika).

Der Mauerring der antiken Stadt, 1510 Meter lang, 907 Meter breit und an einigen Stellen bis 15 Meter hoch, ist in seinem unteren Teil noch ziemlich erhalten. Vier Tore in den Richtungen der Windrose führten in die Stadt; von acht viereckigen Türmen sind ebenfalls Reste erhalten. Vor dem nördlichen Tore, Porta Aurea genannt, war eine Gräberstraße. Mehrere Grabstätten, die man geöffnet hat, enthielten griechische Waffenstücke und Wandgemälde. Vor dem Westtore, der Porta della Sirena, welche ihren Namen von einem kleinen Sirenenrelief im Schlußstein des Torbogens führt, liegen Trümmer eines Aquädukts und antikes Straßenpflaster. Durch das Osttor der Stadt, die sogenannte Porta di Mare, vor der am Strande die Trümmer der Torre di Pesto liegen, betraten wir das Weichbild der verschwundenen Stadt. Bald lag der Neptuntempel zu unserer Rechten.

Derſelbe ſtammt aus dem 5. Jahrhundert vor Chriſtus und iſt eines der beſterhaltenen Modelle der reinſten doriſchen Baukunſt aus der

243. Paeſtum: Neptuntempel (Seitenanſicht).

vorperikleiſchen Zeit. Je ſechs doriſche kannelierte, nach oben ſich verjüngende Säulen ſchmücken ſeine Vorder- und Rückwand, je 12 bil-

244. Paeſtum: Innenanſicht des Neptuntempels.

den ſeine Seitenwände. Die Cella wird durch zwei Säulenreihen von je ſieben Säulen, über deren Architrav ein zweites Stockwerk von

kleineren Säulen das ausgeschnittene Celladach trägt, durch welches einstmals die leuchtende Sonne das Tempelinnere mit goldenem Scheine erfüllte, in drei Schiffe geteilt, und zwar in ein breiteres Mittel- und zwei schmälere Seitenschiffe. Aus dem Hintergrunde des lichtdurchflos-

245. Paestum: Basilika.

senen Mittelschiffes blickte die Statue des dreizackbewehrten, meerbeherrschenden Gottes in seinen Tempel hinein. Vor der Ostfassade des 60 Meter langen und 25 Meter breiten Gebäudes sahen wir im Boden die steinerne Basis des zum Tempel gehörigen, 10½ Meter langen

246. Paestum: Basilika.

und 2,89 Meter breiten Opferaltares. Südlich vom Neptuntempel sahen wir die sogenannte Basilika, welche aus 50 Travertinsäulen von zwei Meter Durchmesser besteht, von denen neun an jeder Front und sechzehn an den Langseiten stehen. Die Länge des ganzen Baues beträgt 54, die Breite 24 Meter. Eine Säulenreihe, von der noch drei Säulen

ſtehen, teilt das Gebäude in zwei Längshälften, an Stelle der Cellawände laufen Säulenreihen mit quadratiſchen Eckpfeilern hin; eine Brüſtung ſchloß den Innenraum ab. Vom Gebälk iſt nur der Architrav und ein Stück des Frieſes erhalten. Über die Beſtimmung des Gebäudes, ebenſo wie über das Alter iſt man in Gelehrtenkreiſen uneinig; manche halten es für einen Tempel, andere für eine Doppelſtoa. Früher hielt man es für jünger als den Neptuntempel, jetzt verlegt man ſeine Entſtehung in das 6. Jahrhundert vor Chriſtus.

Über das Forum der Stadt, welches man vor die Baſilika und den Neptuntempel verlegt und von dem einzelne Unterbauten für Altäre und Ehrenſäulen erhalten ſind, gingen wir zu dem nörd-

247. Cerestempel in Paeſtum.

lich vom Neptuntempel gelegenen Tempel der Ceres oder der Veſta, einem Peripteros, der kleiner als der Neptuntempel und ſchlanker in ſeinen Verhältniſſen iſt. Seine Länge beträgt 32,25, ſeine Breite 14,25 Meter. Er hat ſechs Säulen an jeder Front und je 11 an den Langſeiten. Die Säulen haben 1,25 Meter unteren und 0,84 Meter oberen Durchmeſſer, ſind kanneliert und ruhen auf Sockeln. Vom ganzen Bau ſtehen noch die Außenhalle und die vier Säulen der Vorhalle; die Cella iſt zerſtört, nur eine Aedicula für das Bild der Gottheit iſt noch erhalten. Was das Alter betrifft, ſo verlegt man ſeine Gründung in das Jahr 700 v. Chr.; Abweichungen vom urſprünglichen doriſchen Stil weiſen auf eine Reſtauration unter den Römern hin. In der Mitte zwiſchen dem Neptuntempel und dem Tempel der Ceres ſtehen vereinzelte Ruinen römiſcher Gebäude, ſie gehören wahrſcheinlich einem griechiſchen Theater und einem Amphitheater an. Hier aufgefundene Skulpturenfragmente weiſen auf eine bedeutende Höhe der Vollendung

hin. Im Jahre 1830 fand man auch die Ueberreste von einem römischen Tempel in korinthischem Stil, den sogen. Tempio della Pace. In dessen Nähe fand man im Gebüsch zwei Metopen mit Hochreliefs.

248. Cerestempel in Paestum.

Nachdem wir uns nach dem Besuche des letzten der Tempel in der kleinen Weinkneipe bei einem Gläschen Wein von unseren Strapazen erholt, begaben wir uns wieder auf unser Schiff zurück, welches sofort nach unserer Ankunft von Paestum abfuhr.

249. Einbarkierung in Paestum.

3) Amalfi und Ravello.

Zwar war auch ein Besuch von Salerno, der Stadt Robert Guiscards, im Programme vorgesehen; da es aber außer seiner ganz modernisierten Kathedrale aus der Normannenzeit mit einem kreuzgangähnlichen Vorhof mit 28 Säulen aus Paestum und zwei mosaizierten Marmorambonen aus dem 12. Jahrhundert wenig Interessantes bietet, wurde sein Besuch mit Zustimmung sämtlicher Reisenden fallen gelassen. Man begnügte sich, die an das Nordende des Golfes von Salerno malerisch hingelehnte, von Fruchtgärten eingeschlossene Stadt vom Schiffe aus zu bewundern, das an Salerno vorüber Amalfi zustrebte und damit einen der schönsten Küstenstriche Italiens passierte. Den Hintergrund der herrlichen Uferlandschaften, deren Bild jeden Augenblick

250. Amalfi.

wechselte, bildeten hohe, mit reichem Grün überkleidete Berge. Zuerst erregten vier Felsenriffe im Meere, die sog. Fratelli, unsere Aufmerksamkeit, und es zeigte sich Vietri sul Mare und das Fischerdorf Cetara, einst ein starkes Räubernest der hier herrschenden Sarazenen. Dann ging es an verschiedenen Ruinen und der Marina von Erchia vorbei und um das Capo d'Orso mit der Badia di Capo d'Orso mit Malereien aus dem XII. Jahrhundert und Katakomben aus dem IV. und VI. Jahrhundert herum, und vor uns lag Maiori, die einstige Rivalin Amalfis, im Schatten von auf die benachbarten Höhen emporklimmenden Orangen- und Zitronengärten. Bald erschien auch Minori, das einstige Arsenal von Amalfi und die Grabstätte seiner Konsuln und Dogen; landeinwärts blickte Ravello von seinem Felsenhorste über das Meer hin. Weiter folgte Atrani, gleichsam die Vorstadt Amalfis, malerisch an der Mündung einer Schlucht aufsteigend, deren Höhen mit alten Burgen, Klöstern, Kapellen und Landhäusern verziert waren.

Amalfi selbst, von zahlreichen Papiermühlen überragt, schien wie ein Schwalbennest an eine Schlucht der zerrissenen Felsmassen des Monte Cerciti angeklebt, deren Kahlheit zahlreiche Orangen-, Zitronen-,

251. Amalfi.

Öl- und Johannisbrotbäume im Vereine mit feurigen Reben verdeckten. Über der Stadt sahen wir das in schöner Lage 70 Meter

252. Amalfi. Rechts oben die Bogenhalle des Campo Santo.

über dem Meere in den Felsen eingebaute, durch seine Aussicht berühmte ehemalige Kapuzinerkloster, welches wir nach unserer Landung in Amalfi besuchten. Die Stadt, welche schon 1130 an 50 000 Ein-

wohner zählte, und nach deren nautischen Gesetzen (Tabulae Amalfitanae) sich einst die ganze seefahrende Welt richtete, hat heute 7000 Einwohner.

253. Amalfi: Kathedrale.

Kaum hatte unser Schiff angelegt, so eilten wir zum einzigen Überrest ihrer einstigen Herrlichkeit, dem schon 940 gegründeten und 1208 umgebauten Dom des hl. Andreas, einem normannisch-lombardischen Bau, dessen Kampanile aus dem XIII. Jahrhundert mit mehreren Säulen aus Paestum und einer glasierten Kuppel das Wahrzeichen von Amalfi bildet. Wir erstiegen die imposante Freitreppe, welche zu ihm hinaufführt, wir bewunderten seine mosaikengeschmückte Fassade, seine

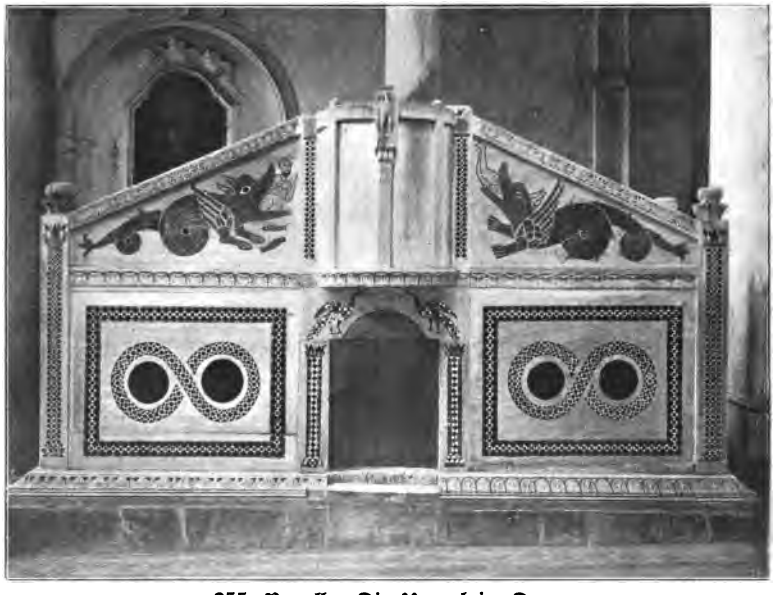
auf schlanken Säulen ruhende, aus abwechselnden Lagen von schwarzen und weißen Steinen erbaute Vorhalle und betraten dann sein dreischiffiges, im XVIII. Jahrhundert modernisiertes Innere. Hier sahen wir zwei prächtige mosaizierte Marmorambonen, welche auf kleinen antiken Säulen aus Paestum ruhen, sahen am Choreingange zwei Säulen mit Gold- und Mosaikdekoration, die als Leuchter benutzt werden,

254. Ravello: Der Ambon im Dom.

sahen auch im linken Seitenschiff drei antike Sarkophage mit Reliefs. Die 1719 renovierte Unterkirche, in welcher seit dem XIII. Jahrhundert der Leib des Apostels Andreas ruht, fanden wir reich mit verschiedenfarbigem Marmor ausgeschmückt. Nachdem man noch das obenerwähnte Kapuzinerkloster besucht, bestieg ein Teil der Reisegesellschaft einige bereitstehende Wagen, um sich zu der auf einer Felsterrasse liegen-

den alten, aus schwarzem Tuffstein erbauten Bergstadt Ravello bringen zu lassen. Während der Normannenzeit gegründet, hatte es zur Zeit seiner höchsten Blüte unter den Anjous im XIII. Jahrhundert 36 000 Einwohner, 13 Kirchen, 4 Klöster und zahlreiche Paläste. Jetzt ist es ein Ort mit 1800 Einwohnern.

Die Kathedrale S. Pantaleone in romanischem Stil wurde 1087 begonnen und 1786 vollständig restauriert. Sie hat bemerkenswerte, von Barisanus aus Trani 1179 gefertigte Bronzetüren mit Arabesken und antikisierenden Bildwerken. Das dreischiffige Innere



255. Ravello: Die Kanzel im Dom.

hat 16 antike korinthische Säulen mit mittelalterlichen Kapitälen. Der prachtvolle Ambon aus Marmor mit Mosaikdekoration wurde von Nicolò, Sohn des Bartolomeo von Foggia, 1272 ausgeführt und ruht auf sechs gewundenen, auf Löwen stehenden Säulen. Auf dem die Zahl 1272 tragenden Torbogen steht eine kunstgeschichtlich hervorragende Büste der Sigilgaita Rufolo, der zweiten Gemahlin Robert Guiscards. Links steht eine einfache alte Kanzel mit der Darstellung der Geschichte des Jonas. Der Bischofstuhl im Chor und zwei Kandelaber tragen Mosaikverzierungen. Vom Garten neben der Kirche S. Giovanni del Toro hatte man eine prächtige Aussicht über das in malerischer Romantik daliegende Tal und den Golf von Minori.

4) Pompeji.

24. Auguſt.

Die letzten Orte, welche wir auf unſerer Reiſe berühren ſollten, ſind durch zahlreiche Beſchreibungen jedem gebildeten Menſchen ſo be-

256. Torre Annunziata mit dem Veſuv.

kannt geworden, daß wir in unſerm Gedenkbuch von einer eingehenderen Beſchreibung abſehen können.

Als Ausgangspunkt für den Beſuch von Pompeji war Torre Annunziata gewählt, eine rauchgeſchwärzte, unſaubere, über 28 000 Einwohner zählende Induſtrieſtadt des Golfes von Neapel.

257. In Pompeji.

Zu Wagen fuhren wir zu dem 3 Kilometer entfernten Pompeji, der römiſchen Provinzialſtadt, welche mitten in ihrem Glücke 79 n. Chr.

durch einen Vesuvausbruch 6—7 Meter tief unter Aschen- und Lavamassen begraben wurde.

257a. Forum in Pompeji.

Wir wanderten über sein Forum hin, sahen seine Tempel, seine Basilika, seine Theater, seine Thermen und besuchten die wohlerhaltenen

258. Pompeji: Basilika.

Häuser der einstigen Bewohner der Stadt. Wir durchwandelten auch seine Gräberstraße, die Gräberstraße einer Stadt, welche so vielen ihrer Bewohner zum Grabe geworden.

259. Pompeji: Casa dei Capitelli figurati.

260. Pompeji: Gräberstraße.

5) Die Besteigung des Vesuv.

Die Romfahrer der Reisegesellschaft machten sich nach dem Besuche von Pompeji sofort auf und bestiegen den Vesuv, während die andere Reisegesellschaft nach dem lieblichen Torre Annunziata zurückkehrte

261. Vesuv: Über dem Lavastrom.

und von hier aus Ausflüge auf Segelbooten oder in Barken nach den schönsten Punkten des Golfes von Neapel, als Sorrento, Castellamare usw. unternahm.

262. Vesuv: Am Lavastrom.

Der Vesuv erhebt sich vereinzelt in der kampanischen Ebene unweit des Meeres. Seine Höhe schwankt, da jeder stärkere Ausbruch die Gestalt des Berges verändert; zurzeit mag sie an die 1300 Meter betragen. Die nordöstliche Seite des Berges heißt Monte Somma, seine höchste Spitze ist die Punta del Nasone (1137 Meter). Ein

tiefes, sichelförmiges Tal, da Atrio del Cavallo, trennt den Somma von dem eigentlichen Aschenkegel des Vesuvs, in dessen Mitte sich der Krater befindet.

Ränder, Gestalt, Tiefe des Kraters sind großen Veränderungen unterworfen. 79 n. Chr. war er ein abgestumpfter, ganz bewaldeter Kegel. Seine jetzige Gestalt erhielt er während des furchtbaren Ausbruches von 79 n. Chr., als Pompeji, Herkulaneum und Stabiä zugrunde gingen. Damals wurde die südwestliche Hälfte des alten Kraterrandes weggesprengt, die nördliche blieb, sie ist der bogenförmige Kamm

263. Vesuvbahn.

des Monte Somma. Im Zentrum türmte sich durch neue Ausbruchstoffe der jetzige Vesuvkegel auf. Nach 79 brach der Vesuv durchschnittlich alle 170 Jahre aus; der heftigste Ausbruch war der von 1631, nachdem zuvor der 700 Meter tiefe und 9¼ Kilometer im Umfang messende Krater als Viehweide gedient hatte. Seit dieser Zeit wurden die Ausbrüche zwar weniger heftig, aber dafür desto zahlreicher, am zahlreichsten im 19. Jahrhundert (fast alle vier Jahre). Die letzten Ausbrüche waren 1898, 1900, 1905.

Die Vesuvbesteigung der Romfahrer ging von Ottajano aus. Die übrige Reisegesellschaft bestieg den Vesuv von Neapel aus am 26. August mittels elektrischer und Drahtseilbahn. Die elektrische Bahn führte von S. Maria a Pagliano zwischen reichen Weinbergen (Lacrimä Christi) und fruchtbaren Feldern über den Lavastrom von 1631 und

weiterhin über die zerstückte Lava von 1858, welche gegen S. Giorgio hinzieht, und über den großen Lavastrom von 1872 den Berg hinan zum meteorologischen Observatorium (676 Meter). Von hier ging es noch 3½ Kilometer weiter bis zur unteren Station der Drahtseilbahn (795 Meter) und von da zur oberen (1200 Meter). Nach viertelstündigem Steigen konnte man zum Krater gelangen.

Das Mittagessen wurde von allen Vesuvbesteigern im Restaurant am unteren Bahnhof der Drahtseilbahn eingenommen.

6) Capri.

(Von Prof. Kolb — Schw. Hall.)

25. August.

Am 25. August morgens 8 Uhr hatte unser Schiff, von Torre vorüberfahrend, den Punkt an der Nordwestküste Capris erreicht, von wo aus die blaue Grotte besucht werden sollte.

Vor uns dehnte sich das stattliche, 10 Kilometer lange Felseneiland, das durch seine schönen, charakteristischen Linien schon von ferne her, wenn man aus dem Golf von Neapel kommt, des Reisenden Auge auf sich zieht: ein Kalkgebirge, welches in zwei durch eine Einsattelung von einander abgeteilten mächtigen Blöcken aus dem Meere emportaucht; der westliche derselben, mit Anacapri auf seinem Rücken, steigt zu einer Höhe von über 580 Meter auf, der östliche ragt zwar bloß bis gegen 300 Meter empor, wirkt aber dafür durch seine kühnen Steilabfälle mit um so mächtigerem Reize auf die Phantasie.

Nicht weit vom westlichen Ende der Nordwand zeigte sich uns die kleine, dunkle Mündung der Wundergrotte. Über uns lachte der blaue Himmel, vor uns leuchtete die ruhige See; so waren wir für unser Vorhaben von den Elementen aufs beste begünstigt. Denn die Einfahrt in die Grotte kann überhaupt nur gewagt werden, wenn der Meeresspiegel völlig ruhig ist; und wer etwa während seines Aufenthalts drinnen von unruhigem Wellenschlag oder gar Sturm überrascht wird, dem kann es begegnen, daß er länger als ihm lieb ist, in dem Felsenverlies gefangen bleiben muß.

Zwanzig kleine Boote standen uns zur Verfügung, jedes für zwei Personen bestimmt; nur so schmale Fahrzeuge können sich durch die enge, kaum meterhohe Öffnung hindurchwinden. Ist man vor dem Felsenpförtchen angekommen, so gilt es, sich glatt auf den Boden zu legen, dann — ein paar Ruderstöße, und wir schweben drin in der Grotta azzurra. Die Öffnung, durch die wir hereingekommen sind,

wird klein und kleiner, je weiter wir in das Innere gleiten, zuletzt gleicht sie einer gelbleuchtenden Scheibe; um uns her aber und unter

264. Capri: Einfahrt in die blaue Grotte.

uns und über uns ist alles schimmerndes Blau. Die Grotte selbst zeigt eine schöne, regelmäßige Wölbung wie ein romanisches Tonnen=

265. Capri: Vor der blauen Grotte. Nach Geldstücken tauchende Knaben.

gewölbe, stuft sich hie und da ab durch vorspringende Felsenbänder und verzweigt sich gegen den Hintergrund in einzelne Abteilungen, die wohl auch durch mächtige Natursäulen getragen werden.

Aber die Neugier zu sehen, was da hinten ist, kann sich kaum entwickeln, denn das Lichtwunder, das im vordern Teil der Höhle sich darbietet, ist so über alle Maßen schön und fesselnd, daß darüber alle bloßen Entdeckertriebe schweigen müssen. Alles und alles ist in Blau getaucht und von Blau übergossen; es ist kein blaues Wasser, sondern eher ein flüssiges Blau, ein selbständiges Wesen, ein neues Element. Dasselbe Element, welches droben in ruhiger Majestät die Himmelstiefe füllt, ist hier beweglich geworden und hat die unruhige Lebendigkeit einer Flüssigkeit angenommen. Dieses Blau, das dort von der Öffnung hereinzuschweben scheint, schimmert und glänzt nicht bloß, nein, es quillt und schwillt vom Grunde herauf, es spritzt und perlt über die Hand hinweg, die sich eintaucht und die Flut wieder von sich ablaufen läßt, es haucht und webt durch die Höhle und heftet sich wie ein Lebendiges an die Wände. Fürwahr, wäre diese Grotte schon den Alten bekannt gewesen (sie wurde erst 1826 von dem deutschen Maler Kopisch entdeckt), so hätten sie der Nymphe Cyane, von der ihre Mythologie zu erzählen weiß, vielleicht ein anderes Verwandlungsschicksal zugedacht; sie hätten sie statt in die Gewässer des Flüßchens Cyane (j. Ciani) bei Syrakus vielmehr in die Fluten der blauen Grotte sich verwandeln lassen. — Doch genug von diesem wunderbaren Naturschauspiel, wo das Innere eines Felsens eine Herrlichkeit entfaltet, wie sie sonst kaum irgendwo zu finden ist. Farbenwunder lassen sich nun einmal nicht beschreiben, oder — wer sie denn in recht wirksamer Weise, nämlich von einem Künstler beschrieben haben will, der vertiefe sich in jene spannende Schilderung in Andersens Improvisator, wo die erhabene Szenerie, die sich zuerst draußen am Ufer und dann drinnen in der Höhle dem Auge darbietet, in ergreifender Weise mit einem rührenden Menschenschicksal verwoben ist.

Eine Viertelstunde Aufenthalt in der Grotte genügte uns, zumal da wir andern Platz machen mußten. Wir hatten auch gar keine Lust, noch den „blauen Mann" zu sehen, den der Fährmann um eine Lira zu machen pflegt, indem er seine Hüllen abwirft und in der Flut stehend als „blaues Meerwunder" herumplätschert. Statt dessen lieber wieder hinaus in das helle Tageslicht, wo die andern Barken sich tummeln, die mit ihren raschen, zwischen Schiff und Fels hin und her gehenden Bewegungen gegenüber dem großen Schiffsriesen sich ausnehmen wie schnellfüßig über die feuchte Fläche dahinhuschende Wassermücken. — Um unsere eigenen Boote drängten sich noch allerlei fremde, wo anmutige Capreserinnen ihre Beredsamkeit aufboten, um ihre Waren,

hauptsächlich Korallen, — glatte und rauhe, zart hellrote und dunkelbraune, gewöhnliche und kostbare, — an den Mann zu bringen. Da

266. Capri: An der Marina Grande.

wurde manche Korallenkette erstanden mit der Bestimmung, dereinst — nach glücklicher Heimkehr — um einen runden Arm oder einen hübschen Hals geschlungen zu werden.

267. An der Marina Grande.

Gegen Mittag fuhr unser Schiff wieder ostwärts, und an der Marina grande, der längs des Ufers sich hinziehenden, dem Landungsverkehr dienenden Ansiedelung, betraten wir nun den Boden der Insel.

Die großen Hotels sind um diese Jahreszeit meist geschlossen. Doch fanden wir in dem uns zugewiesenen, am westlichen Ende der Marina gelegenen, nicht bloß einen prächtigen Ausblick auf das Meer hinaus, sondern auch eine treffliche Bewirtung. Wir speisten im Freien, unter einer Laube, wo die schwellenden Trauben auf uns herabhingen, in anregender Geselligkeit, in buntester Reihe, wo geistlich und weltlich, schönes Geschlecht und häßliches, Architekten, Apotheker, Lehrer und anderes Volk nach der Laune des Zufalls durcheinander gemischt waren, so daß auch die rasch hin und wieder fliegenden Reden einen ebenso fröhlich-bunten Wechsel zeigten wie die Reihen der Gäste. — Die kulinarischen Genüsse der Tafel ins rechte Licht zu setzen, hat der Schreiber dieser Zeilen kein Geschick.

Nach der Tafel strebten die einen zu der am Südufer der Insel gelegenen Marina piccola hinüber, um dort die Via und Villa Krupp und die dort sich erhebenden kühnen Faraglioni (Felswände) in Augenschein zu nehmen, andere suchten den Hiddigeigei auf, einen Laden, wo sich allerlei hübsche Andenken kaufen ließen. Mich aber (die erste Person Singularis ist hier leider einmal unvermeidlich) zog es, zur Villa des Tiberius hinaufzusteigen. Zur Seite den trefflichsten Begleiter, den ich haben konnte, — einen neugewonnenen Freund und Kollegen aus der fernen Steiermark, der zwar von Berufswegen dem realistischen Gebiet angehörte, aber gleichwohl der antiken Welt des Gymnasiallehrers mit Begeisterung zugetan war (eine Verbindung, die ich bei bayerischen und österreichischen Kollegen zu meiner angenehmen Verwunderung viel stärker vertreten fand als bei den Landsleuten), — so wanderten wir zuerst die Straße hinauf in das Städtchen Capri, dann vom Marktplatz rechts abbiegend einen schmalen, aber gut gepflasterten Felsenpfad hinan, der uns nach einer schwachen Stunde, freilich in brennender Mittagshitze, bis zum hohen Ostrand der Insel brachte, wo die hochragenden Felsen überall in Steilabstürzen ins Meer tauchen. An einer dieser Stellen ist das Schauspiel besonders großartig: zwei einander gegenüberstehende, über 290 Meter hohe Felswände, eine nördliche und eine südliche, fallen fast senkrecht ins Meer ab und lassen zwischen sich eine schmale, tiefe Schlucht, die unten gegen das Meer hinaus offen ist und einem kleinen Wasserbecken Raum bietet, wo sich einige wenige Nachen bewegen können. Über der Schlucht und über dem Gewässer drunten lagen tiefe, violette Schatten, während draußen gegen Nordosten hin, nach Sorrent zu, blendendes Mittagslicht über die Meeresfläche ergossen war. Atemlos harrten

wir allemal, bis ein hineingeworfener Stein unten auf dem kleinen geheimnisvollen Wasserspiegel aufklatschte.

268. Capri: Im Hotel Continental nach Tisch.

Das also ist der Salto di Tiberio, der „Tiberiussprung", nicht etwa deswegen, weil Tiberius hier gesprungen wäre — beileibe nicht! — sondern weil er andere hat springen lassen; oder eigentlich auch deswegen nicht, sondern weil der Berg selber springt, denn Salto

269. Capri. Rechts Monte Solaro.

bedeutet Bergabsprung oder -absturz. Daß Kaiser Tiberius hier die armen Opfer seiner Tyrannenlaune hinabgestürzt habe, behauptet freilich das Volk von Capri, aber man muß ein großes Fragezeichen dazu machen.

Die Gestalt und die geistigen Gesichtszüge des Tiberius umschwebten uns gleichwohl hier oben überall. Denn hier auf Capri hat ja der verschlossene Mann, der seiner Hauptstadt, seines Reiches und der ganzen Menschheit überdrüssig gewordene Despot, der „greise Tiger", die letzten zehn Jahre seines Lebens gehaust, vom Jahre 27—37, also in demselben Jahrzehnt, wo fern im Morgenland das Große geschah, das für die ganze Völkerwelt einen neuen Morgen heraufführte. Diese Insel hat Tiberius sich als Zufluchtsort auserkoren, denn sie bot einerseits dem Genußsüchtigen ein Paradies, andererseits dem Argwöhnischen einen weltabgeschiedenen Ort, wo kein Nachen landen und kein Mensch heraufsteigen konnte, ohne von den fürstlichen Dienern aus der Ferne schon erspäht zu werden.

Was für ein Seelenrätsel dieser Tiberius! Wie herrlich von der Natur ausgestattet, wie edel angelegt, wenn man den zahlreichen übereinstimmenden Abbildungen glauben darf, die von diesem Kaiser in Bildsäulen, Cameen, Gemmen erhalten sind, und andererseits wie abscheulich und verworfen, wenn man die Erzählungen zugrunde legt, die Tacitus und Sueton von ihm überliefert haben. Man ist jetzt freilich darüber einig, daß diese Schriftsteller durch gewisse, in ihrer Persönlichkeit begründete Rücksichten, — der eine durch seine politische Stellung, der andere durch seine Neigung zu Skandalchronik — zu ihrer so außerordentlich ungünstigen Zeichnung des Tiberius gekommen sind. Aber mag auch von den ungünstigen Urteilen und häßlichen Geschichten viel abgezogen werden, es bleibt noch genug, um den Mann zu einer düsteren, unheimlichen, abstoßenden Persönlichkeit zu stempeln. Gerade hier auf Capri scheinen gewisse, uns befremdende Züge sich besonders stark entwickelt zu haben: hier erbaute Tiberius den zwölf olympischen Göttern eben so viele Tempel, den größten dem Jupiter, und entfaltete somit eine recht umfassende, sozusagen enzyklopädische Frömmigkeit; eben hier aber sollen auch seine gröbsten, ans Viehische grenzenden Ausschweifungen stattgefunden haben, — eine Verbindung entgegengesetzter Triebe, die freilich auch sonst bei Despoten dieses Schlages nicht so selten zu treffen ist.

Hier oben, in nächster Nähe des Salto, hat auch seine gewaltige Villa gestanden. Einige Reste davon sind noch übrig, und ein deutscher Architekt (C. Weichart) hat denselben vor einigen Jahren ein eifriges Studium gewidmet, um auf Grund desselben (freilich wohl mit etwas mehr Phantasie, als in solchen Dingen erlaubt ist) eine Rekonstruktion des Baues zu versuchen.

Doch nun soll uns der Geist des Tiberius in Ruhe lassen! Noch einen Blick in den Felsenschlund hinab, und dann gesellen wir uns der kleinen Schar von Reisegenossen bei, die sich gleich uns heraufgemacht und vor der bescheidenen, hart am Salto erbauten Herberge als fröhliche Zecherrunde niedergelassen hat. Aber nicht bloß trefflicher Capreserwein, — noch ein stärkeres Mittel wird uns angeboten, um das Gemüt froh und heiter zu stimmen und mit dem lachenden Himmel und unserem Reisezweck wieder in Einklang zu setzen: eine Tarantella soll da drinnen getanzt werden. Dieser Tanz scheint auf Capri be-

270. Capri: Die Faraglioni an der Südküste.

sonders einheimisch zu sein und mit Leidenschaft gepflegt zu werden. Nach geringem Widerstreben, bei welchem übrigens keinerlei Bedenken und Befürchtungen im Sinne der Lex Heinze mitspielten, begaben wir uns in das Innere der Herberge, wo der Hauptraum, ein niedriges Sälchen, schon zum Tanz hergerichtet war. Wir Zuschauer, 15 bis 18 an der Zahl, saßen an den Wänden herum, in der Mitte das eine tanzende Paar, eine hübsche, junge Capreserin und ein etwas älterer Bursche. Den Rhythmus gibt eine einfache Castagnettenklapper, in Bewegung gesetzt von einer an der Türe stehenden Dienerin. Zu dieser „Musik" hüpft nun, meist auf einem Fuße, der Bursche um das Mädchen und das Mädchen um den Liebhaber, eines stets von dem anderen abgewendet, aber mit weit zurückgebogenem Haupt und sehnsüchtig rückwärts blickenden Augen, stets in gemessenem Tempo, aber so, daß allmählich alle die verschiedenen Stufen einer Liebesgeschichte zur Darstellung kommen: das lebhafte Werben, das spröde Zurückweisen, ja Zurückstoßen, wobei zuerst der Bursche und dann nach Umkehrung der Rolle die Schöne eine Weile in Schmerz auf die Knie

gesunken ist, schließlich der Jubel der Versöhnung. Von jenem Ungestüm, jenem allmählich sich anfachenden Sturm der Leidenschaft, jenem an Besessenheit gemahnenden Drehen und Wirbeln, das sonst als Eigentümlichkeit dieses Tanzes angegeben wird, war hier nichts zu sehen, vielleicht allerdings nur deswegen, weil eben bloß ein Paar tanzte, so daß sich die Motive stärker aufflammender Triebe, des Wetteifers und der Liebeseifersucht, die sich bei größerer Menge notwendig entwickeln müssen, hier nicht entfalten konnten. Hier war alles gemessen, sittig, anmutig.

Nun aber galt es rasch den Rückweg zu bewerkstelligen; nach 4 Uhr mußten wir wieder im Schiffe sein. Zur rechten Zeit war alles pünktlich an Bord auf unserem „Stern" untergebracht. Und als sich dieser „Stern" wieder in seiner ruhigen Bahn weiter bewegte, da ließen wir noch lange unsere Blicke ruhen auf dem zurückweichenden Eiland, das wohl verdüstert ist durch die Erinnerungen an den römischen Imperator, aber noch in höherem Maße verklärt durch zum Teil glänzende Namen aus dem Gebiete der Kunst und der Dichtung, vor allem Gregorovius, Scheffel, Andersen.

7) Neapel und Pozzuoli.

a) Neapel.

25.—27. August.

Neapel, an dessen frisches Leben wir in der Einsamkeit des Segestanischen Tempels gedacht, Neapel, nach dem wir uns gesehnt, wenn sich unsere Augen wunde geschaut an Selinunts Steinhaufen und Girgentis Giganten, Neapel, dem zu Liebe wir auf den Besuch des weinberühmten Marsala verzichtet, es war endlich erreicht. Am 25. August fuhren wir, von der Sireneninsel kommend, in seinen Hafen ein. Noch am Abend nach unserer Ankunft gingen wir ans Land. Freilich kamen wir nicht weit; denn wie der Verbrecher durch eine geheime Gewalt immer wieder an den Ort seines Verbrechens zurückgeführt wird, so lenkten wir unsere Schritte ganz unwillkürlich zur Galleria Umberto, unter deren kühlen Hallen ein deutsches Bierlokal seinen Sitz aufgeschlagen hat, obzwar wir in ähnlichen Lokalen schon öfters in den 25 Tagen unserer Reise ein Verbrechen gegen unsere Gesundheit begangen hatten, indem wir uns durch einen vielleicht zu kalten Trunk Bieres eine Magenverstimmung zugezogen. Einen Entschuldigungsgrund für unser Verlangen, zu einem Glase Bier zu

271. Neapel mit S. Elmo.

272. Neapel: Galerie Umberto.

kommen, mag allerdings darin gelegen sein, daß auf dem Schiffe in den letzten Tagen keines mehr zu haben war; und nur wer die Sehnsucht nach einem Glas Bier kennt, von der ein ehrliches deutsches Gemüt, welches durch ein widriges Geschick während der Hundstage in den sonnigen Süden verschlagen wurde, verzehrt werden kann, der weiß, was wir zu leiden hatten, und warum wir so eilten, zur neapolitanischen Bierhalle zu kommen.

273. Neapel: Karmeliterkirche und Konvent.

Am ersten der zwei Tage, die uns für die Besichtigung der Stadt Neapel zur Verfügung standen, wurde morgens die Kirche des Carmine besucht, in welcher sich das Grab Konradins mit einem von Max II. von Bayern gestifteten Denkmal befindet. Auf dem Vorplatze der Kirche, der Piazza del Mercato wurde der letzte der Hohenstaufen im Alter von 16½ Jahren mit seinem Vetter Friedrich von Baden am 29. Oktober 1268 auf Befehl Karls I. von Anjou enthauptet. Darnach begab man sich zum Dome S. Gennaro.

Derſelbe wurde 1272 von Karl I. von Anjou neben dem älteren Dome von S. Reſtituta gegründet; ſein Bau wurde aber erſt unter Karl II. mit größerem Eifer betrieben und 1323 unter Robert vollendet. Obzwar er ſich öfteren Reſtaurationen unterziehen mußte, hat er doch vieles von ſeinem urſprünglichen Charakter bewahrt. Über

274. Neapel: Denkmal Konradins in der Kirche del Carmine.

dem Haupteingange befinden ſich die Grabmäler Karls I. von Anjou, r. Karl Martells, Königs von Ungarn, des älteſten Sohnes Karls II. und ſeiner Gemahlin Klementina, einer Tochter Rudolfs von Habsburg. Die Säulen, welche das Dominnere in drei Schiffe teilen, ſind antik und rühren von zwei Tempeln des Neptun und Apollo her. Das Taufbecken iſt eine antike Vaſe. Unter dem Hochaltar befindet ſich die Konfeſſion des hl. Januarius, eine unterirdiſche Kapelle mit Marmordekoration in beſter Renaiſſance. Durch eine Tür im linken Seitenſchiffe des

Domes kommt man in die spitzbogige Basilika S. Restituta, die alte Kathedrale Neapels. Hinter S. Restituta liegt das alte Baptisterium mit Mosaiken aus dem VII. Jahrhundert. An das rechte Seitenschiff stößt die Kapelle des hl. Januarius, gewöhnlich Cappella del Tesoro genannt, laut Inschrift dem hl. Januarius, seinem Mitbürger, Patron und Beschützer, geweiht von dem aus Hungersnot, Krieg, Pest und Feuer des Vesuv durch wunderbare Hilfe des Blutes geretteten Neapel. Das Innere der in Form eines griechischen Kreuzes 1608 bis 37 mit einem Aufwand von 1 Million Dukaten erbauten Kapelle ist reich mit Marmor und Gold verziert.

Vom Dom aus fuhren wir zum Museo Nazionale im oberen Teile der Stadt. Dasselbe wurde 1586 als Reiterkaserne gegründet und 1615 zur Universität umgewandelt. Nach Verlegung derselben nach Gesù Vecchio (1780) wurde es die Akademie der Künste und 1790 für die königlichen Sammlungen eingerichtet. Jetzt ist es eines der größten Museen der Welt und enthält die Sammlungen der Krone von Neapel, ferner die aus Parma und Rom stammende farnesische, dann jene aus den königlichen Palästen von Portici und Capodimonte und die Ergebnisse der Ausgrabungen von Pompeji, Herculanum, Stabiä und Cumae.

Am Nachmittage dieses und am Morgen des nächsten Tages besuchten wir das in der Mitte der Villa Nazionale, dem prächtigen Parke Neapels, am Meere gelegene Aquarium, eine deutsche Schöpfung. Hier sahen wir in seinem Erdgeschosse in 26 Becken eine Menge interessanter Tierformen des Meeres, vom Haifisch bis zur unscheinbarsten Schwammart.

Auch zum ehemaligen Karthäuserkloster S. Martino auf der Höhe des Vomero stieg man hinauf. Dasselbe wurde 1325 von Karl V. von Kalabrien gegründet und im XVII. Jahrhundert modernisiert. Seine prächtige einschiffige Kirche ist reich an Kunstwerken. In den Klostergebäuden ist ein reiches Museum untergebracht. Durch den großen Kreuzgang kommt man zum Belvedere, einem sechseckigen Raum, der von zwei Balkonen eine der schönsten Aussichten der Welt bieten soll. Zu seinen Füßen hat man das Häusermeer von Neapel vom Posilip bis Capodimonte, weiterhin sieht man den Golf von Neapel von Sorrent bis Castellamare mit Ischia und Capri, links Portici und den rauchenden Vesuv und weiterhin die gesegneten Fluren des glücklichen Campanien bis Nola und an den Fuß des düster blickenden Apennin.

Mit dem Namen Posilipo, zu welchem sich viele Reiseteilnehmer zu Wagen bringen ließen, bezeichnet man den Neapel im Westen begrenzenden, mit zahlreichen Villen und Ortschaften bedeckten Bergrücken. Der Name soll von der einst hier gelegenen Villa des berüchtigten Schlemmers Vedius Pollio, Pausilypon, herrühren, welches Wort man „Sorgenfrei" übersetzen hört.

276. Die Insel Nisida im Golf von Neapel.

Oft während unseres Aufenthaltes in Neapel kamen wir an dem vom römischen Architekten Fontana erbauten Palazzo Reale vorbei, dessen Front Marmorstatuen der Begründer der acht Dynastien, welche seit achthundert Jahren in Neapel geherrscht haben, zieren. Von der Piazza S. Fernando beginnend, sieht man zuerst den Normannen Roger, dann Friedrich II. von Hohenstaufen, Karl von Anjou, Alfons I. von Aragonien, Karl V., Karl III. von Bourbon, Joachim Murat und Viktor Emanuel II.

Auf dem 1836 angelegten Campo Santo Nuovo sahen wir die Kapellen der Begräbnisbruderschaften, welche einen unteren Raum zur einstweiligen und einen oberen zur definitiven Bestattung haben.

b) Pozzuoli.

28. Auguſt.

Der Weg von Neapel nach Pozzuoli führte uns an der Via Nazionale, dem ſogenannten Palaſt der Königin Johanna, und dem Poſilipo vorüber. Die ganze Küſte erſchien uns wie ein Garten, deſſen Grün hellfarbige Villen belebten. Vor der Einfahrt in den Buſen von Pozzuoli ſahen wir rechts die Inſel Niſida, auf welcher, als ſie noch im Beſitz des Markus Brutus war, die Verſchwörung des Brutus und Caſſius gegen Cäſars Leben eingeleitet wurde, und die jetzt ein Bagno für Schwerverbrecher trägt.

277. Pozzuoli: Amphitheater.

Pozzuoli ſelbſt lag maleriſch da an der Nordſeite des nach ihm benannten Buſens, überragt von den Höhen der Sollatara, des Monte Barbaro und des Monte Nuovo; links erhob ſich das Kaſtell von Baja. Hier lagen die altberühmten phlegräiſchen Felder; aber wo einſt die Landhäuſer eines Cicero, eines Hortenſius und der Cäſaren ſtanden, gelingt es heute kaum ein paar armen Leuten, ein kümmerliches Daſein zu friſten.

Pozzuoli wurde von Griechen im VI. Jahrhundert v. Chr. gegründet und Dikaiarchia genannt, war ſeit den Samniterkriegen in römiſchem Beſitz und wurde 194 v. Chr. zur Kolonie erhoben. Es

war die bedeutendste Handelsstadt Italiens für den Verkehr mit Ägypten und dem Orient. 62 n. Chr. verweilte der Apostel Paulus sieben Tage hier. Von der alten Herrlichkeit zeugen nur noch Trümmer in der Nähe der heutigen Stadt. Die bedeutendsten unter den römischen Ruinen sind das Amphitheater und der sogenannte Serapistempel, eine antike Markthalle oder wegen der nahen heißen Quellen ein Bad, welche alle von uns besucht wurden.

278. Pozzuoli: Die Solfatara.

Zur Solfatara stieg der Weg von der Bahnstation vor dem Tore rechts einer Mauer hinan.

Die Solfatara ist der Krater eines halberloschenen Vulkans, dessen letzter Lavaausbruch 1198 stattfand. Über schwammig lockeres Alaungestein kamen wir zu dem im Südosten dampfenden Fumarolo, wo aus gähnender Spalte Schwefeldämpfe aufwirbelten, welche die Erde mit einer Schwefelkruste überziehen.

Östlich von der Solfatara sahen wir die Monti Leucogei (Colles Leucogaei), deren weißer Tuffstaub von den Alten als Farbstoff benützt wurde.

8) Ischia.

(Von Professor Lorenz, Neapel.)

. . . . . .
„Da unten aber ist's fürchterlich
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen
Was sie gnädig bedecken mit Macht und Grauen."

29. August.

So rezitierte mir einer unserer Mitfreudens- und -leidensgenossen entgegen, als ich beim Grauen des frühen Morgens nach einer am Lande verbrachten wohltätigen Nachtruhe mich im Hafen „San Vincenzo" zu unserer „Etoile" hinüberrudern ließ. Der leicht fächelnde „Nordost" hatte die schon seit Monden unbewegten und untätigen Wasser, in denen infolge der Hitze der letzten Woche die von unzähligen Schiffskolossen über Bord geworfenen Abfälle und Auswürfe, von Menschen und Tieren herrührend, in Fäulnis übergegangen waren, vom Grunde aus aufgewühlt, solchen eine schmutzig-grünbraune Farbe verleihend und dabei Gerüche ausströmend, die aus der Höllengrube direkt zu kommen schienen.

„Ein Glück nur, daß wir von hier wegkommen," raunte mir im Vorübergehen der Herr Generalführer ins Ohr, indem er sich dabei seiner beleidigten Geruchsnerven halber die Nase fest zuhielt, „sonst würden wir alle mit Cholera, Pest, oder Gott weiß was für einer Seuche zum Schlusse noch heimgesucht!" „So gar arg ist die Sache freilich nun nicht," meinte Schreiber dieses, der schon mehr an die lieblich duftenden Zwiebel- und Knoblauchgerüche der Sirenenstadt gewöhnt war, aber nichtsdestoweniger war er recht froh, als endlich um 9 Uhr die Vorbereitungen zur Abfahrt augenscheinlich wurden, denn die zur Abreise bestimmte Stunde war bereits um vieles überschritten. Vom Ankertau losgelöst, pustete unsere schlanke „Etoile" ohne Sang und Klang zum Hafen hinaus, um keinen der „beutegierigen" Lotsen herbeizulocken, die wie hungrige Wölfe über die Schiffe der Fremden herfallen und solche mit allen möglichen Tarifen, Drohungen usw. zwingen, ihnen ihr unverschämtes Teil zu lassen, und erst als wir am letzten Hafendamm, an der letzten Schutzmauer vorüberliefen, sandte ihnen zum Hohne die neuen und frischen Odem schöpfende „Etoile", die jetzt den zuerst eingehaltenen südöstlichen Kurs in einen westlichen änderte, mittels der „lieblich tönenden Sirene" ihr Trutz-

[illegible] sagte, [illegible]: „Si en Dei, das Steuer erweichen. Menschen [illegible] machen kann."

Der Kommandant war [illegible]: auf der Spitze [illegible] ein [illegible] [illegible] [illegible], der über [illegible] [illegible] die Aussicht auf die nächste Umgebung, die ja die Reisenden als eine der schönsten preisen, zu genießen. Deutlich unterscheidet man Häuser und Plätze, und als wir auf der Höhe von der Kirche und Klosterruine vorüberkommen, grüßen wir noch den Amerikaner, der gestern deutschen Boden betrat, einen Gruß nach, hier unter dem Kloster San Martino, wo uns vergönnt wäre herrlichen, freilich erwachsenen Hühnern gefangen [illegible], dem einzigen Lunchhalt auf der Höhe und hinter dem Kasten des Palastes Carl Anna, wo manche der uns sich reklamiert [illegible], wie dem Völkerkranze des nur in der Riviera zwischen Genua und Monte Carlo einen würdigen Nebenbuhler habenden Polippos. Vorüber an der kleinen Insel „Nisida", deren schlangartiges Staatsgebäude den Kaiser krönt, vorüber an Bagnoli, an der Solfatara, an Pozzuoli, wo wir gestern ein reiches frugales Frühstück, freilich ohne Hühner und Braten, wie gar mancher gewünscht hatte, eingenommen hatten, — an Bajae in der Ferne, steuerten wir mit dem Schiffsvorderteil stets nach Westen, das Kap Misëno rechts lassend, der Insel Procida zu. Dortselbst zeigte ich einigen das Haus Johanns von Procida, dem bekannten Anführer der „Sizilianischen Vesper", die bei der Beschreibung Palermos bereits erwähnt wurde. Doch jetzt begannen die Wellen sich bedenklich zu rühren; immer höher kamen sie schlangengleich herangerollt und spritzten ohnmächtig ihren weißen Gischt gegen unsere unschuldige „Etoile" aus, die jedoch, stolz die Giftgeschwollenen verachtend, ohne im geringsten sich aufzuregen, ihres Weges weiter steuerte.

Kaum hatten wir das scharfe Eck um Procida hinter uns, so kreuzte der kleine weiße Postdampfer, der von Torregaveta aus den Postdienst für die Insel Ischia versieht, unsere „Etoile"; nur schien es uns, als ob er die Nacht vorher ein bißchen zu tief ins Glas geschaut hätte, so unsicher tänzelnd waren seine Bewegungen, ja manchmal meinte man, er habe vor, Kreuz- und Querſprünge zu machen.

Beim Betrachten des kleinen tollen Rackers sagte ich zu meiner neben mir stehenden Ehehälfte: „Ein Glück, daß wir nicht da auf dem Knirpse schiffen, sondern auf unserer soliden, nüchternen „Etoile", sonst könnten wir wohl oder übel gezwungen werden, unser bißchen Christentum abzuschwören und Neptun zu opfern; doch unser „Stern" leitet uns sicher und eben zum Ziel."

Freilich war ich ein schlechter Prophet, denn noch am gleichen Abende sollte ich eines bessern belehrt werden. — Der kleine Dampfer schoß pfeilschnell, mit dem Bauche bald rechts, bald links auf dem Wasserspiegel, gen Borgo d'Ischia zu, während unser Kommandant nach Casamicciola steuerte, solches aber ein wenig überfuhr und, eine große Kurve beschreibend, eine Seemeile weit wieder zurückkehren mußte. Der Lotsen wurde durch Signale herbeigerufen, doch der Kommandant, mehr seinen Seekarten als den Versicherungen des lokalkundigen Seebären vertrauend, ankerte mindestens 2 bis 300 Meter

279. Ischia: Casamicciola.

zu weit vom Ufer. Dies sollte uns verderblich werden. Mit dem ersten Boote, das den zweiten Kapitän ans Land brachte, war auch die Direktion abgegangen, um mit den Bootsführern wegen des Ausbootens zu verhandeln, ein Geschäft, das, weil es schon seine Antezidenzien hatte, leicht vonstatten ging. In aller Eile wurden die Bäder in Augenschein genommen, ob solche der zahlreichen Gesellschaft gerecht zu werden fähig seien, einige Empfehlungen wegen Preis und Reinlichkeit gemacht, dann ging es zurück zum Aussteigplatze. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Die Wellen schlugen immer heftiger ans Ufer, und die Wasser wogten immer höher und höher. Zwar hatten sich 10 bis 12 Barken auf Büchsenschußweite der „Etoile" genähert, als — kein Unglück kommt allein — man auf einmal den Rauch des von Neapel her kommenden Passagier-

dampfers bemerkt. Dies sehend stoßen wie kreisende Stoßvögel auf ein armes Häschen die Barken, den Kurs wieder dem Lande zu nehmend, von ihrer Richtung ab dem Dampfer zu, denn — wir sind in der Hochsaison —, folgerten die schlauen, falschen Bootsleute, die auf der „Etoile" laufen uns nicht davon, das Essen ist für sie bestellt, das weiß die ganze Insel, und das Angeld haben wir auch in der Tasche, — so schlagen wir zwei Fliegen auf einen Schlag, und verdienen wir noch den Obolus derer, die auf dem Postschiffe sind. Und so fuhren die Ungetreuen vor der Nase derer auf unserer „Etoile", die sehnsüchtig auf das Ausschiffen harrten, wieder weg. — So zerrann Viertelstunde auf Viertelstunde und der, dem das Arrangement des Tages oblag. schaute recht sehnsüchtig-wehmütig nach der schlanken „Etoile" hinüber, ob sich dort kein Gott erbarme, die Leute zum Ufer, zum Bade, zu dem für sie bestellten Essen, das natürlich kalt werden mußte, kommen zu lassen. Umsonst; der Zeiger näherte sich mit Windeseile ganz bedenklich der Stunde, wo wir schon an großen, langen Tischen, im grünenden Garten dort auf den Höhen am Fuße des Epomäo, des Hotels Sauvé gelagert, uns gütlich tuend sitzen müßten, und noch waren erst zwei davon, ein Männlein und ein Weiblein, am Ufer. Ohne sich zu besinnen, warf er sich in die einzige, am Gestade gebliebene kleine Barke, feuerte die Bootsleute mit Geld und guten Worten zu doppeltem Eifer an und gebot ihnen, zur „Etoile" zurückzufahren, ob es ihm nicht gelänge, den Kommandanten zu überreden, sich auf 200—300 Meter weiter dem Ufer zu nähern und so das Ausbooten möglich zu machen. Denn inzwischen hat ihm der Obmann der Barkenführer erklärt, bei diesem Wellenschlag würden die Leute auch nicht für das Vierfache des Ausbedungenen wagen, die Ausbootung von solcher bedeutenden Entfernung zu unternehmen. Den stählernen, sehnigen Armen der Ruderer gelang es, das Boot auf Sprechweite zur „Etoile" heranzutreiben. Die Unterredung mit dem Kommandanten begann, doch unerbittlich tönte sein „Impossible!" Aber jetzt war unser Deutsch-Neapolitaner wieder ganz Deutscher; denn: „Zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust!" und er beschloß, dem Unstern trotzend, den Stier an den Hörnern zu fassen.

„Wer hat Courage, mit mir zu fahren?" ruft er hinauf zur Treppe, wo viele sehnsuchtsvoll das Boot, das sie ans sichere Land trüge, erwarten. Und siehe, wer wollt' es glauben, eine zarte Dame, gefolgt von ihrem braven, blonden Gemahl, war die erste, die von der steilen Treppe herab ins Boot sich schwang, und andere folgten, bis das kleine gebrechliche Fahrzeug fast übervoll geladen war. Schnell

ans Land, war das Kommandowort. Doch teuer kam den braven Leutchen die gewagte Fahrt zu stehen. Wenn eine der Damen, die oben am schwäbischen Meere der Wasserfurcht längst sich entwöhnt hatte, nicht schon dem Land zusteuerte, sie hätte es wohl nimmer gewagt. Ganze Regengüsse des schäumenden Gischtes spritzte ihr das erzürnte Element über den Kopf des „Verführers" hinweg ins Gesicht; sie tröstete sich, denn den andern ging es auch nicht viel besser; doch am schlimmsten kam er selber weg, der zu so verwegenem Tun die Leute auf seinen Seelenverkäufer einlud. Auf ihn ergoß sich die ganze Schale des Zornes des beleidigten Meeresgottes, dem in den

280. Casamicciola: Garten des Hotel Sauvé.

letzten Wochen von unserer Reiseschar kein Eß- und Trinkopfer mehr dargebracht wurde, und auf seinen breiten Rücken schoß ein Guß nach dem andern, so daß er nach wenigen Minuten gleich einem begossenen Pudel von Salzwasser triefte. Doch endlich gelangten sie am Ufer an. Nach einem Wortschwall und hundertmaligen Wiederholungen gelang es ihm, die Behörden zu überzeugen, daß die Leute ihren Vertrag halten müßten, versprach, noch weiteres drauf zu legen und endlich, endlich fuhren die Barken der „Etoile" zu, die Leute mit mehr oder weniger Beschwerden ans Land zu bringen, dem ersehnten Mittagstische entgegen. Nur wenige mehr vergönnten sich noch vorher die Erfrischung eines Meerbades. — Schnell ward für jede Truppe, die ankam, extra serviert, das andere wurde warm gehalten, und je mehr der Freunde ankamen, desto mehr brachten sie Sonnenschein über ihren Häuptern und im Gesichte mit sich. Die Beute war Neptun entgangen, und er gebot den Wellen und Winden jetzt Ruhe, die Wolken verschwanden und Phöbus herrschte allein. — Bald kam unter das

lustige deutsche Völkchen sprudelnde Heiterkeit; der herrliche Schiawein tat auch das Seine; die Stadtmusik, die schon seit Tagen sich abmühte, das deutsche „Heil dir im Siegeskranz" ihrem italienischen Musikverstand anzupassen, ließ „ihre Weisen" ertönen; die schwäbischen Sänger wechselten mit ihren deutschen Liedern mit der Bande ab, und bald war man im vollen Festesjubel. Auch Reden, mögliche und unmögliche, wurden gehalten, die Zeusehre der halben Direktion fêtiert, dem zarten Geschlechte unserer Reisegenossen ward ein Vivat gebracht, und ehe man sich's versah, war die Stunde der Trennung von dem einzig schönen Plätzchen am Fuße des Epomäos angekommen.

281. Casamicciola: Am Buffet des Hotel Sauvé.

Der Ortsgeistliche von Casamicciola hatte die Direktion angegangen, eine kleine Sammlung zugunsten der immer noch seit ihrer Zerstörung im Jahre 1883 (wobei 1700 Menschen das Leben ließen) unvollendeten Kirche machen zu dürfen, was ihm gewährt wurde. Es ist ein schönes Zeugnis von der Opferwilligkeit und Dankbarkeit unserer lieben Reisegenossen, daß der genannte Geistliche auf Befragen nach dem Ergebnisse seitens Schreibers dieses erklärte, recht zufrieden zu sein.

Auch die Musikbande erhielt ihren klingenden Dank. Nun aber ging's eilig in kleinen Truppen abwärts dem Schiffe zu, das schon dringend mit „heulenden Tönen" seiner Kinder verlangte.

Mit dem Glockenschlag 6 Uhr fuhr unsere „Etoile" ab nach Civita Vecchia. Nachdem wir etwa 4—5 Minuten mit halber Ge-

schwindigkeit gefahren, sahen wir, daß uns ein Boot, von rüstigen Ruderern getrieben, nachfuhr. Es ist jemand zurückgeblieben, ertönte der allgemeine Ruf, und schon hatte der Kommandant das Zeichen zum Stoppen des Schiffes gegeben, das plötzlich hielt.

Das Boot kam näher, die Darinsitzenden schwenkten Hüte und Tücher und kehrten unter allgemeiner Enttäuschung, nachdem sie unserer „Etoile" so nahe gekommen, daß jede Person erkennbar war, auf einmal unserm Schiff den Rücken. Sie hatten sich das Vergnügen gemacht, mit uns eine Wettfahrt zu machen.

Nach einem Blick auf das wundersame Lacco Ameno, an dem wir eilig vorüberfuhren, den Kurs nach „Nord" gerichtet, ward der ruhige Gang unserer „Etoile" auf einmal unterbrochen. Sie begann bedeutend zu schwanken und zu stoßen. Die soeben noch fröhlich Singenden auf dem Oberdecke verstummten nach und nach, immer weniger wurden es, die dort oben aushielten, denn jeder kroch in seine Kabine. Schreiber dieses aber, in Gesellschaft des Herrn Generalführers, labte sich am letzten Glase deutschen Bieres, da er ja morgen früh das Schiff verlassen sollte, und trank im stillen auf das Wohl aller, die ihm in diesen 30 Tagen gemeinschaftlicher Reise lieb und wert geworden waren. Sie werden ihm unvergeßlich bleiben.

9) Die Romfahrt.

27. August.

Am Nachmittage des 27. August verließen über 90 Reiseteilnehmer Neapel, um Rom zu besuchen. Mitten in der schönsten Eisenbahnfahrt hielt auf einmal der Zug auf offenem Felde, die Maschine hatte einen Defekt bekommen, und man mußte stundenlang warten, bis von Monte Compatri in der Nähe Roms eine neue Maschine abgesandt wurde und den Zug mit einer Verspätung von drei Stunden nach Rom brachte.

Zwei Herren der Gesellschaft waren bereits am vorhergehenden Tage nach Rom gefahren, um dafür zu sorgen, daß alles zum Empfange der Gesellschaft bereit sei, so daß die Romfahrer glücklich statt um neun Uhr gegen 12 Uhr in das Hotel Anglo-Americano kamen, welches als Quartier für den zweitägigen Romaufenthalt ausersehen war.

28. August.

Der erste Gang der Reisenden am nächsten Morgen galt dem Petersdome mit der Kuppel Michelangelos, bis zu deren Knauf viele

hinaufstiegen und seinem Innern, welches durch die herrlichen Raumverhältnisse und die schöne Harmonie der Farben auf den Beschauer, so oft er es betritt, immer den gleichen imposanten, ja überwältigenden Eindruck macht.

Vom Petersdom aus stieg man zum Vatikan hinauf, bewunderte das Weltgericht Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle und die lebenswahren Fresken der Raffaelischen Stanzen und die unschätzbaren Gemälde der vatikanischen Gallerie. Dann ging es zur vatikanischen Bibliothek mit den Geschenken, welche Monarchen Leo XIII. bei Gelegenheit seiner mannigfachen Jubiläen verehrt.

Nachmittags fuhr man an der Pyramide des Cestius vorbei durch das ostiensische Tor, hinaus nach der Paulskirche vor den Mauern Roms mit ihrer in Goldmosaik erglänzenden Fassade, ihrem Vorhof, der, obgleich noch unfertig, doch die Pracht schon verrät, deren er nach seiner Vollendung sich erfreuen wird, ihrem in Gold und Marmor und seltenen Steinen prangenden Innern und ihrem Kreuzgang, einem jüngeren Bruder des Kreuzganges von Monreale.

Von Sankt Paul aus fuhr man dann weiter zum eukalyptusbeschatteten Trappistenkloster zu den drei Quellen (Trefontane), an der Enthauptungsstelle des Völkerapostels Paulus, und von da zur Appischen Straße, an welcher Roms edelste Geschlechter im Tode ruhen wollten. Da sahen wir den Rundbau des Grabmals der Caecilia Metella, das Wahrzeichen der römischen Campagna, und stiegen dann hinab zur Totenstadt der von den römischen Großen, welche zu beiden Seiten der Straße prunkvolle Grabmäler hatten, verachteten Christen, den Katakomben. Ein Teil der Gesellschaft verirrte sich in ihren engen Gängen, und bereits begann die hereinbrechende Nacht die weiten Gefilde der Campagna mit ihren düsteren Schleiern zu verhüllen, als die Verirrten glücklich den Weg fanden, welcher sie aus der Nacht des unterirdischen Friedhofs herausführte.

29. August.

Am zweiten Morgen des Romaufenthaltes wurde St. Cäcilia besucht, die Grabkirche der jugendlichen Martyrin, an deren erster Ruhestätte man gestern in den Katakomben gestanden. Ihre prachtvolle, neue, auf Kosten des Kardinals Rampolla, des langjährigen Staatssekretärs Leos XIII., an Stelle eines altrömischen Hauses erbaute Unterkirche erstrahlte beim Scheine elektrischer Glühlampen im Glanze der herrlichsten Mosaiken.

282. Die Romfahrer nach der Audienz im Damasushof des Vatikans.

Vom Mons Janiculus aus mit der Kirche von St. Pietro in Montorio, in deren Hof sich das als das graziöseste Werk der Renaissance gepriesene Tempietto Bramantes erhebt, ließ man dann seine Blicke über das von den Sabiner- und Albanerbergen eingeschlossene kuppelreiche Stadtbild Roms schweifen.

Nach 10 Uhr begab man sich auf den Petersplatz, denn Papst Pius X. hatte sich auf ein Gesuch von Professor Miller hin bereit erklärt, den Romfahrern an diesem Morgen eine Audienz zu gewähren, und zwar — ein bisher unerhörter Fall — durfte man im Reiseanzug erscheinen. Um 11 Uhr stieg man zur Sala Clementina, in welcher die Audienz stattfinden sollte, hinauf. Nach einiger Zeit taten sich die Türen, welche zu den inneren Gemächern des Vatikan führen, auf, und es erschien eine Abteilung von Schweizer- und Nobelgardisten, welchen der Papst in Begleitung des Monsignore Marchese Misciatelli, eines der vier diensttuenden Kammerherren, welcher den Oberstkämmerer, Monsignore Bisletti, der einen zehntägigen Urlaub angetreten hatte, vertrat. Der Papst schritt die Reihe der Romfahrer ab und reichte jedem die Hand zum Kusse. Am Schlusse hielt er folgende Ansprache:

> Jo vi ringrazio per la visita, che mi avete fatti e faccio voti al Signore, che vi ricompensi con grazie e benedizioni. Jo imploro sopra di voi l'apostolica benedizione: sopra voi, sopra le vostre famiglie, sopra le persone, che vi sono care, sopra le opere dei quali siete cariche. Gli oggeti sacri che avete portati, sono benedetti ed io metto sopra di essi tutte le indulgenze, che il sommo Pontefice puo dare. Ai sacerdoti, che hanno la cura delle anime, do la facoltà di dare una volta l'apostolica Benedizione.*

Nachdem Pater Ethelbert Hurter, welcher mit einem anderen Salvatorianerpater die Führung der Romfahrer übernommen hatte, die Ansprache übersetzt hatte, erteilte der Papst den apostolischen Se-

---

* Ich danke Euch für den Besuch, welchen Ihr mir gemacht habt und ich will den Herrn bitten, daß er es Euch vergelte durch seine Gnaden und Segnungen. Ich flehe den apostolischen Segen auf Euch herab: Auf Euch, Eure Familien auf die Personen, welche Euch teuer sind, auf alle Unternehmungen, die auf Euch lasten. Die Devotionalien, welche Ihr mitgebracht habt, sind gesegnet, und ich versehe sie mit allen Ablässen, die der Papst geben kann. Den Geistlichen, welche Seelsorge ausüben, erteile ich die Vollmacht, einmal nach ihrer Rückkehr den apostolischen Segen zu erteilen.

gen und zog sich mit dem Wunsche: „Felice Viaggio“, „Glückliche Reise“, zurück.

Während des Mittagessens sprach Doktor Firsbach dem Reiseleiter Professor Miller, welcher die Leitung der Romfahrt übernommen hatte, den Dank der Romfahrer aus für all das Schöne, was zu sehen er ihnen ermöglicht hatte.

Der Nachmittag war Alt-Rom geweiht. Man besah sich das Forum mit der Phokassäule, mit dem Triumphbogen des Septimius Severus, dem Titusbogen, den Säulenfragmenten des Dioskuren- und Saturnustempels, der massiven Rednerbühne, der Basilika Julia und dem Hause der Vestalinnen; man stieg zum kapitolinischen Hügel hinauf, betrachtete die dort in Käfigen untergebrachte Wölfin und den Adler, die Wappentiere der alten Roma, man stieg zum mamertinischen Kerker hinab, in welchem Jugurtha, dessen Felsenburg Cirta man vor einigen Wochen gesehen, Hungertodes gestorben. Vom Riesenbau des Kolosseums, dem größten Gebäude des heidnischen Roms, kam man zur Kathedrale des christlichen Roms, nach St. Johann im Lateran, dessen statuengeschmückte Fassade über die öde römische Kampagna hinblickt.

Nach einem Blick in die Kirche von S. Maria Maggiore, deren Decke mit dem ersten Golde, das man in der neuen Welt fand, geschmückt wurde, fuhr man dem Monte Pincio zu, von dessen palmenbewachsener Höhe man einen langen Abschiedsblick über die ewige Stadt hinwarf, deren Kuppeln und Türme im letzten Strahle der untergehenden Sonne erglänzten. Rechts lag die Peterskirche, in der Mitte der Stadt ragte die Kuppel des Pantheon auf, welches man wegen der eben stattfindenden Pflasterung des Pantheonplatzes hatte nicht besuchen können. Links in blauer Ferne sah man den Monte Cavo, auf dessen Gipfel die Via Sacra, welche am Kapitol begann, endete.

Hier nahmen die zwei Salvatorianer Patres, welche in wahrhaft vorzüglicher Weise sich der Führung der Romfahrer unterzogen hatten, von denselben Abschied.

Am frühen Morgen des 30. August schlug die Stunde, in welcher man Rom verlassen mußte. Viele Romfahrer nannten die Romfahrt den Glanzpunkt der Mittelmeerreise: gewiß ist es, daß mit Rom sich keiner der vielen Orte messen kann, welche wir während ihrer dreißigtägigen Dauer berührt.

283. Civita Vecchia: Der Hafen.

VII. Die Heimfahrt.

1) Von Civita-Vecchia nach Genua.

30. Auguſt.

Lange bevor die Romfahrer in den Bahnhof von Civita-Vecchia einfuhren, ſahen ſie die „Etoile“ ziemlich weit draußen im Meere vor Anker liegen. Als man an den Hafen von Civita-Vecchia kam, da fand man das Meer ſo bewegt, daß niemand Luſt hatte, ſich auf ſchwankenden Booten an die „Etoile“ bringen zu laſſen, ſondern dieſe in den Hafen von Civita-Vecchia einlaufen mußte. Als die Romfahrer auf dem Schiff angekommen waren, ging es weiter, der Heimat zu. Herr Landgerichtsrat Braun aus Aachen, deſſen Aufzeichnungen über den letzten Tag unſerer Seereiſe uns vorliegen, hatte ſich in Civita-Vecchia mit der neueſten Nummer des in Rom erſcheinenden „Meſſag-

284. Brandung in Civita Vecchia.

gero" versehen, in welcher auf der ersten Seite in großen Lettern die Worte standen: La Pace è fatta, und auch die Friedensbedingungen mitteilte unter dem charakteristischen Titel: Le enormi concessioni fatte dai Giapponesi. Während man sich noch über dieses Ereignis unterhielt, und die mitreisenden Russen und Japaner einander freudig bewegt

285. Leuchtturm von Civita Vecchia.

die Hand reichten, da begann die auf den 30. August fallende Sonnenfinsternis, welche man bei dem wolkenlosen Himmel sehr leicht beob-

286. Sonnenfinsternis.

achten konnte, und auf deren Konto man später all das schlechte Wetter, das im Monat September herrschte, setzte. Es wurde immer düsterer und düsterer, alle Gegenstände nahmen eine leichenartige Färbung an, und ein kalter Wind fuhr über das Meer hin, so daß die Reisenden allgemach ihre Überzieher hervorziehen mußten. Als der Mond die Sonne zu dreiviertel Teilen überdeckte, war der Höhepunkt der Verfinsterung erreicht.

Noch war die Sonnenfinsternis nicht vorüber, als am Horizont große Schiffe sichtbar wurden, die immer näher kamen und an der „Etoile" so nahe vorüberfuhren, daß man ihre Kanonen deutlich sehen konnte. Es war ein italienisches Geschwader, welches sich auf Manövern befand.

Das bisher Geschilderte war, wie Professor Miller treffend bemerkte, fast zu viel des Interessanten an einem Tage. Weniger angenehm mag für viele Reiseteilnehmer der hohe Seegang gewesen sein, welcher seit zwei Tagen herrschte und beinahe bis zur Ankunft des Schiffes in Genua andauerte, da Neptun, obwohl wir erst vor

287. Civita Vecchia: Das Meer während der Sonnenfinsternis. Am Horizont fünf italienische Kriegsschiffe.

kurzem zu seinem Tempel in Paestum gewallt waren, von so manchem Reisender ein reiches Abschiedsopfer verlangte. So übel freilich wie dem italienischen Kutter Luisella, welcher in der Nacht vom 29. bis 30. August drei Meilen von Civita-Vecchia scheiterte, ging es der „Etoile" nicht, sondern sie lief am 31. August, morgens gegen 7 Uhr, nach einer dreißigtägigen Seefahrt glücklich im Hafen von Genua ein, welches, wie wir bereits bei unserer Einschiffung gesehen, vom Meere aus mit seinen Palästen, Terrassen, Gärten, Bastionen und dem Hintergrunde von steilen Bergen, an welchen in malerischen Gruppen turmartige Häuser hinansteigen, ein sehr schönes Bild darbietet.

2) Von Genua nach Stuttgart.

31. August.

Nicht so schnell wie bei unserer Abfahrt nach den afrikanischen Gestaden wollten wir diesmal Genua verlassen, sondern bestiegen am

Hafen die bereitstehenden Wagen und ließen uns zum Campo Santo führen, der durch seine Lage und die Großartigkeit seiner Monumente zu den schönsten der Welt gehört. Dann sahen wir von der Circonvallazione a Monte, einem über 4 Kilometer langen, 100 Meter hoch über Genua an seinem Berghintergrund sich hinziehenden Straßenzug herab auf die Stadt Genua mit ihren Kirchen, ihren Palästen und ihren Gärten, herab auf seinen dreifachen Hafen und das weite blaue Meer, von dem wir nun vielleicht auf immer Abschied nehmen mußten.

288. Genua: Panorama des Campo Santo.

Kurz vor 12 Uhr verließen wir Genua, nachdem wir zuvor ein reichliches Mittagessen eingenommen hatten. Bald hatten wir den Apennino überschritten und durchfuhren die ziemlich reizlose aber fruchtbare lombardische Ebene. Bei Cava Manara (110 Kilometer) überschritten wir den Po und bald darauf den Ticino. Bei der Station Certosa in der Nähe von Pavia stiegen einige Reiseteilnehmer aus, um der berühmten Certosa von Pavia einen kurzen Besuch abzustatten. Bald darauf waren wir in Mailand (500 000 Einwohner, „la Grande"). Hier verließen wir unseren Zug für einige Stunden, besuchten den Marmordom der Stadt, bestiegen sein Dach, um uns der herrlichen Aussicht auf die lombardische Ebene und die fernen Alpen zu erfreuen, nahmen in der Galleria Vittorio Emanuele, der großartigsten

Kauf-, Wandel- und Restaurationshalle Europas, eine kleine Erfrischung ein und eilten dann noch hinaus nach St. Ambrogio, einer vom hl. Ambrosius erbauten Kirche, welcher hier 387 den hl. Augustinus taufte, 389 dem Kaiser Theodosius den Eintritt in die Kirche verwehrte und in der Krypta begraben wurde. Gegen ½8 Uhr fand ein Abendessen statt, für die Herren im Albergo Popolare, für die Damen in einem Restaurant des Domplatzes. Um 9 Uhr entführte uns unser Zug aus der lombardischen Hauptstadt, um 11 Uhr waren wir in Chiasso, der Grenzstation zwischen Italien und der Schweiz, wo wir

289. Certosa di Pavia.

umsteigen mußten und wo die schweizerische Zollvisitation stattfand, die mit so viel Entgegenkommen von den schweizerischen Zollbeamten vorgenommen wurde, daß wir aufs angenehmste überrascht waren, um so mehr, als uns noch die erste Nacht unserer Reise mit den stundenlangen Plackereien seitens einiger italienischer Zollbeamten in Luino frisch im Gedächtnis war.

Bei Nacht und Nebel passierten wir diesmal das Schweizerland, dessen Berge und grüne Matten und freundliche Ortschaften zu bewundern wir bei unserer Fahrt nach Genua Gelegenheit gehabt. Nach 6 Uhr morgens kamen wir nach Zürich, von wo es nach einem etwa einstündigen Aufenthalt, welcher zur Einnahme eines im Café, aus Brot und Butter bestehenden Frühstücks benützt wurde, weiter ging. Nach einer weiteren ungefähr sechsstündigen Fahrt fuhren wir nach einer zweiunddreißigtägigen Fahrt wieder in Stuttgarts Hauptbahnhof ein. Eine stattliche Schar von Freunden und Bekannten empfing uns am Bahnhof und geleitete uns zum Europäischen Hofe, wo ein Abschiedsmahl stattfin-

den sollte. Nur ein kleiner Rest freilich war es von den 300 Reisenden, welche sich hier zu Tische setzten, denn einige Reisende waren bereits in Genua und Mailand zurückgeblieben, andere hatten sich in Zürich, Singen usw. von der Gesellschaft getrennt. Während des Mittagessens erhob sich Professor Miller und verabschiedete sich von der Reisegesellschaft. Dann sprach Professor Kolb-(Schwäb.-Hall) dem Reiseleiter den Dank der Reisenden aus für die treffliche Leitung der ganzen Reise. Zum Schlusse dankte Prof. Miller allen jenen Herren, welche durch ihre Mitarbeit die schwere Arbeit der Reiseleitung wesentlich erleichtert hätten.

290. Professor Dr. Miller.

Bald darauf trennte man sich, die einen ließen sich durch das Dampfroß in ihre noch mehr oder weniger entlegene Heimat entführen, die anderen, die Stuttgarter Reiseteilnehmer, kehrten in den Schoß ihrer Familien zurück.

Nach wenigen Tagen ging wieder jeder seinen Geschäften nach, sein Leben nach der Reise unterschied sich in nichts von seinem Leben vor der Reise, nur in des Herzens Tiefe, da blüht verborgen ein Pflänzchen, die Erinnerung an all das Schöne, das man gesehen, und an die Freundschaften, die man während des engen Zusammenlebens auf dem Schiffe geschlossen.

VIII. Schlußbetrachtungen.

1. Würdigung der Deutschen Mittelmeerreise.

Von A. Schuh, K. K. Professor in Marburg a. D.

Sowie man aus dem Erze erst nach Entfernung der neidigen, der verhüllenden Schlacken das reine, das edle, kostbare Metall gewinnt, so bleiben von einer schönen Reise nach Vollendung derselben die köstlichen Erinnerungen, die gesammelten Eindrücke als dauernder Gewinn. Die Reise an sich ist in vielen Fällen wahrlich nichts anderes als die Reinigung des Edelmetalles von den Schlacken; und je kostbarer die gewonnene Beute ist, um so achtloser wirft man die Schlacken zur Seite, je schöner die auf der Reise berührten Punkte waren, um so leichter vergißt man nachher in der glücklichen Erinnerung das bei jeder Reise unvermeidliche, unangenehme Beiwerk. Mit glänzenden Augen betrachtet man dann den wertvollen Schatz! So reihen sich nun auch bei uns, den Teilnehmern der deutschen Mittelmeerreise, Glied an Glied die wundersamen Erinnerungen, die mächtigen Eindrücke — in schier ungeheurer Fülle.

Sobald Schreiber dieser Zeilen auch nur die erste Kunde von Plan und Ziel der Mittelmeerreise erhalten hatte, stand es bei ihm fest, diese Fahrt, wenn irgend möglich, mitzumachen; es stiegen nur hie und da beim Studium der allgemeinen Reiseordnung Zweifel in ihm auf, ob es denn auch bei der verfügbaren Zeit und den ausgesetzten Mitteln wirklich möglich sein werde, all das Versprochene zu halten. Nun, nach vollendeter Reise, kann man ruhig sagen, es wurde, was die Reiseziele und die Sehenswürdigkeiten betrifft, in den meisten Fällen noch mehr gehalten und geboten als versprochen war; jetzt greift man ins volle und schwelgt voll stiller Wonne und tiefer Genugtuung in den Erinnerungen. Im „Haller Tagblatt" schreibt „Ein glücklich — und voll tiefen Glücksgefühls — Zurückgekehrter," ein liebwerter Freund, den ich eben bei dieser Reise kennen lernte, und mit dem ich manche glückliche und weihevolle Stunde verbrachte: „So erhielt unsere Reise großenteils den Charakter einer Wallfahrt zu

den einstmaligen Kultur-Schauplätzen und Brennpunkten des klassischen Altertums und gestaltete sich stillschweigend zu einer Huldigung an den hier immer noch waltenden Schönheitsgeist." Diese Worte bezeichnen einen großen Teil des Inhaltes unserer Reise; und es drängt mich, noch einige Gedanken und Betrachtungen über die Bedeutung derselben anzufügen.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man hier von den landschaftlichen Reizen der von uns berührten Punkte sprechen; einige derselben, wie die Riviera, Palermo mit Monreale, Taormina, Amalfi mit Umgebung, Capri, Neapel sind so weltbekannt und berühmt, daß es in Anbetracht der reichen und bequemen Verkehrsmittel unserer Zeit für den halbwegs bemittelten Gebildeten schon bald zum guten Ton gehört, solche Orte einmal bereist zu haben. Auch der rein wissenschaftliche Standpunkt (z. B. geologische oder überhaupt naturwissenschaftliche Studien, obzwar auch dazu freilich zeitlich meist sehr beschränkte Gelegenheit geboten war und wohl auch genommen wurde; der Archäologie stand ein weites Feld offen) soll hier außer acht gelassen werden, denn unser Unternehmen war keine Gelehrten- und Forschungsreise.

Aber von all dem Schönen, das bei dieser so selten wiederkehrenden Gelegenheit zu sehen war — denn wo und wann stünden dem einzelnen Reisenden ein großes Schiff so ganz und gar zur Verfügung; wo und wann fände der einzelne so unschätzbar vorteilhafte Dienste, wie wir sie manchmal leider nur zu sehr als selbstverständlich hinnahmen (z. B. die Erfahrungen und Sprachkenntnisse des Herrn Prof. Lorenz, die Führung in Rom u. a.) —, von allen Reizen und Sehenswürdigkeiten also, welche da vor allem das Herz des Geographen entzückten, seien nur drei hervorgehoben: die Fahrt in das algerische Atlasgebiet, nach Constantine und — für einen Teil der Reisenden — bis an den Wüstensaum, dann die gar oft sich bietenden, hochinteressanten, gewaltigen Gegensätze in Natur und Kultur, bei Land und Leuten, und endlich die reichliche, aber doch reizvollste abwechselnde Gelegenheit zu eingehender Beobachtung des Vulkanismus.

So konnten wir also die dem Atlasgebiet eigenartige Scheidung in drei Zonen, in das von der Küste allmählich ansteigende, überaus fruchtbare Tal, das mittlere Hochland der Schotts (Salzseen) und Halfagrassteppen, endlich das Oasenland am Südabhang des Atlas und am Wüstenrand einmal an Ort und Stelle studieren und die oft großartige, in mancher Hinsicht an den Alpencharakter erinnernde Gebirgslandschaft mit ihren Wäldern von Korkeichen und Zedern bewundern. Unser verehrter Direktor, Herr Professor Dr. Miller, hob in einer Ansprache in Constantine mit Recht hervor, wie man während der Fahrt (von Algier her) Gelegenheit hatte, sich mit staunenden Blicken von der Fruchtbarkeit des Landes zu überzeugen, und wie man es daher begreiflich finden könne, daß so viele Völker, vor allem auch die Römer ihre Hand nach diesem Lande, dem alten Numidien, ausstreckten. — Und in alter Zeit war die Ergiebigkeit des Bodens gewiß

noch viel bedeutender, „zum Beispiel schlug die Weizenproduktion zur Zeit der Römerherrschaft die sizilische aus dem Felde und konkurrierte mit der ägyptischen.“* Welch gewaltiger Gegensatz aber offenbarte sich dann in kurzer Zeit in der steinigen, starren, wasser- und vegetationslosen Gebirgswelt am Rande der Wüste! Und dann plötzlich wieder — der Zug braust bei El-Kantara durch einen imposanten Engpaß — die erste grüne Oase mit ihrem Palmenwald inmitten der gelbrotbraunen Stein- und Sandwüste! Viele ähnliche und wieder andere hochanziehende Kontraste fallen uns auf, je weiter wir die Reise fortsetzen. Hier, — in den afrikanischen Städten Algier und Tunis, — finden wir ganz europäisches Leben und Treiben, moderne Kultur, in nicht geringem Grade auch in ihrer Entartung; auf den einsameren Hochflächen beobachten wir die seit Menschengedenken nomadisierenden Stämme der Berber-Kabylen, und dort in den Oasen betrachten wir neben vornehm ausgestatteten Hotels die ärmlichen, höhlenartigen Wohnstätten, das elende Leben und Dasein arabischer Stämme und Negervölker. Noch klingt dir die eintönige Weise des arabischen Bänkelsängers in den Ohren und — wie lange dauert's — schon wirst du umschmeichelt von den süßen, lieblichen Tönen italienischen Gesanges, — sei es auch nur das „Santa Lucia“ des italienischen Bänkelsängers. Mächtiger noch wirken die Wärme- und Vegetationsunterschiede vom subtropischen Fuße bis zu den eisigen Höhen des Ätna, der da ganz an den bekannten Pico de Teyde der Insel Tenerifa erinnert. Eben bewundertest du, behaglich im Wagen sitzend, die üppige Agrumen-Vegetation von Catania bis Nicolosi und suchtest dich nur vor der glühenden Sonne zu schützen, dann aber gewahrtest du den Wechsel des Pflanzenkleides im Waldgürtel, schon beginnt dich leise zu frösteln, und bald verschwindet in der Regione deserta fast jeder Pflanzenwuchs, bald suchst du das wärmste von den mitgenommenen Kleidungsstücken für die in der Kälte wie auch durch den langen, ungewohnten Ritt erstarrten Glieder, du befindest dich in Hochalpennatur!

Hinsichtlich der vulkanischen Erscheinungen bewundern wir beim Ätna mehr die Ergebnisse der eruptiven Tätigkeit, seinen großartigen Aufbau — die Monti Rossi, welche sich immerhin 257 Meter über Nicolosi erheben, erscheinen von Taormina aus gesehen wie kleine Buckeln an dem gewaltigen Abhang des Vulkanriesen — sowie die ungeheuren Aschen- und Lavafelder, welche bis ins Meer hineinreichen (die schönen Lavaklippen bei Ognina) und einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen; dagegen bietet der Stromboli alle 20 Minuten einen gewaltigen Ausbruch, dessen Donner und glühenden Auswurf man in nächster, fast gefährlicher Nähe hören und sehen konnte, und bei Nacht das imposanteste Naturfeuerwerk mit den gabelförmig sich teilenden Glutstreifen der Lavaströme, — und der Vesuv bietet dank der Cookschen Bahn auch dem bequemeren Reisenden die schönste Gelegen-

* J. Jung in Helmolts Weltgeschichte, 4. Bd., S. 319.

heit, alle vulkanischen Erscheinungen in wiederholender oder ergänzender Weise ebenfalls aus nächster Nähe zu studieren, während das zerstörte Pompeji — ganz abgesehen von seiner kulturhistorischen Bedeutung — in eindringlichster Weise die Folgen, die Verheerungen eines vulkanischen Ausbruches uns vor Augen stellte. In anderer sinnreicher Weise belehren uns über den Unterschied dieser drei tätigen Vulkane folgende Verse im Fremdenbuch des Ätna-Observatoriums. Der musikalische Dichter läßt die drei Berge im Chor auftreten:

Coro dei volcani:		In der Uebersetzung etwa:
Stromboli:	Jo giovane volcano Canto da soprano.	Ich junger Vulkan Singe Sopran.
Vesuvio:	Jo canto ognor' Con voce di tenor.	Immer im Chor Sing ich Tenor.
Etna:	Jo dei volcani son' Jl bombardon.	Ich stelle im Ton Das Bombardon.

Die von uns bereisten Randländer des Mittelmeeres überhaupt, und die meisten der besuchten Punkte im besonderen rufen uns aber wichtige und wichtigste Ereignisse der Weltgeschichte ins Gedächtnis, drängen förmlich zu einer geschichtlichen Betrachtung, durch die allein wir zu einer vollen Würdigung unserer Reise gelangen können. Der IV. Band der von H. F. Helmolt herausgegebenen Weltgeschichte, in welcher bekanntlich im Geiste der Schule Ratzels zum erstenmal und, wie wohl in weiten und maßgebenden Kreisen zugegeben wird, in glücklicher Weise die Behandlung und Gruppierung der Geschichte nach ethno-geographischen Gesichtspunkten mit voller Betonung der geschichtlichen Bedeutung der völkertrennenden und völkerverbindenden Ozeane versucht wird, behandelt „die Randländer des Mittelmeeres." Der einleitende Teil (von Eduard Grafen Wilczek, überarbeitet von F. Helmolt), welcher den „inneren geschichtlichen Zusammenhang der Mittelmeervölker" klarlegt, und welchen jeder von uns mit doppeltem Genuß lesen wird, ist so recht geeignet zu einer geschichtlichen Würdigung unserer Reise, weshalb wir denselben für unsere weitere Betrachtung zur Grundlage nehmen wollen.

„Die weltgeschichtliche Bedeutung des Mittelmeeres beruht in erster Linie auf seiner geographischen Lage." Das Meer bewirkt die scharfe Trennung der auf verhältnismäßig engem Raum zusammentreffenden Landmassen der „Alten Welt" in drei verschiedene Erdteile, der trennende Wasserspiegel erhebt gleichsam diese drei Teile zu selbständigen Kontinenten, verleiht einem jeden derselben seine Eigenart. Andererseits aber wirkt das Meer „einigend und ausgleichend". Sprechen wir doch in der Geographie geradezu von einem „Mittelmeerklima", wie es „für die Daseinsbedingungen des Menschen sonst kaum noch an einer anderen Stelle der Erdoberfläche vorkommt." Auch an der jetzt unwirtlichen Syrtenküste — die Fruchtbarkeit des westlicher gelegenen Talgebietes wurde schon berührt — war im Altertum eine blühende griechische Kolonie (Kyrene), und Syrien war die Heimat der wohlhabenden Phöniker. Es bildet also andererseits das Mittelmeer-

becken eine geographische und — vermöge seiner günstigen Lebensbedingungen — auch eine geschichtliche Einheit und wurde schon in frühester Zeit zu einem Brennpunkt der Geschichte.

Indogermanen vorwiegend in Europa, Semiten hauptsächlich in Asien und Berber in Afrika bildeten seit Menschengedenken die Küstenbevölkerung. Da wir nur das westliche Becken bereisten, die geschichtliche Aufhellung im Zusammenhang mit der Kulturentwicklung und der Völkerströmung aber hauptsächlich in der Richtung von Osten nach Westen erfolgte, so kamen wir mit jenen Ländern und Völkern, deren Geschichte sich am weitesten in das graue Altertum zurückverfolgen läßt, also Ägypten, Syrien und seinen Völkern, Kleinasien und selbst Griechenland, in keine oder doch nur in mittelbare Berührung. Die indogermanischen Stämme, wie Etrusker und Pelasger (wohl ein Gesamtname für die später sich trennenden Italiker und Hellenen) lernen wir überhaupt nicht in ihrem Urzustande, sondern schon als seßhafte Ackerbauer in der Geschichte kennen. „Am längsten bleibt die westliche Küste des Mittelmeeres in Dunkel gehüllt." Die ersten sicheren geschichtlichen Nachrichten künden von den Kolonien der Phöniker: um 1100 v. Chr. erfolgte die Gründung von Gades (Cadiz an der Südwestküste von Spanien), und um dieselbe Zeit entstand Utika, nördlich von Karthago an der Mündung der Medjerda, an deren Ufer wir, von der Wüste kommend, ungefähr von Suk-Ahras (Geburtsstadt des hl. Augustinus) bis gegen Tunis, also fast vom Ursprung bis zur Mündung (231 Kilometer Bahnstrecke!) hinabfuhren; in die Zeit um 814 v. Chr. dürften die Anfänge von Karthago fallen (Sage von der tyrischen Königstochter Dido). Dann folgte im VIII. und VII. vorchristl. Jahrhundert die griechische Kolonisation, deren Spuren und Überreste wir in besonders reichlichem Maße kennen lernten. „Während die Phöniker von der Straße von Kossyra (Pantellaria in der Meerenge zwischen dem afrikanischen Kap Bon und Sizilien) aus ihre Seeherrschaft befestigten" — Malta, in dem man die homerische Insel Ogygia (Nymphe Kalypso) vermutet, und wo sich auch noch Spuren der mykenischen Kultur finden, wurde eine bedeutende phönikische Kolonie —, „vollzog sich die Festsetzung der Griechen seit dem VIII. Jahrhundert v. Chr. auf dem Weg durch die Enge von Zankle oder Messina." * In Sizilien** saßen von den einheimischen Stämmen die Elymer, deren Herkunft nicht sicher festzustellen ist, in Segesta und Eryx (bei Trapani, heute Monte S. Giuliano, wo wir zweimal vorbeifuhren); die Hauptmasse der nichtgriechischen Bevölkerung bestand aus italischen Stämmen, den Sikanern im Westen und den Sikeliern im Osten. Die Phöniker, welche die Spitzen Siziliens sowie die umliegenden Inseln besetzt hatten, zogen sich nach der Ankunft der Griechen an andere Orte, zum Beispiel auch nach Panormus (Pa-

---

* J. Jung in Helwots Weltgesch., 4. Bd. S. 320.

** Das folgende z. T. nach H. Swoboda, Griechische Geschichte in der Sammlung Göschen, S. 24–26.

lermo) zurück. Die älteste griechische Kolonie war Naxos, gleich südlich von Taormina (Tauromenium, das erst viel später, 396 v. Chr., nach der Zerstörung von Naxos von den Überresten der dortigen sizilischen Bevölkerung besiedelt wurde), heute Kap Schiso, angeblich 735 von den Chalkidiern gegründet; von hier aus wurde auch Katana (Catania) angelegt. Ebenso fällt in diese Zeit die Gründung von Syrakus durch die Korinther, von Megara Hyblaia (nördlich von Syrakus) durch die Megarer (Megara auf der korinth. Landenge gegenüber der Insel Salamis), von Gela (an der Südküste von Sizilien) durch die Bewohner von Rhodos. Ein Jahrhundert später erst entstand Selinunt als Tochterstadt von Megara Hyblaia, Akragas (Agrigent, Girgenti) als Tochterstadt von Gela. Vielleicht noch vor der Ansiedlung in Sizilien ließen sich die Griechen, wie bereits erwähnt, auf dem Wege durch die Straße von Messina in Unteritalien nieder. Die Chalkidier von der Insel Euböa gründeten Kyme (Cumae westlich von Neapel in der Nähe von Pozzuoli), wohl die älteste Kolonie der Griechen und von größter Bedeutung für die Entwicklung von Handel und Kultur in Italien. Ihre Pflanzstädte waren Neapel, Zankle, die „Sichel" (von der Form des Hafens, den wir ja kennen, so genannt), das spätere Messana (Messina) und Rhegion (Reggio), ein Name, der auf den „Durchriß" des Landes zwischen Kalabrien und Sizilien durch die Fluten des Meeres anspielt. Endlich gründeten Achäer Kroton und Sybaris, die Sybariten aber um 600 Paestum (Poseidonia gleich Neptunstadt, Neptuntempel!). Diese von den Griechen besetzten Gebiete bezeichnete man dann auch als Großhellas. „Rasch anwachsende Bevölkerung drängt zur Auswanderung, politische Unzufriedenheit strebt nach auswärts, Kraftüberschuß sucht neue Unternehmungen. Religiöse Andacht aber weiht die neuen Niederlassungen; und ehe menschliche Wohnungen in der neuen, nach den Himmelsrichtungen orientierten, nach obrigkeitlichem Plan anzulegenden Stadt an fernem Strand erstehen, wird der Apollo-Altar von frommen Händen aufgerichtet. So bleiben die Griechen der fernsten Pflanzstädte an den russischen Steppenflüssen und in den afrikanischen Küstenlandschaften, auf lavabedecktem Ätnaabhang und auf dem fruchtbaren Boden Südfrankreichs Glieder eines Volkes, das dieselben Götter ehrt, dieselbe Sprache spricht, dieselben Dichter preist ... So bildet sich das Bedürfnis, alle Volksgenossen mit einem Namen zu bezeichnen ... Und wie einst das Ägäische Meer wird nun durch die Arbeit dieser tatenfrohen Zeit das Mittelländische Meer fast zu einem griechischen Binnenmeer." *

Durch die zahlreichen Berührungsflächen der drei Hauptstämme des Mittelmeerbeckens, der Indogermanen, Semiten und Berber beginnt schon damals eine Angleichung dieser Völkergruppen, eine Herausgestaltung zu einer Mittelländischen Rasse; dieselbe „nimmt in

* R. v. Scala in Helmots Weltgesch. 4. Bd. S. 268, 269.

der Kulturgeschichte der Menschheit einen hervorragenden und für die Gesamtentwicklung entscheidenden Platz ein. Dies ist eine Folge der Beeinflussung durch das Mittelmeer. . . . Das Meer erleichtert den Verkehr und reizt dazu an . . ., und je näher sich die Küsten gegenüberliegen, desto mehr wird die verbindende Wasserfläche das Hinüber und Herüber des Wünschens, Wollens, Versuchens und Erreichens in natürlicher Folge befördern. Das Meer erweitert den Blick des Menschen, indem es ihn an ungemessene Fernen gewöhnt; dem Blicke folgt der Gedanke, dem Gedanken die Phantasie, der Phantasie das Begehren und dem Begehren die Tat . . . Die Küstenvölker fühlen sich fast ohne Ausnahme . . . durch den unbegrenzten Horizont, den ihnen das Meer eröffnet, zu lebhafter Wißbegier angeregt."

In der Völkerbewegung zeigt sich, wie bereits einmal angedeutet wurde, ein unaufhaltsames Fluten von Ost nach West, selten und kürzer nur eine rückläufige Richtung (von West nach Ost). Die aus dem inneren Asien kommenden Völker teilten sich am Mittelmeer in eine nördliche indogermanische und eine südliche semitische Strömung, während auf der Meeresfläche selbst, besonders auf den küstenfernen Inseln, die Nationen sich mischten. An vielen Orten gewähren besonders die Ausgrabungen einen deutlichen Einblick in die Aufeinanderfolge der Wanderungen, deren Spuren oft wie in geologischen Schichten ab- und übereinander gelagert sind. Solche Erscheinungen sahen wir, wenn auch dieselben großenteils für eine spätere Zeit gelten, in Karthago und auf dem Forum in Rom. Während die Westarier seit langer Zeit schon im Besitze der Nordküsten des Mittelmeeres sind, beginnt allmählich auch das Vordringen der Ostarier: 525 verlieren die Ägypter ihre Selbständigkeit an die Perser. Nach und nach umklammert die große indogermanische Völkerfamilie auch die Ost- und Südküsten des Mittelmeeres. Das nach Westen verdrängte semitische Wesen entfaltet nun seine höchste Macht in Karthago, welches bald seine Hände auch nach Sizilien, Sardinien, Korsika ausstreckt und so in den Interessenkreis des ebenfalls gewaltig sich entfaltenden Römerreiches hinübergreift. Es mußte zu einem Zusammenstoß zwischen Arier- und Semitentum kommen, zu einem entscheidenden Ringen zwischen abendländischer und orientalischer Kultur, welch letztere schon lange von den Griechen bekämpft wurde. So hatten sich die Verhältnisse gestaltet bis zu dem folgenschweren Eingreifen der Römer in die Geschicke der Mittelmeerbewohner.

Die von Asien her gegen Westen gerichtete Völkerbewegung hatte ihr Ziel und Ende immer am Mittelmeer gefunden. Denn einerseits hinderte der Atlantische Ozean weiteres Vordringen, andererseits aber luden die gastlichen Küsten von selbst ein, hier eine Ruhestätte, eine neue Heimat zu suchen und zu behaupten. „Der Entschluß hiezu wird erleichtert durch den lachenden blauen Himmel, der sich über dem Mittelmeerbecken wölbt, durch das angenehme Klima, durch die natürliche Pracht der meerumsäumten Landschaft, ihre üppige Pflanzendecke, ihr reiches Tierleben, ihr müheloses Gewähren jeder Daseinsbedingung." Das Mittelmeer wurde also — nicht bloß für

die bisher besprochene, sondern auch für die spätere Zeit — „zum großen, allgemeinen Wellenbrecher der Völkerbewegung der Alten Welt, zu einem Sammelbecken von ungeheurer Fassungsfähigkeit, worin ein großer Teil der Völker dieser Alten Welt zusammenströmt, um in ihm die Unruhe zu verlieren und unter dem Einfluß inniger Berührung erstaunlich rasch wechselnde Umwandlungen durchzumachen. Es ist auffallend, welch gewaltigen Schritt nach vorwärts auf der Bahn der Kulturentwicklung beinahe jedes Volk in dem Augenblick tut, wo es an der Küste des Mittelmeeres heimisch wird." Für diese letzte Behauptung bietet ein treffliches Beispiel die plastische Kunst der Griechen. Man vergleiche die noch in den rohesten Anfängen steckende Plastik der Metopen von Selinunt (z. B. Herakles und die Kerkopen, Perseus und Meduſa, die wir im Museum von Palermo sahen) aus dem 7. (oder Anfang des 6.) Jahrhunderts mit der vollendeten Herrlichkeit der Parthenonskulpturen eines Pheidias, des größten Bildhauers aller Zeiten. Letztere entstanden in der Mitte des 5. Jahrhunderts, so daß also 1½ Jahrhunderte genügten, um diese Kunst zur höchsten Vollendung zu bringen.* Diese von der Eigenart des Mittelmeeres beeinflußte Kulturentwicklung ist ein typisches Kennzeichen der „Mittelländischen Rasse" — im universalhistorischen Sinne. Und gerade die fortwährende Reibung und Umgestaltung begünstigte bei den Mittelmeervölkern — im Gegensatz zu den orientalischen — die Befähigung zur Fortbildung und damit die Entstehung und freilich nur langsame Heranreifung noch anderer Früchte der kulturellen Entwicklung: Nationalgefühl und Vaterlandsliebe, Rechtsgefühl und politischer Freiheitsdrang, die Grundlagen der Humanität.

Wir haben, zu den politischen Ereignissen zurückkehrend, bereits die allgemeinen Ursachen des welthistorischen Kampfes zwischen Rom und Karthago, der punischen Kriege, kennen gelernt. Die unmittelbare Veranlassung dazu bot das Bestreben beider Teile, in den Besitz der Insel Sizilien zu gelangen. Die Lage derselben gerade in der Mitte zwischen dem östlichen und westlichen Meerbecken, zwischen der Südspitze Italiens und der Nordspitze Afrikas erklärt es, daß um und auf Sizilien immer und immer wieder der Kampf der Völker sich erneuerte, ein ewiger Krieg, ein beständiger Wechsel der Herrschaft bis auf die neueste Zeit, Umstände, welche für das von der Natur sonst so reich bedachte Land und dessen Bewohner, wie man ja noch heutigen Tages auf Schritt und Tritt sehen kann, die schwerste Schädigung mit sich bringen mußten. Schon die sizilischen Griechen führten mit den Karthagern um den Besitz der Insel einen langen Krieg, in welchem endlich im Jahre 480 die letzteren von dem Syrakusaner-Tyrannen Gelon bei Himera (an der Nordküste östlich von Palermo; es ist dieser Ort so ziemlich der einzige wichtigere Punkt auf Sizilien,

* Vgl. darüber auch einen Aufsatz im „Haller Tagblatt" vom 28. Sept. d. J.: „Selinunt".

den wir nicht besucht haben), gänzlich besiegt wurden. Auch der Streit der beiden griechischen Hauptmächte im Mutterlande, Athens und Spartas im peloponnesischen Kriege (431 bis 404) drehte sich zum Teil um den Besitz Siziliens. Die Athener, welche ihre im Osten begründete Seeherrschaft gerne auch über das westliche Mittelmeer ausgedehnt hätten, belagerten Syrakus, wurden aber mit Hilfe der Spartaner 413 besiegt, ihre Feldherren hingerichtet, ihre Mannschaft in die Latomien, die uns wohlbekannten Steinbrüche, geworfen, wo sie größtenteils zugrunde gingen. Die Furcht vor den Karthagern verhalf in Syrakus einem Emporkömmling, dem tapferen Dionysios (der I., 406—367), zur Herrschaft. Dieser mächtige und einflußreiche Tyrann lebte aber in beständiger Furcht vor Nachstellungen, vor welchen er sich durch verschiedene Mittel zu schützen gesucht haben soll (das „Ohr des Dionysios" in den Latomien). Für die Erweiterung und Verschönerung der Stadt hat er sehr viel getan. — In der Folgezeit versuchten die Karthager immer aufs neue, Sizilien zu erobern; nicht Syrakus und die Griechen, wohl aber die Römer konnten den Entscheidungskampf mit dem afrikanischen seetüchtigen und reichen Gegner austragen.

Die punischen Kriege (insgesamt von 264 bis 146 v. Chr.) wurden auf mehreren Schauplätzen geführt, von welchen wir hauptsächlich zwei kennen gelernt haben. Der eine ist Sizilien und die angrenzenden Meeresteile und Inseln, wo sich vorwiegend die Ereignisse des ersten Krieges (264—241) abspielten. Messina war der Ausgangspunkt des gewaltigen Ringens. Die Mamertiner, kampanische Söldner, beunruhigten von ihrer Burg (in Messina) aus durch Seeraub ganz Sizilien. Von den Syrakusanern hart bedrängt, rief ein Teil der Söldner die Römer zu Hilfe. Zwar gelang den Karthagern die Vermittlung zwischen Syrakus und den Mamertinern sowie die Besetzung der Burg; als aber die Römer in kühnem Entschluß von Rhegium aus die Karthager aus Messina verdrängten, war der Kriegsfall zwischen Rom und Karthago gegeben. Die Villa Rocca Guelfonia — auch mit Überresten einer Normannenburg — ist allem Anschein nach die Stelle, wo einst die Mamertinerburg stand; diese Villa ist doppelt interessant, nämlich auch wegen der großartigen Aussicht auf Messina mit dem sichelförmigen Hafen, auf die Meerenge, das gegenüberliegende Kalabrien (mit Reggio) sowie den herrlichen Gebirgskranz im westlichen Hintergrund. Leider wurde dieser Punkt von nur recht wenigen Reiseteilnehmern besucht, trotzdem am späten Nachmittag, wo die Aussicht gerade am schönsten ist, die beste Gelegenheit zu einem Besuche geboten war! Die Berge Heirkte, der Monte Pellegrino bei Palermo und Eryx, der Monte S. Giuliano bei Trapani, den wir zweimal passierten, waren Hauptstützpunkte der kriegerischen Unternehmungen des Hamilkar Barkas, des Vaters Hannibals, und bei den Aegadischen Inseln, westlich der Küste zwischen Trapani und Marsala, siegten die Römer unter C. Lutatius Catalus entscheidend über die Karthager, — das Ende des ersten punischen Krieges. Sizilien wurde die erste römische Provinz. — Der zweite

Schauplatz ist die Nordspitze Afrikas mit Karthago, wo zweimal die Entscheidung zugunsten der Römer fiel; dies war im zweiten Kriege 202 bei Zama (von Karthago landeinwärts südwestlich, doch läßt sich der Ort nicht ganz genau bestimmen) der Sieg des älteren Scipio über Hannibal, und im dritten, letzten Kriege 146 die Eroberung und vollständige Zerstörung Karthagos durch den jüngeren Scipio. Der Platz, wo Karthago stand, wurde von den Römern verflucht, über die Stätte der Pflug geführt; und wenn auch zur Zeit des Kaisers Augustus (30 vor bis 14 n. Chr.) die Stadt teilweise wiederhergestellt und von Geiserich 439 n. Chr. zum Hauptsitz der Vandalenherrschaft erkoren wurde, so glaubt man doch, wenn man von der jetzigen Station Carthage über die kahle, öde Anhöhe zum Burghügel (mit der herrlichen Kathedrale: wieder ein eigentümlich wirkender Gegensatz!) emporblickt, daß der römische Fluch bis auf den heutigen Tag nachgewirkt hat; denn im Jahre 647 verfiel die Stadt abermaliger Zerstörung durch die Araber, und was damals noch übrig blieb, schleppten die Italiener und Araber später als Baumaterial für Kirchen und Moscheen weg, wie man ja auch das Kolosseum in Rom teilweise abtrug, um das wertvolle Material zur Erbauung neuerer Paläste zu verwenden.

„Der Trümmerhaufe des karthagischen Reiches bildet die erste Stufe für die Weltmacht der Römer, des Volks, in dem der „Mittelländische Geist" am klarsten in die Erscheinung tritt." Es kann hier nicht auf die Gründe eingegangen werden, welche die Entstehung der römischen Weltherrschaft erklären, — nur daran sei erinnert, daß bei den Römern bis zur Zeit der punischen Kriege der Staatsgedanke alle Schichten der Bevölkerung durchdrungen hatte und der oberste Grundsatz aller Politik war. In Karthago dagegen herrschte eine echt orientalische Oligarchie, eifersüchtig auf ihre Macht, mißtrauisch gegen alle, namentlich aber gegen siegreiche Feldherren, und nicht gewillt, in entscheidenden Momenten den letzten Einsatz zu wagen. So hatte man Hannibal in kritischer Zeit im Stiche gelassen, so hatte man es vorgezogen, lieber mit Gold die Bundesgenossenschaft der Numidier zu erkaufen als durch einen herzhaft gewagten Krieg zu versuchen, diese stets gefährlichen Nachbarn unschädlich zu machen. Dies alles sollte sich bitter rächen. Dagegen verkörperte der römische Senat, — wenigstens bis zur Zeit der Kriege mit Karthago, — den Staat im besten Sinne des Wortes; und so fest hatte sich in Rom der Staatsgedanke eingewurzelt, daß er dem Reiche auch über spätere schwere Krisen hinweghalf. So trat zum Beispiel schon im Jugurthinischen Kriege, der für uns wegen der Stadt Cirta (Constantine) ein besonderes Interesse hat, eine sehr bedenkliche innere Fäulnis des römischen Staatswesens zutage: es währte für eine Kriegsmacht, wie sie die Römer besaßen, sehr lange, bis es gelang, den Jugurtha, einen echten verschlagenen und grausamen Afrikaner, zu besiegen. Die Belagerungen und Kämpfe in diesem Kriege, deren Mittelpunkt Constantine war, hat uns Sallust in seiner Monographie beschrieben; und man versteht den Schriftsteller erst recht, wenn man einmal die ganz eigenartige Lage Cirtas mit der Rumelschlucht zu sehen Gelegenheit

hatte. — Seit dem Jahre 146 machten die Römer trotz innerer Wirren in ihren Eroberungen rasche Fortschritte, und mit dem Jahre 30 v. Chr. schloß sich der Ring ihrer Herrschaft um sämtliche Küsten des Mittelmeeres. „Dieser Riesenrahmen wurde von einem einzigen Mittelpunkte, der Stadt Rom, aus zusammengehalten, das verwirrende Nebeneinander der verschiedenartigsten Völker von hier aus verwaltet." Aber „phönikisches und helleniſches Wesen hatte in den mannigfachen Kettenfäden des mittelländischen Völkerlebens den Einschlag gebildet und ein festes Gewebe geschaffen, aus dem die Römer ihren Herrschermantel zurechtgeschnitten haben." Und zu derselben Zeit, 30 v. Chr., erfolgte auch der Übergang von der Republik zum Prinzipat: Augustus war der erste Kaiser. „Das organisatorische Geschick der Römer hatte etwas geschaffen, dessen bewegende Fäden alle in einem Mittelpunkte zusammenliefen. Daneben bot die Hauptstadt mit ihren Palästen, Tempeln, Theatern, Rennbahnen, Denkmälern, Bädern, mit ihren Aufzügen, Festen, Kampfspielen und tausend Zerstreuungen unendlich viel Anziehungspunkte." Deshalb gewährte es auch einen besonderen Reiz, am Schluß unserer Reise einen Blick in dieses wundersame Rom tun zu können, nachdem wir einen schönen Teil jener Länder kennen gelernt hatten, die nach und nach unter das Zepter der ewigen Stadt gekommen waren.

Wer je nur ein wenig sich mit Geschichte beschäftigt hat und zum erstenmal vom Kapitol sinnend hinabblickt auf die Ruinentrümmer des römischen Forums, auf die traurigen Reste einstigen Glanzes, kann sich einer tiefen, inneren Bewegung gewiß nicht erwehren. Trotz aller profanen Umstände, denen man jetzt dort begegnen mag, umweht diesen Ort ein ehrwürdiger Zauber, dem man sich nicht entziehen kann und — will. Hier hat Klio, die Muse der Geschichte, ihren Lieblingssitz aufgeschlagen, hier leuchtete ihre Fackel am hellsten — und manchmal auch am grellsten, hier war der Angel- und Mittelpunkt alles politischen und kulturellen Geschehens und Werdens für alle Mittelmeervölker und noch weit über die Küstenländer hinaus für alle Nationen, die auch mit den Germanen in näheren Beziehungen standen und für unsere Altvordern selbst. — — Welche weltbewegenden Ereignisse haben sich hier abgespielt oder wurden hier vorbereitet, welche gewaltigen Schicksale hier entschieden, welche Kulturschätze wurden hier aufgespeichert und — vernichtet! Freilich kommen wir bei solcher Betrachtung unwillkürlich über die engen Grenzen des Forums hinaus und denken dann an das ganze Rom, dessen alter Mittelpunkt aber eben das Forum war, und freilich denken wir nicht bloß an die Geschichte des Altertums, sondern auch an das Mittelalter und die Neuzeit. Rom ist der Demant im goldnen Reifen. Wie du den Stein auch wenden magst, immer erstrahlt er in glühendem Glanze, — grün, blau, rot: in welchem Zeitraume man auch Roms gedenkt, ob es die Hauptstadt des Cäsarenreiches war oder der Mittelpunkt eines geistigen Reiches, der Christenheit, oder — seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts — wieder eine Pflegestätte hoher künstlerischer und wissenschaftlicher Bestrebungen, ein Hauptsitz des Humanismus und der Renaissance, die Sehnsucht,

der Traum aller Künstler und aller, die zur großen Republik der Gelehrten, der Gebildeten überhaupt gehören, immer leuchtet sein Feuer hinaus in die weite Welt und entfacht zu neuem Leben und Streben: das ist die „ewige Stadt", Roma aeterna.

„Innerhalb der neuen Ordnung der Verhältnisse, wie sie rings um das Mittelmeer durch den Ausbau des römischen Reiches geschaffen wurde, führt die Lehre Christi eine Umwälzung im Reiche der Geister herbei, wie sie die Geschichte nur selten gesehen hat." Das schöne Buch von Sienkiewicz: „Quo vadis" entrollt vor unseren Augen ein lebendiges und getreues Bild des Lebens und Treibens in Rom zur Zeit Neros, des aufstrebenden Christentums und vor allem des Kampfes zwischen Heiden- und Christentum, der mit dem vollen Sieg des letzteren enden mußte. Pietätvoll und mit gespannter Anteilnahme verweilten wir in den Katakomben von Rom, vorher schon in denen von Syrakus; die Kirche von St. Peter aber, die St. Pauls-Basilika und zahlreiche andere glanzvolle Dome und Kathedralen in Rom und vielen anderen Städten erzählten uns von der Aussöhnung des Christentums mit dem römischen Staat, von der Erhebung der neuen Lehre zur Staatsreligion, dem Siegeszug des christlichen Glaubens durch die Welt. „Der aus israelitischer Wurzel hervorgegangene Glaube an einen Gott, die phönikische Regsamkeit im Ausgleich der materiellen Güter, der hohe Gedankenflug, der Schönheitssinn und der Forschungsdrang der Hellenen, das Rechtsgefühl, der Ordnungsgeist und die Sozialwissenschaft der Römer und das auf allgemeine Menschenliebe beruhende Sittengesetz des Christentums durchdringen sich innig, werden durch den leichten Seeverkehr in fortwährender Berührung und Ausgleichung erhalten und erzeugen den mittelländischen Geist, dem der Drang nach Vervollkommnung, nach Wissen und Wohlergehen, nach Verbesserung und Verschönerung des Daseins auf immer breiterer gesellschaftlicher Grundlage eigentümlich ist."

Bald aber durchbrausen neue Stürme die Mittelmeerländer, die Germanen treten mit dröhnendem Schritt in die Geschichte ein: es beginnt die Völkerwanderung (im gewohnten Sinne des Wortes) und — kaum, daß diese Bewegung recht zum Stillstand gekommen ist — der erobernde Eingriff des Islam mit seiner fanatisch-orientalischen Begeisterung. Die durch den Stoß der Hunnen veranlaßte Wanderung der Germanen kam erst wieder am Mittelmeer zur Ruhe; am weitesten von allen germanischen Stämmen wanderten die Vandalen, welche über Spanien nach Afrika zogen, Karthago zur Hauptstadt ihres Reiches machten, dann sogar Sizilien, Sardinien und Korsika eroberten und jene Befürchtung zur Tat werden ließen, welche schon Cato hinsichtlich der Punier gehegt hatte. Er brachte nämlich einst Feigen in den Senat; als die Frische und Schönheit derselben bewundert wurde, sagte er — und gab mit diesen Worten seinem „ceterum censeo" (er trat immer für die völlige Vernichtung Karthagos ein) den nötigen Nachdruck: „Erst vor drei Tagen sind diese Früchte in Karthago gepflückt worden; so gering ist der Raum, der uns von

unseren Todfeinden trennt." Die Vandalen also kamen nach Rom und unterwarfen die Stadt einer furchtbaren Plünderung und Zerstörung im Jahre 455 („Vandalismus"). Daran denkt man auch bei den Trümmern des römischen Forums: an die Hand des waltenden, rächenden Schicksals, welches nach 600 Jahren Rom von derselben Stadt aus bestrafte, die es einst unbarmherzig zerstört hatte (146 v. Chr., 455 n. Chr.). Dem Ansturm der Germanen konnte das römische Reich nicht mehr widerstehen, es brach zusammen, und Odoaker wurde 476 n. Chr. der erste „König der Germanen in Italien". Dieser wieder mußte dem Ostgotenkönig Theoderich weichen, der ein mächtiges Reich gründete, dessen Hauptland abermals Italien war. Doch kein germanisches Volk vermochte sich auf die Dauer in diesen südlichen Ländern zu behaupten. Entweder verweichlichten die Söhne des Nordens in dem warmen Klima und in der großen Üppigkeit, so daß sie dann, ihrer alten Kraft bar, leicht von anderen Eroberern besiegt, wohl gar vernichtet werden konnten, oder sie verloren ihre Eigenart und gingen in einem anderen Volke auf, wie ja der Germane fremdes Wesen anzunehmen und vor demselben seine Eigenart zu verleugnen nur zu leicht geneigt ist. So wurden die Westgoten in Spanien und Frankreich, die Langobarden in Italien ganz romanisiert, die Vandalen aber und Ostgoten von den Feldherren des oströmischen Kaisers Justinian Belisar und Narses besiegt und fast gänzlich vernichtet. Vom rauchenden Gipfel des Vesuv konnten wir auf zwei große Gräber hinabblicken: auf das von Pompeji und auf die Ebene des Sarno mit den dahinter im Süden wieder aufsteigenden Bergzügen, wo die Ostgoten mit ihrem König Tejas im Jahre 552 nach heißem, ruhmvollem Heldenkampf ihr Ende fanden. Der Ort Lettere landeinwärts von Castellamare erinnert noch an den Mons Lactarius, den „Milchberg" (jetzt Monte Muto), an dessen Fuß und in dessen Felsgestein die Ostgoten, eines der besten germanischen Völker, ihren Untergang fanden. (F. Dahn, „Ein Kampf um Rom".) Ebensowenig konnte sich später die Herrschaft der Normannen und Hohenstaufen in Neapel und Sizilien (Palermo, Friedrich II. 1212 bis 1250; die Königsgräber im Dom von Palermo!) auf längere Zeit behaupten, hatte im Mittelalter die Politik der deutschen Kaiser in Italien dauernde Erfolge aufzuweisen.

Noch waren die Länder des Mittelmeeres von den Ereignissen und Folgeerscheinungen der germanischen Völkerwanderung nicht recht zur Ruhe gekommen, da wälzte sich schon wieder eine neue, eine förmliche Springflut von Arabien heran, — der Islam. Der Kalif Omar (634 bis 644) gewann bereits die Nordküste von Afrika, unter den Ommajaden (661 bis 750) griffen die Araber auch nach Europa über, eroberten Spanien, bedrohten sogar das Frankenreich, besetzten die Balearen, Korsika, Sardinien und Sizilien und faßten auch in Italien festen Fuß. Zwar wurden sie von der europäischen Küste des Mittelmeeres später wieder verdrängt, aber in Nordafrika haben sie wohl nicht die Herrschaft, doch ihre Existenz bis zum heutigen Tag behauptet. Dem Einfluß des mittelländischen Meeres konnten sich auch die Araber, die vorher niemals an die Schiffahrt gedacht hatten, nicht

entziehen: sie wurden nun Seefahrer, sie rissen bald den Welthandel an sich, auch bei ihnen entwickelte sich lebhafte Wißbegier, die Liebe zu den Wissenschaften, ja eine Zeitlang werden sie die fast alleinigen Träger der Kultur. — So hatte sich in der Völkerbewegung von der Mitte des IV. bis über das VIII. nachchristliche Jahrhundert das Mittelmeer zum zweitenmal als „der mächtige Wellenbrecher oder als der große Behälter" erwiesen, „worin das bunte Gemisch der Völker durcheinandergährt und sich schließlich zu vollkommenen Formen abklärt." Freilich, die herrlichen Blüten antiker Kultur wurden in diesen Stürmen vernichtet: „Tatsächlich ging fast alles in Scherben, was die mühevolle Kulturarbeit von vielen Jahrhunderten aufgerichtet hatte: nicht nur Handschriften und Kunstschätze, Tempel und Theater, Straßen und Brücken, Wasserleitungen und Handelsplätze, sondern auch Ideale, Pläne und Ausführungen, geistige Bestrebungen, mit einem Worte, der ganze Gedanken- und Gefühlskreis der antiken Welt." Und trotz alledem blieb etwas vom Geist der Antike erhalten: der mittelländische Geist. Es wurde bereits mehrmals darauf hingewiesen, wie auch barbarische Völker in verhältnismäßig kurzer Zeit mittelländischem Wesen sich anpassen und anschmiegen: aus Germanen entstanden die romanischen Nationen, die arabischen Nomaden wurden zu Kulturträgern. Besonders Frankreich war von einer gütigen Vorsehung auserwählt, von der alten Kultur zu retten, was noch zu retten war. Schon zur Zeit Cäsars wurde Gallien ein romanisches Land (um 50 v. Chr.), wohin antikes Wesen wie ein kostbares Kleinod übertragen, wie eine seltene Pflanze übersetzt wurde, bevor in Italien das vernichtende Wetter losbrach; und — wunderbar — vor den Stürmen der Völkerwanderung blieb Gallien noch am meisten verschont und war daher berufen, die Kultur des Altertums ins Mittelalter hinüberzuleiten. Die Westgoten ließen sich friedlich in Aquitanien (Südfrankreich) nieder, der tüchtige römische Statthalter Aëtius wies in der siegreichen Schlacht bei Troyes (451) Attila mit seinen Hunnen zurück, durch den Umstand, daß die Franken (zuerst Chlodwig 481—511) nicht das arianische, sondern gleich das katholische Christentum annahmen, blieben dem Lande die oft so hartnäckigen und bösartigen religiösen Kämpfe erspart, Karl Martell warf in der blutigen Schlacht zwischen Tour und Poitiers 732 die Araber nach Spanien zurück und verlieh daher in dem Kampfe zwischen orientalischer und abendländischer Kultur — man denke an Rom und Karthago — letzterer abermals den Sieg, und da Karl der Große (768—814) sein großes Reich — man kann es auch ein Mittelmeerreich nennen — begründet hatte, war die Gefahr vorbei: Der Ableger antiker Kultur hatte — besonders in stiller Klosterzelle — bereits kräftig Wurzel geschlagen, und bald überschattete er als mächtiger Baum wieder ganz Mitteleuropa. Karl tat noch ein übriges: er versuchte die Wiederherstellung des römischen Reiches und ließ sich zum römischen Kaiser krönen (800). Der Kaisergedanke beherrschte auch die Politik der deutschen Kaiser bis auf Rudolf von Habsburg (1273—1291), obzwar diese Idee einer Universalmonarchie dem deutschen Reiche keine Vorteile brachte; die

Kaiser hätten besser getan, sich auf den Ausbau der eigentlichen Grundlage ihrer Macht zu beschränken.

So wie dem Vordringen der semitischen Karthager die Reaktion der indogermanischen Römer folgte, so gingen die abendländischen Völker gegenüber den Arabern (und Türken) von der Verteidigung zum Angriff über in einer Zeit, da das Völkerbild am mittelländischen Meere schon seine heutige Gestalt anzunehmen begann, im Zeitalter der Kreuzzüge. Die kräftigen Normannen, von Norden her zur See vordringend und bereits in der zweiten Hälfte des IX. Jahrhunderts das Mittelmeer als Seeräuber beunruhigend, fanden für ihren Tatendrang ein reiches Feld im Kampf gegen den Islam. Sie vertrieben zunächst die Araber aus Unteritalien und Sizilien und begründeten dort ihre eigene Herrschaft (um 1070); im Jahre 1096 aber begannen die Kreuzzüge und währten mit Unterbrechungen bis 1270. Sie haben, da das östliche Mittelmeerbecken nicht mehr in den Bereich unserer Betrachtung fällt, nun mehr in ihren Folgeerscheinungen, welche hauptsächlich auf kulturellem Gebiete lagen, für uns ein näheres Interesse. Eine Folge der Kreuzzüge war die Gründung der Ritterorden. Amalfi und Malta bezeichnen den Ausgangs- und Endpunkt der Johanniterritter (Hospitaliter). Reiche Handelsherren der einst bedeutenden Stadt Amalfi hatten den Grund zu diesem Orden schon im XI. Jahrhundert in Jerusalem gelegt. Vor den Türken mußten sich die Ordensritter zuerst nach Rhodus (Rhodiser), dann nach Malta (Malteser) zurückziehen, welches bis zur Eroberung durch Napoleon I. in ihrem Besitze blieb. Ihre Tapferkeit feierte einen glänzenden Triumph in der heldenhaften und erfolgreichen Verteidigung der Insel gegen den Ansturm der Heere Solimans II. im Jahre 1565; nach dem die Verteidigung leitenden Großmeister des Ordens La Valette wurde die nachmalige Hauptstadt Maltas benannt; seit 1800 ist die Insel im Besitz der Engländer. — Während die Normannen im Morgenlande den Islam aufs schärfste bekämpften, erstrebten sie in Sizilien eine Verschmelzung mit den Arabern, die dort auf einer hohen Kulturstufe standen. Dieses Ziel wurde auch teilweise erreicht; die vollständige Verwirklichung desselben scheiterte nur an dem frühen Zusammenbruch des Normannenreiches. Auch die nun folgenden Hohenstaufen übten gegen die Araber Duldung und Annäherung, während die Franzosen und Spanier, die dann die Herrschaft in Neapel und Sizilien gewannen, deren Austreibung und Vernichtung ins Werk setzten. — Eine weitere Folge der Kreuzzüge, welche eine dauernde politische Veränderung in den Mittelmeerländern nicht hervorzubringen vermochten, war das Emporblühen des Seehandels im Mittelmeer (Genua, Venedig, Pisa u. a.), sowie eine Erweiterung des geistigen Horizontes der Abendländer. „Abendland und Morgenland hatten sich gegenseitig kennen gelernt, . . . eine gewisse gegenseitige Wertschätzung begann Platz zu greifen hinsichtlich der Kraft, des Charakters, der geistigen Befähigung und der verschiedenen Art des Gegners, aber auch hinsichtlich dessen, was man von ihm lernen, brauchen und kaufen könne. . . . Die den westlichen Mittelmeer-

bewohnern beinahe verloren gegangene Bekanntschaft mit dem Orient und seiner Kultur erweckte eine Menge neuer Gedanken, die befruchtend und fortschrittlich auf die staatliche, politische, gesellschaftliche und wissenschaftliche Entwicklung einwirkten."

Während wir von den wichtigeren Kämpfen und politischen Ereignissen in dem von uns bereisten Teil des Mittelmeeres eigentlich nur noch auf die Unterdrückung des algerischen Piratentums — die nordafrikanische Seeräuberei hat bis auf unsere Zeit nicht aufgehört — durch Karl V. (1535—1541), sowie auf die Besitzergreifung von Algerien und Tunis durch Frankreich seit 1830 und 1881 hinzuweisen haben, zeigt sich uns die höchste Blüte mittelländischer Kultur in der Renaissance, dem Neuaufleben des antiken Geistes und der zeitgemäßen Anwendung der Errungenschaften desselben auf alle schönen Künste und Wissenschaften. „In dieser Strömung sollte der langsam und aus den verschiedensten Teilen hervorgegangene, seiner selbst bewußt gewordene Geist, der die Völker des Mittelmeerbeckens beseelt, zur Einheit gelangen. In der Renaissance kommt das mittelländische Sonderwesen zu seinem reinsten Ausdruck, weil sie das materielle, sittliche und geistige Wohlsein, das Schöne und Zweckmäßige, das allgemeine und das persönliche Recht, die freie Entfaltung des einzelnen in sich begreift. Schöpfungsfreudig ist sie in dem weitern Begriffe der europäischen Kultur beinahe ohne Rest aufgegangen. Daraus erklärt sich deren Überlegenheit über die übrigen Einzelkulturen und die siegreiche Ausdehnung, womit sie sich vom Mittelmeer aus in die Ferne strahlend über den Erdkreis ausgebreitet hat, womit sie sich, zeitlich und örtlich sich immer verändernd, bessernd und vertiefend, heute noch ausbreitet."

Ich kann nicht umhin, diese Betrachtung, welche uns vornehmlich die große geschichtliche Bedeutung der von uns bereisten Länder ins Gedächtnis zurückrufen soll, mit einer Bemerkung zu schließen, in welcher eine Hoffnung für die Zukunft Ausdruck finden möge. Die Ereignisse der Geschichte weisen uns nicht zuerst auf den Westen, sondern auf den Osten des Mittelmeeres, und immer von neuem tritt der innige geschichtliche, aber auch kulturelle Zusammenhang der beiden Meeresteile zutage. Auch das geographische Interesse verlangt fast zwingend einen Vergleich zwischen dem Westen und Osten des mittelländischen Meeres. Ich erachte aber unsere Aufgabe nur halb gelöst: umfaßte der Deutschen Mittelmeerreise erster Teil den Westen dieses schönen und höchst lehrreichen Erdenstückes, so setzte sich der Deutschen Mittelmeerreise zweiter Teil den Osten zum Ziel: Ägypten, Syrien und Kleinasien, — wenn auch nur in kürzerem Verweilen, — und Griechenland, wahrlich, dieses Ziel ist noch einmal des Schweißes wert, dem wir im August 1905 uns soviel ausgesetzt haben. Dann erst wird das herrliche Bild seine natürliche Ergänzung und einen würdigen Abschluß erhalten, dann werden, dessen bin ich überzeugt, die Teilnehmer der ganzen Deutschen Mittelmeerreise diese als eine ihrer schönsten Lebenserinnerungen bezeichnen können und niemals vergessen.

2. Kulturbetrachtungen in Afrika.

Von Dr. Krecker.

Der Gegenstand der wichtigsten Bedeutung für den Menschen wird immer der Mensch bleiben, und wenn schon Homer von Odysseus hervorhebt, daß er auf seinen Irrfahrten „vieler Menschen Städte sah und Denkungsart kennen lernte", so bilden auch für den Reisenden der Gegenwart die Natur- oder Kunstschönheiten weder das einzige noch auch das letzte Ziel, sondern die letzteren erhalten ihre Weihe und Bedeutung erst durch ihre Beziehungen zu der Menschheit. Der denkende, fühlende, ringende Mensch ist der lebendige Mittelpunkt, welcher der Natur und Kunst erst Leben, geistigen Inhalt, eine Seele gibt. Die Stätte, auf der einst Karthago stand, die Trümmer von Selinus, die Totenstadt Pompeji, sie reden zu uns die gewaltige Sprache von dem Blühen und Vergehen alter Staaten, von den Freuden und Schmerzen längst vergangener Völker. Sie sind Felder, welche wie unzählige andere die Pflugschar der Zeit umgeworfen hat, damit aus ihnen die Saat unserer heutigen Menschheit mit neuen Kulturgestaltungen und neuer Gesittung hervorsprieße.

Angesichts jener gebrochenen und verschütteten Denkmäler einer vergangenen Menschheit, welche so mächtige Aufgaben sich stellte und löste, drängt sich der Gedanke auf: Ist denn unsere Gegenwartskultur es wert, daß, sie zu erzeugen, jene Menschengeschlechter untergehen mußten und ihre Kultur, zu deren Trümmern unser Zeitalter noch immer emporblickt in Staunen und Bewunderung? Jenes Römerreich, welches die ganze damals bekannte Welt unter seiner Herrschaft vereinigte, welch eine umfassende politische Tatkraft stellte es dar! Und wie trug es Kunst und Gesittung in ferne Länder, die sonst für immer von diesem besten Besitz der Menschheit ausgeschlossen geblieben wären! Und man muß fragen, worin die Schuld bestand, welche jene römische Welt zum Untergange führte, so daß in vielen Ländern, in denen Rom einst herrschte, nur noch Ruinen die Spuren seines Wirkens bezeichnen.

Unsere Reise bot uns die Gelegenheit, die Reste altrömischer Kultur in einem Lande zu sehen, welches uns sonst fern liegt, und sie zu vergleichen mit den Einwirkungen unserer heutigen europäischen Kultur. In Algerien und Tunesien lernten wir auf einem fünf Tage dauernden Sonderausflug die ehemalige römische Provinz Numidien, die „Kornkammer Roms", kennen.

Es boten uns in Algier, Constantine, Tunis volkreiche und blühende arabische Städte das Bild südlichen Stadt- und Volkslebens in seiner ganzen Üppigkeit und Lebendigkeit; europäisches und arabisches Volkstum sahen wir hier nebeneinander gestellt und ineinander verflochten. Die Eisenbahn führte uns durch weite Länderstrecken, auf denen außer den arabischen Niederlassungen zahlreiche Ansiedelungen französischer Landwirte lagen; weitgedehnte Getreidefelder gaben Zeugnis von dem erfolgreichen Fleiß der Bewohner wie von der Fruchtbarkeit des Bodens. Auf den Abhängen der sonst meist kahlen Hügel und Vorberge zogen sich an vielen Stellen regelmäßig abgegrenzte Streifen dunkler Waldaufforstungen hin, die ersten Versuche der französischen Regierung, diese

Bergabhänge der Waldkultur, welche vergangene Zeiten sinnlos vernichtet hatten, wiederzuerobern. Vielfach treten die Versuche hervor, durch Brunnen- und Bewässerungsanlagen den Boden zu tränken und so kulturfähig zu machen. Dann wieder dehnten sich vor unseren Augen weite sonnenverbrannte Grassteppen, auf welchen der Nomadenbeduine seine flachen, braunen Zelte aufgeschlagen hat, um seine Herden von Ziegen, Schafen oder Kamelen zu weiden, so lange der spärliche Pflanzenwuchs sie zu nähren vermag, und dann seine Wanderung fortsetzt. Oft genug liefen oder stolperten die kleinen und kleinsten braunen Kinder der Steppe unserem Zug eilends entgegen und streckten bittend die Hände nach einer Gabe aus; eifrig sammelten sie die ihnen zugeworfenen Brotstücke und Münzen. Auf allen Haltestellen entwickelte sich ein lebhafter Handel, indem die Eingeborenen, meist Knaben oder halbgewachsene Jünglinge, zuweilen auch ein junges Mädchen mit blauen Tätowierungsstreifen auf der braunen Stirn, Feigen, Kaktusfrüchte, Pfirsiche, Melonen, Weintrauben und andere Früchte zum Kauf boten. Vielfach wurde die Eisenbahn auch von den Arabern benützt; aus den Wagenfenstern blickten die hageren, braunen, ernsten Gesichter unter den weißen Turbanen. Und eine hübsche kleine Szene bot sich unseren Blicken, als eine verhüllte arabische Frau, die mit ihrem kleinen Töchterchen vom Zug gestiegen war, von ihrem sie abholenden etwa zehnjährigen Sohn begrüßt wurde; herzlich küßten sich Mutter und Sohn, und dann gingen alle drei Hand in Hand, die Mutter in der Mitte, ihrem naheliegenden Wohnort zu. Die Bahn führte uns lange Stunden den Nordabhang des Atlas entlang, an kahlen, zackig schroffen Kalksteinfelsen vorbei, welche in ihrer Gebirgsformation vollkommen den Dolomiten Tirols gleichen. Plötzlich durchbrach die Bahn diesen Gebirgszug durch das großartige Felsentor El Kantara, Mund der Wüste; in steilen Abstürzen fällt zu beiden Seiten der felsige Gebirgszug ab, um einen Engpaß freizulassen, gerade breit genug, um dem Bahngeleis und einem kleinen Flußlauf Raum zum Durchtritt zu gewähren. Schuh des Herkules nannten die Römer die Oase diesen wunderbaren Gebirgsspalt. Unmittelbar hinter El Kantara beginnt die Wüstenformation, und aus dem Engpaß herauskommend wurden wir von der ersten Oase begrüßt. Es war ein dem Lauf jenes kleinen Flusses folgender, mehrere Kilometer langer, dichter Wald von Dattelpalmen, deren Kronen sich in der leicht bewegten Luft träumerisch wiegten. Sie schienen uns die eigenartige Erhabenheit und Schönheit dieses wunderbaren Landes zuzuwinken, und die Macht dieses Eindrucks übte eine fast beklemmende Gewalt auf das Gemüt derer, welche dieses Bild zum erstenmal schauten. Sie entlockte einigen Reisegenossen laute Ausrufe der Bewunderung; andere verstummten unter der bezwingenden Einwirkung dieses einzig schönen Landschaftsbildes, des Palmenwaldes im Flußtal inmitten des Sandes und Gerölls am Fuß des kahlen, rötlich gelb leuchtenden Felsgebirges, dessen steile Wände in gewaltige Höhen senkrecht emporstiegen; das ganze Tal von fernen Höhenzügen abgeschlossen, ruhend im flimmernden Licht der afrikanischen Sonne, unter dem stahlgrauen Himmel, die Luft flammend und zitternd in trockener Glut. Unvergeßlich wird dieser Anblick jedem sein, dem es vergönnt war, diese Landschaft zu sehen.

Von El Kantara aus führte uns die Bahn vom Südabhang des Gebirges in den Rand der Wüstenregion, in welcher sich die ersten großen Oasen als dunkelgrüne Streifen in der Form abzeichneten. Nach weiterer zweistündiger Fahrt waren wir in Biskra angekommen. Ein stattliches Bahnhofsgebäude empfing uns; hinter demselben erwarteten uns die Hotelwagen, die uns in kürzester Frist dem „Hotel zur Sahara" zuführten. Befanden wir uns wirklich in der Sahara? Das in europäischer Weise gut eingerichtete Hotel, die Aufnahme und Bewirtung daselbst, das Leben und Treiben, welches unsere Reisegesellschaft schnell entwickelte in Besorgung von Briefen und Postkarten und Erneuerung des von der Reise derangierten Äußeren hätte es uns vergessen machen können. Neben dem unseren sahen wir noch andere großangelegte Hotels, der ganze Stadtteil zeigte europäisches Gepräge. Aber der Kutscher, der uns hergeführt hatte, war ein Araber, ebenso der Oberkellner unseres Hotels. In die Zimmerfenster schauten mächtige Palmenkronen. Und über uns lagerte die heiße, trockene Luft der Wüste, vermischt mit einem unbestimmten, sich mit der Zeit immer unangenehmer aufdrängenden Duft, welcher allen Geräten anhaftete, sich dem Essen, dem Wasser mitteilte und aus den

heißen Lagerstätten uns entgegenflog. Als wir nach kurzer Erholung ausgingen, voller Erwartung der Eindrücke, welche uns dieser merkwürdige Ort bringen würde, befanden wir uns bald in den Stadtteilen der arabischen Bevölkerung. Ein lebhaftes Gewimmel des einheimischen Volkes umgab uns. Wir unterschieden die schlankgebauten Araber mit edelgeschnittenen, hageren, braunen Gesichtern, in ruhig stolzer Haltung; daneben Vertreter der Negerrasse von dunkelschwarzer Hautfarbe, einige von herkulischer Körpergestalt. Vielfach glaubten wir Mischlinge beider Rassen zu erkennen. Eine zahlreiche Jugend von allen Schattierungen der Hautfarbe tummelte sich lebhaft oder betätigte ihren Handelsgeist durch Anbietung von Zündhölzern, Früchten oder anderen Waren. Ein anziehendes Bild der Rassenverbrüderung bot eine Gruppe von Kindern, welche vor einem arabischen Café vergnügt spielten: Zwei weiße Mädchen, ein arabischer und ein Negerknabe bewiesen durch ihr fröhliches Zusammenspielen, wie leicht Rassenscheidungen zu überwinden sind; die beiden Mädchen nahmen sich auch hilfreich eines zweiten Negerbabys an, welches noch nicht ganz sicher auf seinen schwarzen Beinchen stand.

Die Häuser dieses Araberviertels waren ein bis zwei Stockwerke hoch und in ihrer Vorderfront durch keinen Zwischenraum voneinander getrennt. Die Vorderseite öffnete sich zu weiten Läden, in welchen verschiedene Handwerksarbeiten verfertigt und feilgeboten oder Bäckereien, Fleischwaren, Obst verkauft wurden. Zahlreich waren Kaffeehäuser vorhanden. Einfache Holztische und Bänke standen vor denselben, die Zimmer waren an Wänden und Fußboden mit Teppichen bedeckt, mehrere Reihen von Bänken, die hinteren erhöht, boten einer großen Zahl von Besuchern Raum zum Sitzen. Diese Cafés waren abends der Schauplatz der erotischen „Bauchtänze" der Töchter des Araberstammes der Uled-Naïls, welche die einzigen erwachsenen weiblichen Einheimischen sind, die sich öffentlich unverhüllt zeigen. Alter Stammessitte folgend kommen diese Mädchen, sobald sie erwachsen sind, nach Biskra, um durch den Dienst der Venus vulgivaga ihren Vätern ein bequemes Leben und sich selbst das Heiratsgut zu erwerben. Sie bewohnen eine besondere Straße und stehen oder sitzen des Abends vor der Tür ihrer Wohnung, die Vorübergehenden mit lockenden Gebärden einladend; oder sie treten als Tänzerinnen in jenen Cafés auf. Hier führen sie nach dem Rhythmus der Musik einer einfachen, aus einem Bläser, einem Trommler und dem Spieler eines guitarreähnlichen Saiteninstruments bestehenden Kapelle ihre erotischen Leibesbewegungen und einfachen Tanzschritte vor. Unermüdlich, mit ernsten, würdevollen Gesichtern hocken die Zuschauer auf den niedrigen Bänken stundenlang; zur Belohnung kleben sie den Tänzerinnen kleine Geldmünzen auf die Stirn oder Wange.

Die Straßen dieses dem französischen benachbarten Araberstadtteiles waren verhältnismäßig geräumig, die Wohnungen breit geöffnet. Diese Straßen mündeten nach dem Marktplatz. Derselbe trug in der Mitte eine gedeckte, an den Seiten offene, auf Holzsäulen ruhende Halle Hier entwickelte sich ein lebhaftes Marktgetreibe. Unzählige Gestalten drängten in ihren hellen, losen Gewändern und Turbanen geschäftig durcheinander, überall wogte ein ruheloses Hasten und Treiben, und über dem Ganzen schwebte ein Geschwirr eifrig durcheinander tönender Menschenstimmen. Mit Tragkörben schwer beladene Esel und Maulesel brachten Vorräte von Gemüse oder Früchten, oder sie zogen zweiräderige Holzkarren hinter sich her, von ihren jugendlichen Lenkern durch gellende Zurufe oder Stockschläge angetrieben; Ziegen trieben sich zahlreich in dem Gedränge umher. In den einzelnen Verkaufsständen wurden Gemüse, frische oder getrocknete Früchte, Palmstöcke, Halfafächer, Glasperlenschnüre, gewebte Stoffe, Lederwaren, Brot, getrocknete Fische und andere Waren in buntem Durcheinander verhandelt; zahlreichen Waren sah man sofort an, daß es europäischer Massenfabrikationsträdel war, welcher hier eingeführt worden war, um an putzsüchtige Eingeborene oder unerfahrene Ausländer verkauft zu werden. Mit südlicher Lebhaftigkeit in Sprechweise und Gebärden wurden die willkommenen Fremden zum Kauf eingeladen, und auch zwischen den Einheimischen selbst fand ein lebhafter Austausch von Waren und Geld, wie von Worten und Gesten statt. Und alle diese lebhaft durcheinander drängenden und durcheinander redenden und gestikulierenden Gestalten, in helle lose Gewänder gehüllt, boten ein wunderbar anziehendes Schauspiel, in welchem für den Europäer nur der vollständige Mangel der Weiblichkeit eine auffallende und fühlbare Lücke bedeutete.

Bald sank der Abend nieder, und auf des Tages Arbeit und Hitze folgten einige nächtliche Stunden der Freude und des Genusses. In ihnen atmet der Tropenbewohner auf von der Glut des Tages, in ihnen genießt er seine geselligen Freuden. Wie wundervoll war diese südliche Nacht in der noch immer warmen, aber doch nicht mehr gluthauchenden Luft, belebt von den weißleuchtenden Gestalten der Wüstensöhne das nächtliche Dunkel. Die Älteren standen in Gruppen zusammen, schweigend oder in ruhiges Gespräch vertieft; andere saßen vor ihrem Kaffee, ihre Zigarrette rauchend. Der jüngere Teil der Bevölkerung bewegte sich lebhaft plaudernd oder fröhlich lachend und scherzend durcheinander. Hier und da trug ein Märchenerzähler oder Volkssänger in lebhaften Gesten seine Dichtungen vor, umringt von einem Kreis aufmerksam lauschender Zuhörer. Von allen Seiten klang jene eintönige, aber durchdringende arabische Musik der Trios, welche den Tanz der Mädchen der Uled-Naïls begleitete, und in dichten Gruppen standen die Zuschauer dieser Tänze in und vor den Cafés. Die Mädchen aber, welche nicht tanzten, saßen oder standen im Dunkel der Straßen vor ihren Türen und warben mit halblauten Worten um die Gunst der Vorübergehenden, unterstützt von dem Zauber dieser Märchennacht. Wieder fiel unter diesem Gegensatz der gänzliche Mangel ehrbarer Frauen auf. Nur ein Arabermädchen, in hellbunte Gewänder gehüllt, beteiligte sich als bloße Zuschauerin an jenen Tänzen, obwohl sie ihr schmales, regelmäßig hübsches Gesicht unverhüllt zeigte. Vielleicht aber war doch auch sie eine Angehörige der Uled-Naïls; denn zärtlich schmiegte sie sich Arm in Arm an den Araberjüngling, der an ihrer Seite stand, so daß der eine unserer beiden japanischen Reisebegleiter die treffende Diagnose stellte: „Die sind verliebt!“

Der andere Tag zeigte uns das Leben der eingeborenen Araber in weniger freundlichen Bildern. Eine 18 Kilometer lange Wagenfahrt brachte uns durch die Wüste zu einer benachbarten Oase, Sidi Okba. Schon als wir auf dem Wege dahin durch einige Straßen von Alt-Biskra fuhren, gewannen die Häuser der Araber ein anderes Aussehen als in den an Neu-Biskra grenzenden Straßen. Lehmwände von 4 bis 5 Meter Höhe schlossen die Wohnungen nach außen hin ab. Eine Trennung der einzelnen Gehöfte war an den glatten Mauern außen nicht zu erkennen, nur je eine schmale, niedere Tür und hoch oben an der Wand einige kleine unregelmäßige Fensterlöcher kennzeichneten eine besondere Wohnung. Bald kamen wir aus der Oase in die offene Wüste. Hier bestand der Boden aus harter, gelblicher Lehmmasse, über welche in größeren oder geringeren Ausdehnungen ein ganz feinkörniger bräunlich-gelber Flugsand gebreitet war. Jetzt löste sich auch das Rätsel, woher jener eigentümliche Duft stammte, welcher in Biskra sich bemerklich gemacht hatte und namentlich in dem arabischen Stadtteil sehr aufdringlich geworden war. In der freien Wüste standen in größeren oder kleineren Büscheln zwei Pflanzen; eine unseren Sedum-Arten gleichend, deren Stengel dicht mit grünlich-grauen, fleischigen kleinen Blättchen besetzt sind; die andere ist ein zu den tamariskenartigen Pflanzen gehöriges Gewächs mit holzigem, verästeltem Strauchwerk und graugrünlichen, schuppigen, ganz in der Weise unserer Thujaarten geordneten Blättern. Diese letztere Pflanze strömt jenen eigentümlichen Harzgeruch aus. Indem das Vieh der Wüstenbewohner dieselbe abweidet, teilt sich der Geruch der Milch und den Ausdünstungen der Tiere mit und geht auf alles über, was mit ihnen in Berührung kommt, ganz besonders auf den Menschen, der die Milch genießt.

Als wir uns Sidi-Okba näherten, bemerkten wir zur Linken der Fahrstraße ein weites Feld, auf welchem sich in regelmäßigen Reihen etwa $^3/_4$ Meter hohe, spitze Lehmkegel erhoben. Wir wußten uns deren Bestimmung nicht zu deuten, bis wir hörten, daß dieselben Gräberzeichen seien, und daß wir die Beerdigungsstätte des Ortes vor uns hätten. Bald waren wir an dem Palmenwald der Oase angelangt. Der Rand des Waldes war durch niedere Lehmwände gegen den Wüstensand geschützt; längs derselben waren Gräben gezogen, in welchen schmutziges Lehmwasser zur Bewässerung neuer Palmenanpflanzungen herbeigeleitet wurde. Wir sahen vielfach die niedrigen Büschel dieser jungen Palmen hinter den schützenden Lehmwänden. Zwischen zwei höheren solcher Mauern, über welche sich Palmenkronen neigten, fuhren wir in die Oase. In kurzer Zeit hielten die Wagen auf der Straße, und wir gingen die enge, staubige Straße zwischen den beiden Lehmmauern, die nur selten von Türen durchbrochen waren, weiter. Plötzlich wichen

die Wände auseinander, und wir befanden uns auf einem großen freien Platz, welcher von größeren und kleineren Gebäuden umgeben war und sich in mehrere Gassen fortsetzte. Bald umgab uns in dichtem Gedränge die Einwohnerschaft, namentlich die Jugend. Ein Araber mit blatternarbigem Gesicht, der vielleicht 30 Jahre alt sein mochte, leistete uns Führerdienste. Er bot einen erbarmungswürdigen Anblick. Lahm an beiden Beinen, schleppte er sich mühsam humpelnd am Stock dahin. Das rechte Auge war ganz erblindet, die Hornhaut in eine weißsehnige Narbenmasse verwandelt. Das linke Auge war gleichfalls schwer erkrankt, die Hornhaut getrübt und entzündet, das Unterlid durch Narbenbildung zum Teil nach außen gestülpt; doch schien er noch soviel zu sehen, daß er seine nächste Umgebung zu erkennen vermochte. Zunächst betraten wir eines der vor uns liegenden Gebäude, aus welchem uns ein betäubend lautes Stimmengeschwirr entgegenschallte. Es war eine Schule. In dem niedrigen, halbdunklen, stallartigen Raum hockten auf dem lehmgestampften, unebenen Fußboden dichtgedrängt etwa 30 fünf- bis zehnjährige Knaben im Halbkreise um einen jungen Lehrer und sprachen oder lasen gemeinschaftlich von ihren Tontafeln Koransprüche ab. Dieses Durcheinander jugendlicher Stimmen, welche keineswegs alle dieselben Worte gleichzeitig zu sprechen schienen, erregte in dem engen Raum ein nervenlähmendes, im Verein mit der Hitze und der üblen Luft einschläfernd wirkendes Getöse. Ab und zu erhob sich einer der Schüler, um die Reisegesellschaft sich näher anzusehen und um eine Gabe zu bitten. Nach Kinderart machte auch wohl der eine dem andern, ihn am Arm oder Kleid zupfend, eine private Mitteilung. Bemerkte das der Lehrer, so langte er mit seinem langen, dünnen Stock nach dem kleinen Sünder, und eifrig wandte sich derselbe wieder seiner Schulpflicht zu. Jedenfalls schien keine übermäßige Strenge in dieser Schule zu herrschen. Wir traten aus dem dumpfen, heißen Raum wieder auf den Platz, und von einer anderen Seite klang uns derselbe Schülerlärm wieder entgegen. Hier wurde in einer geräumigen, nach der Straße zu in weiten, runden Bogenwölbungen geöffneten Halle wohl eine höhere Schülerklasse unterrichtet; hier waren ältere Kinder, von 10 bis 14 Jahren ungefähr, versammelt. Wieder lasen sie von ihren Lehmtafeln ihre Koransprüche — so sagte uns unser Führer — mit dem singenden Ton der Schulkinder ab. Hier sah man auch einzelne junge Mädchen an dem Unterricht teilnehmen. Andere Schüler, anscheinend noch ältere, saßen abseits neben jener Gruppe und malten mit einem feinen Pinsel und schwarzer Tuschfarbe arabische Buchstaben sorgfältig auf ihre glatten Lehmtafeln, welche etwa 40 Zentimeter lang und 25 Zentimeter breit waren. Auch hier ließ sich manche kleine Szene jugendlichen Übermuts und Leichtsinns beobachten, auch hier schwang der Lehrer, mehr symbolisch als wirklich strafend, ab und zu seinen langen Bakel. Es schien ein freundliches Bild. Aber bei genauerem Zusehen konnte man bald erschütternde, unser tiefstes Mitgefühl bewegende Beobachtungen machen. Wie viele der kleinen Zöglinge sahen körperlich elend und verkommen, bleich und abgezehrt aus und trugen den Stempel schweren Siechtums in den müden Gesichtszügen. Wie viele hatten entzündete, wunde Augen, und es war ein erschreckender Anblick kindlichen Elends, wenn wir die wunden Augenlider umsäumt sahen von dichtgedrängten kleinen schwarzen Fliegen, welche gierig an der feuchten Wundabsonderung sogen. So schwach oder so abgestumpft waren die kleinen Dulder, daß sie nicht einmal die Hand erhoben, um jene Quäler zu verscheuchen. Und die entsetzlichen Folgen dieser ersten Stadien der Augenerkrankungen konnten wir überall erblicken. Zahlreiche Kinder und Erwachsene mit entzündeten oder ganz erblindeten Augen, zahlreiche abgezehrte, harmvolle Leidensgesichter, sehr oft von Blatternarben zerrissen, bewiesen, daß es nicht immer ein ungetrübtes Glück bedeute, unter Palmen zu wohnen. Blattern, ägyptische Augenkrankheit, Vernachlässigung unbedeutender Entzündungen und die dörrende Wüstensonne im Bunde mit dem feinen Staub der Luft führten alle diese Unglücklichen einer frühzeitigen Blindheit zu.

Nachdem wir noch die Moschee besucht hatten, traten wir von dem Platze aus in eine der Straßen und verfolgten sie bis an das Ende. Wieder öffneten sich wie in Biskra die Häuser zu beiden Seiten auf die Gasse, und man sah Handwerker und Krämer bei ihrer Beschäftigung oder bei dem Handel. Aber die Gasse war furchtbar eng, dicht drängte sich das Volk und schob sich durcheinander im Verein mit zahlreichen Eseln, Mauleseln, Ziegen, unter dem schwirrenden Getöse

der durcheinander sprechenden und rufenden Menschenstimmen. Hier bot ein Fleischer seine Ware aus und verscheuchte mit einem Wedel die Fliegenschwärme, welche sich auf dem feuchtglänzenden Gedärm eines frisch geschlachteten Hammels gütlich tun wollten; dort wurden in einer brodelnden Fettmasse flache Kuchen gebacken. Alles feilschte, schrie, lachte, schwatzte durcheinander, das ganze Leben der Ortschaft schien sich auf den Platz und die Gasse zusammengedrängt zu haben. Allerdings hörten wir, daß der Ort mehr als 7000 Einwohner einschließe, welche eng zusammen wohnen müssen, um den Palmenpflanzungen nicht zu viel Platz zu rauben. Auf der Gasse mischte sich der feine Lehmstaub mit Abfällen von Gemüsen und Früchten und dem Schmutz des Viehes und schwebte wie eine feine Wolke in der Luft. Und über dem allen brütete die Sonne der Sahara und schwehlte in aufdringlichster Verdichtung jener gräßliche, die Geruchsnerven marternde Beduinengeruch. Und in dieser Atmosphäre leben jahraus, jahrein viele Tausende von Menschen und lernen von der Geburt bis zum Tode nichts anderes kennen als dieses Leben!

Aufatmend, wie aus einem Hexenkessel erlöst, kehrten wir wieder auf unseren Halteplatz zurück und begaben uns in das einzige französische „Restaurant" des Ortes, wie die Aufschrift auf der schief in ihren Angeln hängenden Holztür lautete. Eine verkommen und furchtbar schlampig aussehende europäische Frauensperson, an deren Kleider sich ein kleines Mädchen von etwa 3 Jahren klammerte, führte uns durch einen mit allerlei altem Trödel gefüllten Laden in ihren von niedrigen Lehmmauern abgeschlossenen Garten. Einige schiefe, auf eingeschlagenen Pfählen ruhende Brettertische mit fingerbreiten Ritzen, einige Wassertonnen auf dem kahlen, unebenen, mit welken Blättern bestreuten Lehmboden und einige zerbrochene Weinspaliere bildeten die Ausstattung des kleinen Raumes, in welchem einige Weinstöcke, Feigen- und Rhizinusbüsche und eine niedere, mit unreifen Früchten behängte Dattelpalme prangten. Alles zeugte von höchster Verwahrlosung und der Abwesenheit jedes Gefühls für Schönheit oder Behaglichkeit. Nachdem wir uns an den fürsorglich von Biskra mitgebrachten Erfrischungen gelabt hatten, traten wir unsere Rückfahrt an. Noch bot sich uns ein Idyll, charakteristisch für Sili-Okba. Ein uraltes, kleines, verschrumpftes, mit schmutzigen, zerfetzten Tüchern verhülltes Negerweiblein, aber mit unverhülltem Gesicht — es drohte wohl keine Gefahr mehr —, führte ein kleines, struppiges, schmutziges Eselchen. Dem hingen zu beiden Seiten gefüllte Wasserschläuche von Ziegenfell, die Haarseite nach außen gekehrt. Seltsam standen die abgeschlossenen Beinstümpfe von den strotzend gefüllten Rümpfen der Schläuche, die von schmutzigem Lehmwasser trieften, ab. So zogen Weiblein und Eselein die staubige Straße entlang. Und noch ein tragisches Bild. Ein halbwüchsiger Knabe drängte sich mit ausgebreiteten Armen an die Lehmmauer und wandte uns sein blasses, verhärmtes Gesicht zu; die Augensterne waren erloschen, es war wieder ein Blinder, welcher sich zur Seite drückte, voll Furcht, überfahren zu werden.

Wieder fuhren wir an dem Begräbnisplatz vorbei, und wir verstanden jetzt seine Sprache, und warum er sich soweit dehnte. Und wir fuhren zurück durch die zitternde, flimmernde, blendende Glut der Wüste, unter dem bleigrauen, fahlen Himmel, von welchem die der Mittagshöhe nahe Sonne ihre Flammenstrahlen herabsandte. Die lähmende Ermattung des südlichen Mittags lagerte über der Reisegesellschaft.

Einige Tage später standen wir auf den Trümmern eines römischen Heerlagers zu Lambese und bald darauf auf den Ruinen von Timgad, einer ehemaligen Römerstadt Numidiens. Nur ein Triumphbogen und wenige Säulen standen noch aufrecht, die ehemalige Herrlichkeit römischen Bürgertums im Numidierlande zu verkünden. In weiter Ausdehnung sind wie in einem zweiten Pompeji die Stadtanlagen mit ihren Häusern und Straßen, mit Tempeln, Forum, Theater, Bädern aufgedeckt. Aber alles ist in Trümmer zerfallen, versunken und vergessen, es sind tote Steinruinen. Und wieder wenige Tage später, und wir standen auf dem Hügel, welcher einst die Burg Karthagos trug, und unsere Blicke schweiften nach dem alten Hafen Karthagos, der einst die Flotten dieser Herrscherin des Mittelmeers barg. Von dieser gewaltigen Stadt ist nichts übrig geblieben als die Stätte, wo sie einst gestanden hat. Die Römer haben in der Zerstörung Karthagos ganze Arbeit gemacht, sie haben nicht einen Stein auf den andern gelassen. Aber

auch die Römer, welche sich auf der Stätte des ehemaligen Karthago ansiedelten, hielten dem Zeitensturm nicht stand; auch ihre Bauten sanken in Trümmer, und heut reden nur noch schuttbedeckte Ruinen ihrer Tempel, Theater, Wasserleitungen von der einstigen Römerherrschaft. Diese wurde von den Vandalen vernichtet. Ihnen folgten die Oströmer, diesen die Araber. Und heut steht die Stätte unter dem Protektorat Frankreichs.

So haben sich die Zeiten gewandelt, und die Trümmer- und Schuttschichten, welche den ehemaligen Boden Karthagos haushoch überlagern, bezeichnen die einzelnen Kulturepochen, welche über jene Stätte hinweggegangen sind. Die großen Kulturvölker der alten Zeit, Karthager und Römer, sind hingesunken, und ihre Erben sind die Araber geworden, welche damals unter ihr Joch gebeugt waren, und die Gallier, welche zu jenen Zeiten als wilde Barbaren in ihren Waldländern hausten. Suchte man noch weitere Nachwirkungen jener alten Völker als diese Trümmerhaufen, suchte man einen nachhaltigen Einfluß jener Kulturträger auf die Gestaltung des heutigen arabischen Volkslebens, so konnte man nichts davon finden. Der Beduine führt sein Nomadenleben noch heute, wie es schon im Alten Testament geschildert wird; und auch in dem Leben der seßhaften Eingeborenen des Landes fanden wir keinen Anklang an altrömische oder gar phönizische Erinnerungen, keine bleibende Rückwirkung jener ältesten herrschenden Völker.

Wo das einheimische Leben der Kinder des Landes fremde, nicht dem Lande entwachsene Einflüsse zeigt, so gehören sie außer dem Mohammedanismus vor allem der heutigen europäischen Kultur an, die von Frankreich eingeführt und beschützt wird. Und diese Kultur sehen wir am Werke, mächtig umgestaltend auf das Leben der Eingeborenen zurückzuwirken. Durch Eisenbahn und Telegraph werden die ungeheuren Entfernungen bezwungen, die Einöden geöffnet und zugänglich gemacht. Die ackerbaufähigen Ebenen werden durch französische Ansiedlungen fruchtbar gemacht, die Berge durch Waldanpflanzungen ihrer ursprünglichen Bestimmung, die Wasserquellen für die Täler zu liefern, wiedergewonnen. Die Eingeborenen werden zunächst gezwungen, das Räuberleben, welches oft mit dem Nomadenleben vereinigt ist, aufzugeben; die Kämpfe zwischen den einzelnen Stämmen hören auf, indem alle gezwungen werden, sich unter die mächtige Herrschaft Frankreichs zu beugen. Damit kehrten Ruhe, Sicherheit und Ordnung, welche die Vorbedingungen für die Weiterbildung jeder Kultur sind, im Lande ein. Und unzählige neue Kultureinflüsse werden den Eingeborenen zugeführt. Als Soldaten werden sie Mitglieder der französischen Armee und lernen hier Zucht und Ordnung. Als Angestellte und Diener werden sie in staatlichen wie in privaten Diensten verwendet, sie lernen fremde Lebensweise und fremde Anschauungen und Denkungsart kennen und erweitern dadurch ihren eigenen Gesichtskreis. Sie lernen auch in neue, ungewohnte Verhältnisse sich einfügen und gewinnen so an Lebenserfahrung und Anpassungsfähigkeit. Durch Handel und Industrie und Fremdenverkehr treten neue Bildungseinflüsse in den Lebenskreis dieser Völker und

regen sie zur Entfaltung ihrer schlummernden Geisteskräfte an. So wird ihr Leben aus der Einförmigkeit, zu welcher es die Natur des Landes verurteilte, durch das Eindringen fremder Kultur erlöst, die Völker werden aus ihrem Jahrhunderte langen Schlaf gewaltsam zu neuen Geistesentwicklungen, zu neuer Tatkraft wachgerüttelt.

In dieser Wirkung der Eroberung und Unterwerfung fremder Länder und wenig zivilisierter Völker unter die Regierungsgewalt von Kulturvölkern liegt die sittliche Rechtfertigung für die letzteren. Oft wird diesen Völkern das Recht bestritten, „in den Frieden der Naturvölker einzubrechen". Aber welch ein trauriger Friede ist das! Welch ein schreckliches Leben muß es sein, Generation nach Generation unter Zuständen zu leben, wie sie uns in Sidi-Okba entgegengetreten sind! Wieviel Elend und Jammer umschließt dieser Ort für die Schwachen und Kranken, wieviel Entbehrungen, welche trost- und hoffnungslose Einförmigkeit für die Kräftigen und Gesunden. Die starre, eintönige, unbezwingliche Natur ist hier noch die absolute Herrscherin, welche diese Volksstämme unter despotischem Zwang gefesselt hält, ihnen ihre wirtschaftliche und geistige Entwicklung vorschreibt und in enge Grenzen einschließt, welche sie aus eigener Kraft niemals überschreiten können. Und nicht anders wie hier geht es in anderen tropischen Ländern. Wir sind vielfach gewohnt, uns das Leben ihrer Bewohner als ein ununterbrochenes Idyll auszumalen. Aber wie ganz anders ist die Wirklichkeit beschaffen. Die Reisenden berichten von den ununterbrochenen Raubzügen kriegerischer Negerstämme, wie der Galla oder Aschanti, die über weite Gebiete plündernd sich ausbreiten, die Dörfer anderer Stämme verwüsten und niederbrennen, die Einwohner unter entsetzlichen Martern hinmorden oder in eine Sklaverei schleppen, welche oft viel schlimmer ist als der Tod. Die Kopfjägerei der Dajaks, der Kannibalismus der Polynesier und Australneger Neu-Guineas beweisen ebenfalls, wie es mit dem Frieden dieser Länder bestellt ist. Wir sehen das Leben dieser Naturvölker im besten Falle als ein dumpfes Vegetieren in der Befriedigung rein körperlicher Bedürfnisse, ohne die Möglichkeit, höhere Eigenschaften des Geistes und der Kultur zu gewinnen; oder im schlimmeren Fall als ein Dasein voller Entbehrungen und Mühen, Bedrohungen und Gefahren, Elend und Krankheit. Die schwache Bevölkerungszahl dieser gewaltigen Länderstrecken zeigt an, wie viele Opfer dieses Leben fordert, wie viele diesen Formen des Daseinskampfes unterliegen. Dieses Leben ist nur erträglich, wenn der Mensch noch keine bessere Lebensgestaltung kennen gelernt hat, wenn seine Erfahrung und sein Geist noch nicht hinreichen, ihm schönere, glücklichere Zustände vorzustellen. Nur der unentwickelte, kindliche Sinn dieser Naturvölker läßt sich an einem Dasein genügen, welches uns nicht menschenwürdig und lebenswert erscheinen kann. Jene Menschen ahnen noch nicht, wie reich und schön das Leben sein kann, wie hoch der Menschengeist fliegen kann, wenn nicht eine feindliche Natur ihn niederdrückt oder eine allzu gütige ihn jeder Entfaltung seiner Kräfte überhebt.

Also die sittliche Rechtfertigung der Kolonisationspolitik unserer heutigen Kulturstaaten ist nur darin zu finden, daß sie die Landeskinder ihrer Kolonien nicht auf eine tiefere Stufe der Lebensführung hinabdrücken, als jene ohnehin schon einnehmen; daß sie nicht als Unterdrücker, sondern als Befreier jener Stiefkinder der Natur kommen. Unsere Kultur ist nur insofern berechtigt, sich als eine höhere zu fühlen im Vergleich zu derjenigen anderer Völker, als sie eine sittlichere ist. Die Aufgabe der europäischen Kultur ist es, jene Naturvölker aus einem Leben zu erlösen, wie wir es in Sidi-Okba kennen gelernt haben, und wie es uns von den unzivilisierten Völkern Afrikas und Asiens geschildert wird. Unsere Kultur soll jenen Ländern Sicherheit vor Mord und Totschlag bringen; sie soll jenen Völkern langsam und allmählich, aber doch gewiß Heilung für ihre schweren physischen und sittlichen Leiden und Gebrechen bringen; sie soll sie lehren, ihr Leben freudiger, schönheitsreicher, lebenswerter zu gestalten. Und zuletzt soll sie ihnen die große sittliche Erkenntnis bringen, daß der Mensch nicht des Menschen Feind, sondern des Menschen Bruder, ein Teil seiner selbst sei, und daß nicht Mord und Feindschaft, Haß und Selbstsucht, sondern Menschenfreundlichkeit und Menschenliebe des Lebens bester Inhalt und höchstes Glück seien.

Allerdings können diese letzten Ergebnisse der Einwirkung sittlicher Kultur auf jene Naturvölker *nicht plötzlich* wie ein Wunder hervortreten, sondern sie können sich nur sehr allmählich durchsetzen und emporringen.

Auch unsere europäischen Staaten haben noch keineswegs den Umfang ihrer Aufgabe, die Führer jener armen Menschenbrüder zu einem schöneren Leben zu sein, begriffen. Noch immer ist der Egoismus die erste und mächtigste Triebfeder aller kolonialpolitischen Bestrebungen, und die Eroberungskämpfe werden oft genug mit aller Schonungslosigkeit und Roheit als Vernichtungskriege mit den Eingeborenen geführt. Unsere stolzen Kulturträger schämen sich nicht, sich von den „Wilden", die voll Verzweiflung um ihre Existenz ringen, das sittliche Niveau vorzeichnen zu lassen, auf welchem sie mit jenen den Kampf führen. Erst jüngst bei Gelegenheit des Aufstandes der Herero ist wiederholt jene Vernichtungspolitik als die beste und zweckmäßigste gepredigt worden. Aber mögen unsere Kulturstaaten sich auf ihre sittliche Pflicht besinnen; mögen sie sich von der Geschichte warnen lassen. Die Karthager und Römer sind spurlos aus Afrika verschwunden, weil sie als Kolonisatoren bloße Eroberer waren, weil sie kurzsichtig nur an ihre allernächsten persönlichsten Interessen dachten und nicht einsahen, daß ihr eigenes staatliches Gedeihen eng verknüpft sei mit und abhängig von dem Wohlergehen der neuen Untertanen. Sie führten entweder Vernichtungskriege und rotteten die besiegten Volksstämme ganz aus; oder sie brachen rücksichtslos die Eigenart des Volkes, zwangen sie unter das Joch drückendster Sklaverei und machten sie noch elender, als sie vorher schon waren. So waren sie nicht nur unfähig, ihre eigene Kultur in die eroberten Länder zu verpflanzen, sondern sie brachen auch die Triebe der Kultur des eroberten Landes selbst. Daher fanden sie keinen Halt und keine Stütze in dem Lande selbst, und sobald ein mächtigeres Volk über den Eroberer kam, oder er selbst nicht mehr kräftig genug war, die besiegten Völker in Unterdrückung zu halten, wurde der Eroberer selbst vernichtet und verschwand. Und mit ihm verschwand seine Kultur, die er nicht verstanden hatte, dem fremden Land und Volk einzupflanzen und organisch zu verbinden.

Die törichte Kurzsichtigkeit dieser selbstsüchtigen, unsittlich-rohen Eroberungspolitik, welche in schonungsloser Unterdrückung und Vernichtung, nicht in der Erhebung und Veredelung des heimischen Volkstums ihre Aufgabe sieht, ergibt sich auch aus folgender Erwägung. Der Europäer ist ganz unfähig, in

jenen Landstrichen sich dauernd anzusiedeln oder eine schwere körperliche oder geistige Arbeit unter den klimatischen Bedingungen, wie sie die tropischen und subtropischen Länder bieten, zu verrichten. Daher ist es ausgeschlossen, daß europäische Kolonisten jene Länder dauernd besiedeln und verwerten könnten; nur für ihre natürlichen Bewohner bieten sie eine Heimat, und nur von diesen können die Schätze dieser Länder gehoben und nutzbar gemacht werden. Wenn also ein erobernder Staat die Eingeborenen schwächt oder gar vernichtet, so beraubt er sich selbst des kostbarsten, unersetzlichen Arbeitermaterials und damit der Ausnützungsmöglichkeit für jene eroberten Länder. So ergibt sich aus der bloßen Berücksichtigung des eigenen Vorteils jenes selbe Ziel, welches die sittliche Berechtigung aller kolonisatorischen Bestrebungen darstellt: den Bewohnern jener Länder soll der Europäer ein Kulturbringer, ein Freund und Erzieher sein. Er darf Strenge und Ernst anwenden, um die Eingeborenen zur Arbeit und Sittlichkeit zu erziehen, aber nicht, um seinen Herrschergelüsten zu gehorchen. Je höher die geistige Entwickelung des unterworfenen Volkes sich erhebt, um so mehr wird es auch fähig sein, die Produktivität des Landes zu steigern. Somit wird sich der reale Wert des Kolonialbesitzes in demselben Verhältnis steigern, wie es dem Staat gelingt, die Eingeborenen seiner Kolonien für eine höhere Kultur zu gewinnen.

Wir dürfen daher hoffen, daß unsere europäische Kultur nie wieder aus Afrika verschwinden wird, wie die karthagische und römische verschwunden ist. Unsere Kolonisationsarbeit ist getragen und geadelt von dem sittlichen Gedanken der Menschenliebe; sie ist sich dessen nicht immer bewußt, aber, ob auch unbewußt, tritt dieser Grundgedanke doch mehr und mehr in der Auffassung der Beziehungen des Mutterlandes zu seinen Kolonien hervor; bewußt vertreten ihn die Missionen, soweit sie rein sittlich-religiöse, nicht politische Zwecke verfolgen. Wir kommen in jene fremden, von einer erbarmungslosen Natur in Fesseln geschlagenen Länder und Völker als Befreier mit dem Zeichen des Friedens und der Liebe. Die Kultureroberungen der Neuzeit sind geleitet von dem großen Gedanken, welcher den Inhalt des christlichen Sittengebotes bildet, von dem Gedanken der Menschenliebe. Die Humanität ist eine Idee, welche der antiken Welt unfaßbar war; heute schlingt sie ein Band, welches den Europäer mit dem Araber und Neger umschließt. Was unsere Kultur im Dienste dieser Idee schaffen wird, das wird nicht in Trümmer sinken und im Sande verwehen, sondern wird fortblühen und weiter treiben, so lange Menschen auf Erden beieinander wohnen.

So hat unsere Reise uns nicht nur die Augen mit Bildern unvergeßlicher Schönheit von Natur und Kunst gesättigt, sondern sie hat uns auch ein reiches Gebiet des vielbewegten Menschenlebens vorgeführt und unser Verständnis für die tiefere Bedeutung des Völkerverkehrs unseres Zeitalters erweitert. Und sie hat uns von neuem zum Bewußtsein gebracht, wie reich und schön unsere Heimat ist im Vergleich zu den Ländern, welche wir besucht haben, und wie wir diese unsere Heimat lieb haben müssen mit aller Kraft unseres Gefühls. Unser herzlicher Dank aber gebührt dem Manne, welcher diese Reise uns möglich gemacht und uns in jene Länder geführt hat. Denn ohne seine Hilfe und Leitung wären diese Länder den meisten von uns für immer verschlossen gewesen.

3. Rückblick.

Von Professor Dr. Miller.

„Dreißig sonnige Tage" hat die Künstlerin auf den Rücken des Gedenkbuches geschrieben, und sie hat recht. An jedem dieser Tage haben wir die Sonne verspürt nicht nur äußerlich, sondern bis ins Herz hinein, erwärmend und wohltuend, nachwirkend noch auf lange Zeit. Und wie manches Freundschaftsband ist durch die Strahlen dieser sonnigen Tage festgekittet worden.

Wir waren begünstigt auf unserer Reise in jeder Hinsicht. Dies spricht sich namentlich auch aus in dem **ärztlichen Bericht** unseres Chefarztes Dr. Stelzer, den wir hier folgen lassen.

„Bei den Teilnehmern der deutschen Mittelmeerreise kann der Gesundheitszustand als ein durchaus befriedigender bezeichnet werden; ja er würde sich gewiß noch ein besseres Prädikat erworben haben, wenn die im Reiseführer gegebenen Ratschläge eine allgemeinere Würdigung gefunden hätten.

Die erste und auch letzte Krankheit, die auf der „Etoile" ärztliche Hilfe in Anspruch nahm, war die Seekrankheit. Auf dem Wege von Port Mahon nach Algier, wo wir infolge eines Gewitters in der Nacht vom 3.—4. August, und auf der Fahrt von Casamicciola nach Genua am 30. August, während welcher wir wohl infolge der Sonnenfinsternis Sturmwind mit ziemlich stark bewegter See hatten, wurde der größte Teil unserer Reisegesellschaft von ihr befallen. Im Kampfe gegen dieses abscheuliche mal de mer leisteten neben der ruhigen horizontalen Lage die von Theodoro Fiedler-Malaga zur Verfügung gestellten „Nauseatropfen" in den meisten Fällen recht gute Dienste.

Während die Seekrankheit, wenn sie auch noch so allgemein aufgetreten, stets völlig verschwunden war, sobald das Schiff vor Anker lag, oder der Fuß auf festes Land gesetzt wurde, so waren von Algier ab gastrische Erkrankungen unsere ständigen Reisebegleiter. Nicht als ob es sich um eine Epi- oder Endemie in unserem schwimmenden Hause gehandelt hätte, durchaus nicht, ein jeder, der von einem Magen-Darmkatarrh oder einer Cholerine gequält wurde, hatte sich die Schuld selbst zuzuschreiben.

Da gab es überall am Lande die herrlichsten Früchte in Hülle und Fülle, — zugleich aber auch Bier, Eis und Limonaden aller Art. Obwohl ja jeder wußte, daß sich diese Dinge, zumal unter der afrikanischen und süditalienischen Sonne nicht miteinander vertragen, so konnten doch nur wenige der Versuchung widerstehen, oft sogar unmittelbar nach dem Genuß von Früchten den deutschen Durst mit frischem Bier, Limonade, zu stark gekühltem Wein oder mit Eis selbst zu stillen. So schwer sich derartige Diätfehler in der Regel schon in unserem heimatlichen Klima mit heftigen gastrischen Erkrankungen

zu rächen pflegen, so kamen bei uns fast durchweg doch nur leichte Fälle vor, — nur zwei Fälle habe ich zu verzeichnen, die eine mehrtägige Bettruhe erforderten.

Daß es nicht zu schwereren und langwierigen Erkrankungen kam, haben wir ohne Zweifel zum guten Teil den Schwarzschen

291. Gruppenbild auf der Löwentreppe in Tunis.

Dysenterie-Pillen zu verdanken, die sich in allen Fällen vorzüglich bewährten, und daß ihnen ordentlich zugesprochen wurde, beweist der Umstand, daß über 1000 Stück zur Verwendung kamen.

Außer Magen- und Darmkatarrh kamen keine innerlichen, ebensowenig auch Erkältungskrankheiten zur Behandlung.

Von äußeren Krankheiten, speziell von Verletzungen kamen trotz des vielen Aus- und Einbootens, der zahlreichen Bahn- und

Wagenfahrten, Bergtouren u. dgl. nur einige wenige vor: ein Vorderarmbruch, drei Verstauchungen der Fußgelenke und einige Quetschwunden bei unvorsichtiger Handhabung der Liegestühle. Hier sollen übrigens nicht unerwähnt bleiben die Fuß- und Handverletzungen, welche sich die Badenden an der nordafrikanischen Küste durch Seeigel zuzogen, die daselbst an den Felsen des Gestades in ungezählter Menge vorkommen.

Wenn man bedenkt, daß in einem vollen Monat bei mehr als 300 Reisenden, die jeden Tag einer ganzen Anzahl von Fährlichkeiten ausgesetzt waren, weder ein schwerer Unfall noch eine einzige lebensgefährliche innere Krankheit vorkam, daß während einer 30tägigen Fahrt eine Krankenkabine niemals in Gebrauch genommen werden mußte, daß am 31. August bezw. 1. September sämtliche Passagiere in Genua und Stuttgart ebenso gesund und munter, wie sie diese Städte in den ersten Augusttagen verlassen hatten, wieder angelangt sind, so kann gewiß mit vollem Recht der Gesundheitszustand bei unserer Reisegesellschaft als durchaus befriedigend bezeichnet werden."

Wir haben an der Hand dieses Buches die schöne Reise zum zweitenmal gemacht und manches Halbvergessene wieder aufgefrischt. Vieles erscheint wie ein Traum aus der Jugendzeit, welchen auch solche, denen die Teilnahme nicht vergönnt war, gerne mit durchträumen werden. Kein Wunder, wenn vor allem die feurige Jugend in unserer Mitte von den Eindrücken hochbegeistert ist und in neuen Plänen schwelgt, die nach Osten gerichtet sind.

Uns bleibt noch übrig, innigen Dank auszusprechen den Stiftern dieses Buches, welche durch ihre Abonnements dessen Erscheinen in der reichen Ausstattung ermöglicht haben. Doppelten Dank aber denjenigen, welche auch noch Beiträge an Bildern und Aufsätzen geliefert haben, so daß wir mit wenigen Ausnahmen Originalaufnahmen von unseren Teilnehmern bieten konnten.

Für Überlassung von photographischen Aufnahmen sind wir den Fräulein Braun und Guth, den Herren Baumeister, Boßler, Grissen, Ganter, Hertl, Keller, Kittsteiner, Kolmsperger, Kreißl, Kröner, Krumm, Matsuoka, Maier, Meumann, Prandtl, Rißler, Ronkarz, Schmid, Schuh, Seeger, Schlachter, Wildermuth und Zimmer zu Dank verpflichtet. Leider kam ein großer Teil der Bilder zu spät an, um bei der Auswahl berücksichtigt werden zu können. Auch war es bei der Kürze der Zeit, da die Originale noch beim Chemigraphen sind, leider nicht mehr möglich, bei dem einzelnen Bild anzugeben, von wem die Aufnahme stammt.

Literarische Beiträge für das Buch verdanken wir den Herren Braun, Donaubauer, Graßmann, Hellmair, Krecker, Kolb, Lorenz, Maier, Schuh und Schwertschlager. Fräulein Schweizer hatte die große Güte, den Buchumschlag zu entwerfen, Fräulein Andler lieferte die Zeichnung des Vorsatzpapieres.

Mit vorstehenden Worten schloß die erste Auflage dieses Buches, welche in größter Eile eben noch vor Weihnachten fertig gestellt werden mußte. Wir fügen jetzt noch einige Stimmen der Presse und Urteile von Teilnehmern über die Deutsche Mittelmeerfahrt hinzu.

Die Presse war uns im allgemeinen wenig hold; was sie während der Reise brachte, war wenig und irreführend. Den Apfel hat ein in Palermo lebender Dortmunder abgeschossen, indem er an sein heimatliches Blatt berichtete (der Artikel soll auch in nichtdeutsche Blätter übergegangen sein):

„Vor einigen Tagen, und zwar am 12. August, kam hier in Palermo mit dem französischen Dampfer „Etoile" eine große Gesellschaft deutscher Vergnügungsreisender, — 300 an der Zahl. — an, zum allergrößten Teile Professoren, Lehrer und Studenten. Da das Eintreffen lange zuvor bekannt war, so wurde der Ankunft von uns mit nicht geringer Freude, von den Palermitanern mit großer Neugier entgegengesehen. Unsere Freude aber verwandelte sich sehr bald in Beschämung, die Neugier der lieben Palermitaner aber in verwundertes Erstaunen, als am Sonntage, den 13. August die Gesellschaft an Land kam, die einer Herde Landstreicher ganz verzweifelt ähnlich sah."

Im weiteren schildert uns der edle Landsmann als sehr schlecht gekleidet, mit den abgetragensten, fadenscheinigen, verschwitzten, schmutzigen Jacken und Hemden, abgetretenen Stiefeln, unrasiert, — „so liefen die deutschen Professoren in dem schönen Palermo herum, und vollends auf dem Schiff, da saß man in Hemdsärmeln zu Tische!" Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß diese Schilderung nicht wahr ist, daß niemand in Hemdsärmeln zu Tische saß. Vielmehr machte man stets vor Tische Toilette und jedermann, Herren wie Damen, hatte sich vor der Reise mit einem oder mehreren neuen Reiseanzügen versehen, und auch die photographischen Aufnahmen unserer Gesellschaft, wie die vorstehende auf der Löwentreppe in Tunis, machen gewiß nicht den Eindruck von Landstreichern. Uns erscheint es lächerlich, bei einer mehrwöchentlichen Reise in der heißen Jahreszeit in südlichen Ländern zu verlangen, daß man in feiner Toilette mit Gehrock und weißer Leibwäsche erscheine. Wir hatten keinerlei Anlaß, der Sizilianer oder Palermitaner wegen uns einen Zwang anzutun, da diese doch sich lediglich nur um unsern Geldbeutel kümmerten, und wir in ganz Sizilien stets nur den Kampf ums Dasein zu führen hatten und immer froh zum Schiff zurückkehrten, oft noch wie von einer Schar gieriger Wölfe umringt. Wir haben ja auch die Putzsucht der Palermitanerinnen, jener Stadt, wo jedes zweite Haus einen Friseursalon ankündigt, kennen gelernt, hatten aber Wichtigeres zu tun, als ihnen darin nachzueifern.

Eine andere Kritik an unserer Reise übte ein Teilnehmer in dem „Sammler" (Beiblatt zur Augsburger Abendzeitung) aus. Er schrieb in einer fortgesetzten Mißstimmung, deren Ursache jedenfalls in ihm selbst zu suchen ist, und weiß über das Schiff, die Kabinen, die Maschinen, das Schiffspersonal, die Kost, den Wein und die Direktion, die ihre Pflicht nicht getan hat, fast nur Nachteiliges zu berichten. Ich habe unter Berufung auf das Gesetz dem „Sammler" nachstehende Berichtigung zugehen lassen:

„1. Herr F. behauptet, daß in den meisten Kabinen des Schiffes 5—6 Personen untergebracht waren. Tatsächlich hatte das Schiff 44 Kabinen für 1—4 Personen (2 à 1, 16 à 2, 4 à 3 und 22 à 4) und nur 11 Kabinen für mehr als 4 Personen. Tatsächlich waren die größeren Kabinen alle unvollständig besetzt, so daß in einer Zehnerkabine nur 6, in einer Achterkabine nur 5 Personen waren, und Herr F. selbst selbander eine Sechserkabine I. Klasse (mit Billet II. Klasse) innehatte, welche er freilich später verlassen mußte.

2. Herr F. behauptet, das Schiff sei unzulänglich und in seinen Einrichtungen veraltet gewesen. Erstere Behauptung wird durch die Raumverhältnisse des Schiffes (110 Meter Länge, 3000 Tonnen Gehalt) von selbst widerlegt, die andere durch die Tatsache, daß die Maschine erst drei Jahre alt ist, die ganze innere Einrichtung vor sieben Jahren neu erstellt wurde. Der Wahrheit würde es entsprochen haben, wenn Herr F. gesagt hätte, daß, wenn man von einigen wenigen deutschen Schiffen absieht, kein komfortableres Schiff von solcher Größe und für eine so große Gesellschaft geeignet das Mittelmeer befährt.

3. Der Hauptvorwurf des Herrn F. betrifft das Essen und Trinken auf dem Schiffe: Die Verpflegung sei ganz unzureichend und nicht einmal gut bürgerlich gewesen. Für mich genügt es festzustellen, daß für alle drei Klassen erstklassige Verpflegung mit drei Fleischgängen mittags und abends ausbedungen und bezahlt worden ist, und daß ich wiederholt, namentlich auch in der III. Klasse, verkündigt habe, daß alle Passagiere diesen gleichen Anspruch haben. Damit fällt auch jede Berechtigung zu einem Vorwurf gegen mich, als hätte ich die Verpflegung als eine „Quantité négligeable" behandelt. Wenn Herr F. über den Wein klagt, so stelle ich fest, daß während der dreißigtägigen Fahrt auch nicht ein einziges Mal eine Klage über den Wein an die Direktion gekommen ist; die einzige Klage des Herrn F., die zu den Ohren der Direktion gekommen ist, bezog sich auf das Wegfallen des schwarzen Kaffees mit Kognak nach Tisch, an dessen Stelle im Verlauf des Mittags Kaffee mit Milch und Brot geboten wurde.

4. Zweimal stellte Herr F. die inhaltsschwere Behauptung auf, daß infolge der schlechten Verpflegung nur wenige von Magen- und Darmkrankheiten verschont geblieben seien. Es ist eine allbekannte Tatsache, daß in südlichen Ländern zumal in der heißen Jahreszeit Darmaffektionen zu den häufigsten Uebeln zählen, aber sie haben und hatten mit der Schiffskost absolut nichts zu schaffen, und Herr F. müßte den Beweis erst erbringen, daß auch nur in einem einzigen Fall die Schiffskost die Ursache jener Beschwerden gewesen ist. Prof. Dr. K. Miller."

Wer sucht, wird bei einer Einzel- wie Gesellschaftsreise stets Gründe zum Kritisieren finden. Der angewiesene Platz, die Nachbarschaft, der Wagenwechsel des Zuges, die Zollbehandlung, die Gepäckbeförderung, das Ausbleiben erwarteter Briefe, eine kleine Zurechtweisung von einem Mitglied der Direktion und tausend andere Dinge geben immer neuen Anlaß zur Unzufriedenheit. Die kleinen Schiffskabinen, verglichen mit den schönen und großen Schlafräumen, die man zu Hause hat, die kleinen runden Löcher statt der Fenster, dazu die hohe Temperatur, namentlich wenn man eine Zweierkabine gewählt hat und die Türe geschlossen haben will, sind für manchen schwer erträgliche Dinge. Kommt dazu eine Verstimmung des Magens, die Seekrankheit, namentlich aber noch ein gleich gestimmter Nachbar, dann ist ein Konflikt mit der Leitung für die Dauer nicht zu vermeiden, und dieser hinterläßt leicht einen Groll im Innern, der zur Schwarzseherei führt und es nun auch mit der Wahrheit nicht immer genau nimmt. Solche Fälle sind, wenn man mit Hunderten reist, niemals ganz zu vermeiden.

Glücklicherweise stehen den wenigen Mißgestimmten eine große Anzahl Glücklicher gegenüber, welche diese Tage zu den schönsten

ihres Lebens zählen, und ein paar Stimmen aus diesen Kreisen sollen auch hier noch zu Worte kommen:

„Großartig," heißt es in einem Berliner Briefe, „waren die Eindrücke, welche wir in fremden Gebieten von Land und Leuten empfangen haben. Das Schiff war uns ein trautes Heim, nach dem wir von all den herrlichen Ausflügen immer gern zurückkehrten. So wurde die Reise zu einer der schönsten, die ich je ausgeführt habe und hat nur den Wunsch in mir zurückgelassen, sie recht bald zu wiederholen."

„In froher Erinnerung an unsere Mittelmeerreise," beginnt ein anderer Brief von einem Studierenden, „die unter Ihrer Führung so überaus glücklich, interessant und abwechslungsreich verlief, möchte ich Ihnen nochmals, sehr verehrter Herr Professor, meinen innigsten Dank aussprechen für Ihre so großen Bemühungen, durch die Sie das Beste gewollt, aber auch das Bestmögliche erreicht haben."

Und wieder ein anderer, — stud. jur., — von Berlin schreibt:

„Zurückgekehrt fühle ich das lebhafte Bedürfnis, Ihnen meinen herzlichsten Dank für all Ihre Sorgen und Mühen auszusprechen. Gerade die studierende Jugend muß Ihnen doppelt dankbar sein, indem es durch Ihr, nur von idealen Interessen geleitetes Unternehmen möglich war, eine noch lange fortwirkende Fülle von Eindrücken zu sammeln, sowie Gegenden zu besuchen, die man sonst nie oder erst in späten Jahren kennen gelernt hätte, zu deren Genuß man aber nie genug Phantasie und Begeisterungsfähigkeit mitbringen kann."

„Ich sage Ihnen," schreibt eine Lehrerin, „meinen herzlichsten und innigsten Dank für die Fülle von Genüssen, die Sie durch Ihre uneigennützige Bemühung uns verschafft haben. Ich hoffe das Erlebte und Geschaute auf die mannigfachste Weise benützen und dadurch meinen Dank gegen Sie, gegen Herrn Professor Lorenz und dessen liebreizende Gattin noch oft ausdrücken zu können."

„In den letzten Stunden des alten Jahres," schreibt Herr B. aus Hannover, die persönlichen Darbietungen desselben überschauend und seine ernsten und heiteren Stunden noch einmal dem geistigen Auge vorführend, gedenke ich auch Ihrer. Die Erinnerung ist doch ein köstliches Gut des Menschen! Fernab und losgelöst von den Ereignissen, gestattet sie uns den dankbaren Aufschwung zu jenen lichten Höhen reiner Freude und ungetrübten Genusses, in denen die kleinliche Misere des Augenblickes und die Schlacken des Alltagslebens keinen Raum haben. Ich denke oft mit vielem Vergnügen an alle die Herrlichkeiten, die die Deutsche Mittelmeerfahrt mir gebracht hat und verliere mich gerne in Gedanken an jene Tage, wo ich frei und leicht und ledig aller Alltagssorgen in Gemeinschaft einer angenehmen Gesellschaft bei immer klarem Himmel die blauen Fluten des Mittelmeers kreuzen, die antiken Schönheiten des Altertums auf mich einwirken lassen und Herz und Geist an ihnen erquicken durfte. Alle kleinlichen Widerwärtigkeiten sind vergessen, und nur das Schöne haftet rein und strahlend in der Seele. Von solchen Gedanken getragen, drängt es mich, auch Ihnen am heutigen Tage meinen besten Dank zu sagen für all das Schöne und Herrliche, das ich durch Ihre Vermittlung erleben und erschauen durfte."

Diese Stimmen der Zufriedenheit und Dankbarkeit, deren noch viele vorliegen, sind auch der angenehmste Lohn für die beiden Leiter der Reise und lassen die vielen Sorgen und Mühen vergessen, welche die erstmalige große Unternehmung dieser Art mit sich gebracht hat.

IX. Teilnehmerliſte.

a) Die Abonnenten und Stifter dieſes Buches.

Ackermann, G., Oberlehr. a. D., Bühlau.
Andler, Eug., Zeichenlehrerin, Stuttgart.
Angermann, Karl, Privatier, Bühlau.
Baryſch, Frz., Pfarrer, Jariſchau (Schleſ.)
Baumann, G., cand. arch., Villingen i. B.
Baumann, Jenny, Frl., Lehrerin, Wien V.
Baumeiſter, A., Studierender, Kempten.
Berger, Franz Anton, Oberlehrer, Ulm.
Bernhardt, R., Kunſtmaler, Tegel-Berlin.
Bertram, Waldemar, stud., Berlin.
Bertſch, H., Dr. Oberamtsr., Crailsheim.
Bethmann, Heinrich, Lehrer, Süpplingen.
Bonfig, Aqu., Lokalkapl. Ruppertshütten.
v. Boſſe, Erich, cand. jur., Greifswald.
Boßler, Ludwig, Ing., Inſp., Wien IV.
Böttcher, Auguſt, Kaufmann, Hannover.
Bonora, Franz, Stuttgart.
Braun, Hermann, Dr. jur, Landgerichtsrat, Aachen, und Frl. Tochter Elſa.
Brinckmann, Johannes, Münſter.
Brinckmann, L., Kaufmann, Münſter.
Brixner, Ludwig, stud., St. Georgen a. Tr.
Brückel, Dr., Oberſtabsarzt, Dillingen.
Buchhold, H., Rechtsanwalt, Waiblingen.
Bürkle, Jakob, Privatier, Stuttgart.
Buſchle, M., Finanzſekretär, Ravensburg.
Carl, Otto, Kaufmann, St. Johann (Saar).
Dittrich, Peter, Oberlehrer, Hochtann.
Ditzen, Bernhard, Pfarrer, Niederembt.
Donaubauer, Pfarrer, Königſtein.
Dorn, Klemens, ſtädt. Lehrer, Wien X 3.
Dröſer, B., Frl., Privat., Frankfurt a. M.
Eberl, G., Pfarrer, Rebdorf bei Eichſtätt.
Ehſes-Geller, St., Weingutsb. Zeltingen.
Eichele, Eugen, Oberlehrer, Stuttgart.
Entreß, Ernſt, Profeſſor, Stuttgart.
Entreß, Giſela, Zeichenlehrerin, Stuttgart.
Fehringer, Otto, Profeſſor, Seitenſtetten.
Feldner, Friedrich, Privatier, Crailsheim.
Firsbach, Karl, Dr., Pfarrer, Limbach, mit ſeinem Bruder Adolf, Gymnaſiaſt.
Fiſcher, G., Verw.-Akt, Munderkingen.
Fiſcher Leo, Oberlehrer, Augsburg.
Friſch, Georg, Kaufmann, Münchberg.
Friſch, Gottfr., Oberlehrer, Aſchaffenburg.
Froſchauer, Franz, Lehrer, Fronberg.
Fuld, Wilh., Lehrer, Waldmohr i. d. Pf.
Gauß, Karl, Lehrer, Ludwigsburg.
Geisler, Th., Frl., Lehrerin, Grafenberg.
Glaß, Paul, stud. theol., Braunsberg.
Gloger, Juſtizrat, Reichenbach, Schleſien.
Götz, Wolfgang, Reallehrer, Regensburg.
Goſtovici, Rudolf, Privatier, Bukareſt.
Graf, Konr., Pastor primarius, Kamenz.
Graßmann, Fr., Dr., Domvik., München.
Gregory, B., Freifrau v., Gr.-Zauche, und Frl. Tochter Irmgard.
Griffel, Georg, Dr., ing., Eſſen a. Ruhr.
Griſſen, Karl E., Muſikſtud., Oregon.
Grohrock, Joh., Redakteur, Nürnberg.
Grüner, Joh., Militärpfarrer, Nürnberg.
Guth, Ludwig, Zweibrücken, und Frl. Schweſter Blondine, Lehrerin.
Habermann F., Bürgerſchullehr., Brünn.
Haid, Rob., Mittelſchullehrer, Stuttgart.
Hanſtein, Hermann, Maler, Ramsau.
Hartlieb, Fried., Oberlehrer, Stuttgart.
Hauſer, K., Religionslehr., Donauwörth.
Heerdegen, Eugen, Kaufmann, München.
Heimpel, Gottfried, Privatier, Aeſchach, mit Frau Eliſe u. Frl. Tochter Wilhelmine.
Hellmair, G., Spitalpfarrer, Landsberg.
Hertl, Joſef, Profeſſor, Wien IV.
Herzog, Valentin, Privatier, Augsburg.
Heſſel, Hermann, stud. med, Lennep.
Hieber, Franz, Privatier, Stuttgart, mit Frau Suſanne.
Hildebrand, Dr., Stabsarzt, Berlin.
Hirſch, Heinrich, Apotheker, Niederſtetten.
Hoegg, M., Frl., K. Seminarlehr., Trier.
Hoffmann, Heinrich, Rechnungsrat, Zeitz.
Hofmann, Coeleſtin, Lehrer, Rumburg.

Hooß, Karl, Privatier, Zweibrücken.
Hoppe, Bernhard, Privatier, Bielefeld.
Hoppe, Louis, Privatier, Bielefeld, mit Frau Luise.
Hübner, A., K. Irrenanstaltspf., Werneck.
Jacobi, Hedwig, Frl., Rentnerin, Ohlau.
Jauß, K., Ing., Fabrikd. a. D., Bruck.
Jauß, Wilh., Kunstmühlenbes., Augsburg.
Jaworsky, Ernst, Kaufmann, Breslau.
Jeschek, Adolf und Frau, Schweidnitz
John, Anton, Bürgerschullehrer, Neudek.
Jope, Franz, Hausbesitzer, Leipzig.
Kaiser, P. Sup. d. Ass., Konstantinopel.
Karg, O., Amtsgerichtssekretär, Tettnang.
Keller, Anton, Dr. med., Heimenkirch.
Kinkel, Anna, Hauptlehrerin, Mannheim.
Kittsteiner, Wilhelm, Dr. med., Hanau.
Kleemann, Emil, Dr., Direktor der Höh. Mädchenschule u. Frau Bertina, Konstanz.
Knapp, Philipp, Stadtkaplan, Nürnberg.
Köhlitz, Karl, Oberpostinspektor, Leipzig.
Kohlstadt, Elise, Trier.
Kolb, Chr., Dr., Gymnasiallehrer, Hall.
Kolmsperger, M., Stadtpf., Landsberg.
Kolmsperger, Frz. Jos., Pfarrer, Seeg.
König, J., Dr., K. Reallehr., Aschaffenburg.
Kotelmann, Paul, Apotheker, Rostock.
Krakowitzer, Josef, Lehrer, Urfahr.
Krebs, Elw., K. Seminarlehrerin, Trier.
Krecker, Reinhold, Dr. med., Ohlau.
Kreißl, Handelsschuldirektor, Stuttgart.
Kretz, Heinrich, Rektor, Essen.
Krumm, O., Reallehrer, Emmendingen.
Lambrecht, Alice, Braunschweig.
Lampl, Gregor, Benefiziat, München.
Leo, Friedrich, Rentner, mit Frau Marie, Gießen.
Lichtenebert, Bernh., Pfarrer, Homburg.
Linck, Adolf, Hofbauinspektor, mit Frau Eugenie, Stuttgart.
Lindau, Konr. E., stud. arch., Spandau.
Lindner, G., K. Professor, Kempten i. A.
Lochmann, Gottfr., Kaufmann, Leipzig.
Loose, Anton, Dr., Chemiker, mit Frau Helene, Eilenburg.
Lorenz, P. Emil, Professor, mit Frau Anna, Neapel.
Lutz. Emil, K. Amtsrichter, mit Frau Elsa, Neustadt a. S.
Maier, W., K. Wanderlehrer für Landwirtschaft, mit Frau Meta, Rosenheim.
Maier, Dr., Hermann, Tübingen.
Mayer, D., Dr., Rechtsanwalt, Freiburg.
Meumann, Max, cand. med., München.
Miller, Konrad, Dr., Professor, Stuttgart.
Müller, Josef, Pfarrer, Rohrdorf.
Nerlich, Frau Frida, Vorsteher., Hechingen.
Nezdarilik, J., Religionslehrer, Leipnik.
Neumann, Max, Breslau.
Niggl, L., Hofsteinmetzmeister, Breslau.
Nitzke, Paul, Pfarrer, Centawa.
Nörr, Friedr., Schullehrer, Niederstetten.
Oertelt, Paul, mit Frau Maria, Berlin.
Oswald, J., Oberlt.-Wittwe, München.
Poetschat, Karl, cand. math., Göttingen.
Pongratz, Josef, Lehrer, Nürnberg.
Pontrandolfi, G., P. Professor, Rom.
Prandtl, K., Bauamtsass., Aschaffenburg.
Priefert, Wilhelm, Kaufmann, mit Frau Emilie, Breslau.
v. Puttkammer, Louis, Freiherr, Berlin.
Rapp, Friedrich, Schullehrer, Stuttgart.
Reiß, Adolf, Privatier, Augsburg.
Reitner, Heinrich, Buchhändler, Kempten.
Rewiakin, D., stud. phil., Halle a. S.
Riebel, Paul, stud. chem., Rostock.
Rieber, Alfred, Apotheker, Kenzingen.
Rieß, Adolf, Gymnasiast, Forchheim.
Rieß, H., Dr., Rechtsanwalt, Forchheim.
Risse, H., Wasserheilanstbs. Aschaffenburg.
Rißler, Georg, Oberinspektor, Stuttgart.
Rödelberger, cand. chem., Würzburg.
Ritter, Karl, K. Amtsrichter, Fürth i. W.
Röder, Nikolaus, Lehrer, Nürnberg.
Roderburg, Wilhelm, Rentner, Aachen.
Römmich, K., stud. rer. mont., Freiberg.
Rößle, Mathilde, Schwäb. Hall.
Rowedder, Christ. F., stud. arch., Kiel.
Ruoß, Herm., Dr., Professor, Stuttgart.
Rupp, L., Gutsbesitzerstochter, Eitensheim.
Sahlbach, H., Bureauvorsteher, Bremen.
Sattler, Viktor, Privatier, mit Frau Frida, Stuttgart-Cannstatt.
Säuerle, August, Monteur, Stuttgart.
Schall, Josef, Obersekretär, Ravensburg.
Schaupp, Hubert, Lehrer, Blaubeuren.
Schick, August, Lehrer, Stuttgart.
Schilling, Leo, Hauptlehrer, Freiburg.
Schlachter, F. A, Reallehrer, Nürnberg.
Schlickenrieder, G, Kooper., München.
Schlösser, Michael, Lehrer, Mainz.
Schneele, St., Stadtschultheiß, Lauchheim.
Schmidhuber, A., Oberstleut., München.
Schnitzer, Herm., Studierender, Kempten.
Schnitzler, Max, Malzfabrikant, Lahr i. B.
Schuh, Adam, Professor, Marburg a. Drau.
Schweizer, M., Zeichenlehrerin, Stuttgart.
Schwertschlager, J., Dr., Prof. Eichstätt.
Seeger, Ed., Landgerichtsrat, Nürtingen.
Spinak, B., cand. med., Königsberg.
Spindler, A., Gymnasialprof., Günzburg.
Stelzer, Dr. med., pr. Arzt, Würzburg.
Stern, stud. jur, Essen a. R.
Stieglitz, H., Stadtpfarrpred., München.
Stöhr, Xaver, Reallehrer, Stuttgart.
Stöhr, A., appr. Apotheker, Würzburg.
Stoiber, Karl, Kooperator, Traunstein.
Strehle, Pfarrer, Neustadt, Unterfranken.
Strobel, Fried., Privatier, Ravensburg.
Taeschner, F., Bergakademik., Freiberg.

Tepel, Oberlehrer u Ingenieur, Haagen.
Traut, stud. jur., München.
Trietsch, Fried., Architekt, Weinheim i. B.
Trölsch, Herm., Studierender, Kempten.
v. Tschernow, stud. rer. mont., Freiberg.
Urban, Joh., Bürgerschullehrer, Brünn.
Vaatz, Stud., Freiberg in Sachsen.
Valentin, Joh., Rektor, Essen a. d. Ruhr.
Vogler, Friedrich, Kaufmann, Günzburg.
Walter, H., Buchdruckereib., Friedland.
Weber, Ferdinand, Puschwitz, Böhmen.
Weigenthaler, Marie, Starnberg.
Wiedenmann, A., Rotgerber, Landsberg.
Wieland, Karl, stud. phil., Stuttgart.
Wildermuth, Dr., Oberreall., Stuttgart.
Wißmüller, Georg, Dekan, Mering.
Wittmann, Berta, München.
Wohnlich, Hans, Rechtsanwalt, mit Frl. Tochter Marie, Landsberg a. Lech.
Wolf, Reinhard, Kaufmann, Treuen.
Wolf, Hermann, Ingenieur, Dresden.
Wraske, Ernst, stud. pharm., Rostock.
Würth, Karl, Lehrer, Stuttgart.
Zagermann, stud. theol., Braunsberg.
Zehnder, J., Seminarpräfekt, Bamberg.
Ziehen, Adele, Frl., und Schwester, Frl. Lilly, Hannover.
Zimmermann, Joh., Reallehr., Säckingen.
Zittrel, J., Buchdruckereib., Ravensburg.
Zoller, Maria, Lehrerin, Scheibbs.
Zorn, Theodor, Privatier, Dillingen a. D.

Weiter haben teilgenommen, aber nicht abonniert:

Allwein, Emilie, Lehrerin, München.
Baur, Friedrich, Mannheim.
Berger, Josef, Lehrer, Wiklitz.
Bernhard, Ernst, stud. jur., Berlin.
Binder, Franz, Bürgerschullehrer, Wien.
Böttger, Anna, Reichenbach i. Schles.
Christen, Otto, stud. pharm., Erlangen.
Deutsch, Karl, Pharmazent, Göttingen.
Dörnberger, Eugen, Dr. med., mit Frau Emilie, München.
Eggensberger, Karola, Augsburg.
Eck, Anton, Mannheim.
Erdl, Andreas, K. Notar, Hollfeld.
Freder, W., Redakteur, Frankfurt a. M.
Ganter, Zeno, Benefiziat, München.
Gemmecker, Karl, Kaufmann, Gießen.
Hauptmann, Ottilie, Lehrerin, Wien.
Hemmerich, K., Gymn.-Assist., Günzburg.
Hohlweg, Max, Lehrer, München.
Horbach, F., Hauptlehrer, Mannheim.
Huhmann, G., cand. theol., Braunsberg.
Keeffe, Thomas, Studierender, London.
Kleiter, Georg, Buchhändler, Passau.
v. Könitz, Frida, Hauptlehrer., Heidelberg.
Krause, Gregor, cand. med., Allenstein.
Krause, Joh., stud. theol., Braunsberg.
Kröner, A., Oberreallehrer, Heilbronn.
Levy, Rechtsanwalt, Essen a. R.
Maiß, Amtsgerichtsrat, Reichenbach.
Müller, Johannes, Lehrer, Mannheim.
Marcard, Anna, Hannover.
Matsuoka, Dr., aus Japan.
Noë, Thomas, Lehrer, Mannheim.
Pohl, Ernestine, Witwe, München
Ploch, Georg, stud. phil., Gießen.
Proskowitz, Chr., Lehrer, Pleß.
Rapp, Oberkontrolleur, Stuttgart.
Rauth, Klemens, Fabrikant, Stuttgart.
Roßkopf, Lehrer, Thundorf.
Ronkartz, Karl, Apotheker, Straßburg.
Schäfer, Oswin, Löbau.
Scharrer, Katharine, Lehrerin, München.
Scharrer, Josef, Privatier, München.
Scheffler, Amtsrichter, Cosel.
Scheiber, Marie, Lehrerin, München.
Schmid, M., Landgerichtsrat, Kempten.
Schück, Karl, stud. theol., Eberbach a. N.
Schwark, Br., stud. theol., Braunsberg.
Schwarz, A., Bürgerschuldirek., Leipnik.
Spöttel, Rosa, Lehrerin, München.
Stark, Martha, Berlin-Charlottenburg.
Theilhaber, Dr., prakt. Arzt, München.
Tietze, Hermann, Bildhauer, Berlin.
Uerdingen, Hauptlehrer, Monheim.
Voigt, Georg, stud. med, Rostock.
Voltmer, K., cand. jur. etcam., Hannover.
Wanner, Alois, cand. phil., Lauingen.
Weber, Anna, Hauptlehrerin, Heidelberg.
Weber, A., Dr., Lycealprof., Dillingen.
Weber, Karl, Lehrer, Nürnberg.
Weinberger, F., Oberlehrer, Langwies.
Weiß, Josef, Lehrer, München.
Weißenberger, Stadtkaplan, Nürnberg.
Wentzel, Hermann, cand. med., Kiel.
Wernecke, August, Ingenieur, Bonn.
Widmaier, E., Rechtsanwalt, Stuttgart.
Wielisch, H., Zuckerfabrikdirektor, mit Frau Anna, Graeben (Schles.)
v. Werderich, stud. forest., Eberswalde.
Wulsch, Wilhelm, cand. jur., Berlin.
Yamao, aus Japan, stud. phil., Berlin.
Zimmer, A., Photograph, Gießen.

Bilderverzeichnis.

	Seite
1. Herr und Frau Professor Lorenz	10
2. Die Direktionsmitglieder	11
3. Gruppenbild: Dr. H. Maier, unser Zoologe. Kapitän Gufflet, der Kommandant der „Etoile“. Konferenzleiter Dr. Bertsch. Musikdirektor Eichele	12
4. Die sieben Abteilungsführer	13
5. Extrazug in Singen	15
6. Genua am Morgen vor der Abfahrt	26
7. Das Schiff „Etoile“	27
8. Schiffsleben	28
9. Schiffsleben	29
10. Auf dem Schiff (Frau Professor)	30
11. Ausbootung	30
12. Besengarde von der „Etoile“	31
13. Monaco	36
14. Port Mahon	39
15. Einfahrt in den Hafen von Mahon	40
16. Blick auf die Hauptkirche von Port Mahon	41
17. Port Mahon. Aufstieg zur Stadt *	42
18. Port Mahon gegen das Meer gesehen	42
19. Straßenbild von Port Mahon	43
20. Schule in Port Mahon	43
21. Volkstypen von Port Mahon	44
22. Mädchengruppe aus Mahon	45
23. Im Innern eines jüd. Hauses in Constantine *	46
24. Blick in eine Schusterwerkstatt zu Mahon	47
25. Steckmuschel	47
26. Im Hafen von Algier	62
27. Algier: Boulevard de la République	63
28. Am Hafen von Algier	64
29. Algier: Am Boulevard	65
30. Algier: Russisch. Kriegsschiff im Hafen	68
31. Algier: Place de Gouvernement	69
32. Algier: Fischermoschee	70
33. Algier: Vor der Fischermoschee	70
34. Algier: Brunnen vor der großen Moschee	71
35. Algier: Kathedrale	72
36. Algier: Gruppe vor der Kathedrale	73
37. Algier: Hof der Bibliothek	74
38. Algier: Vorbeimarsch der Zuaven	75
39. Algier: Blick von der Kasba	75
40. Straße in Algier. — Zum arabischen Viertel	76
41. Algier: Im arabischen Viertel	77
42. Café in Algier	78
43. Straßenszene in Algier	78
44. Algier: Jardin d' Essay	79
45. Algier: Im Jardin d' Essay	80
46. Algier: Jardin d' Essay. — Dattelpalmen und Bananen	82
47. Algier: Jardin d' Essay. — Magnolienallee	83
48. Algier: Sommerresidenz des Gouverneurs	84
49. Maison Carrée	86
50. Volkstypen aus Algier	87
51. Verschleierte Frauen aus Algier	88
52. Blick vom Boulevard de la République auf den Hafen von Algier	94
53. Philippeville	97
54. Constantine	98
55. Constantine: Palast des Achmed Bey	101
56. Constantine: Aufstieg zur Stadt	102
57. Juden von Constantine	103
58. Constantine: Inneres der Synagoge	104
59. Im arab. Viertel von Constantine	105
60. Constantine: Straßenszene	106
61. Constantine: Straßenszene	106
62. Constantine: Markthalle	107
63. Constantine: Partie d. Rumelschlucht	108
64. Constantine: Rumelschlucht	109
65. Tunis: Canal de la Goulette	110
66. Im Golfe von Tunis	111
67. Landung in Tunis	112
68. Tunis: Hotel St. Georges	112
69. Tunis: Place de la Régence	113

* Im Buche irrtümlich als Mädchengruppe aus Mahon angegeben.

		Seite
70.	Tunis: Kathedrale	114
71.	Tunis: Vorhalle des Belvedere	115
72.	Tunis: Porte de France	116
73.	Tunis: Souk der Sattler	117
74.	Tunis: In den Souks	118
75.	Tunis: In den Souks	119
76.	Tunis: Füllen einer Schafhaut	120
77.	Tunis: Place de la Kasba	121
78.	Tunis: Place de la Kasba	121
79.	Tunis: In den Souks	122
80.	Hamda Zwiten, unſ. Führ. in Tunis	122
81.	Tunis: Blick von Dar el Bei über die Stadt	123
82.	Tunis: Hof des Dar el Bei	124
83.	Tunis: Römiſcher Aquädukt	125
84.	Tunis: Der Bardo	126
85.	Tunis: Ein Teil des Bardo	127
86.	Tunis: Löwentreppe im Bardo	128
87.	Tunis: Place Bab Souika	129
88.	Tunis: Moſchee Sidi Mahres	130
89.	Tunis: Place Halfaouine mit der Moſchee Sahab el Tabadſch	131
90.	Straßenbild in Tunis	132
91.	Tunis: Bab el Kadra	133
92.	Auf dem Wege nach Karthago	134
93.	Amphitheater im Vordergrund	135
94.	Karthago: Bei den Ruinenfeldern	136
95.	Ein Scipio auf den Trümmern von Karthago	137
96.	Karthago: Ausgrabungen	138
97.	Karthago: Hügel von St. Louis	139
98.	Karthago: Neueſte Ausgrabungen	140
99.	Karthago: Der alte Hafen	140
100.	Karthago: Sommerreſidenz des Bei	141
101.	Karthago: Römiſche Baſilika	141
102.	Sidi bou Said. Ueberblick von Karthago aus	142
103.	La Marſa	142
104.	Karthago: Ein puniſches Grab	143
105.	Im Muſeumsgarten von Karthago	143
106.	Karthago: Alte Kapelle v. St. Louis	144
107.	Karthago: Muſeum (Puniſcher Prieſter und Prieſterin)	145
108.	Karthago: Kathedrale v. St. Louis	146
109.	Karthago: Inneres der Kathedrale	147
110.	Karthago: Grabmal des Kardinal Lavigerie	147
111.	Amphitheater von Karthago	148
112.	Kapelle der hl. Perpetua und Felizitas im Amphitheater zu Karthago	148
113.	Anſicht von Karthago	149
114.	In den Ruinen von Karthago	150
115.	Abfahrt in die Wüſte	156
116.	Beduinen-Wohnung zwiſchen Algier und Conſtantine	158
117.	Salzſeen	162
118.	El Kantara von der Ferne	163
119.	El Kantara: In der Schlucht	164
120.	In Biskra	165
121.	Biskra: Villa Landon	166
122.	Im Hofe des Hotel Ziban	167
123.	Ein mauriſches Café in Biskra	168
124.	Biskra: Mädchen vom Stamme Ouled Nayls	169
125.	In der Wüſte — bewachſene Hügel	171
126.	Zeltlager an der Straße nach Sidi Okba	172
127.	Wüſtenbild — kleine Karawane	173
128.	Straße in Sidi Okba	174
129.	Sidi Okba: Vor der Schule	175
130.	Sidi Okba: In der Schule	175
131.	Blick vom Minaret in Sidi Okba	176
132.	Sidi Okba: Friedhof	177
133.	In Alt-Biskra — Bachübergang	178
134.	Dattelpalmen mit Früchten in Alt-Biskra	179
135.	Knaben in Sidi Okba	180
136.	Eine Straße in Alt-Biskra	181
137.	Auf den Sanddünen	181
138.	Prätorium in Lambeſe	183
139.	Frontanſicht des Prätoriums in Lambeſe mit der Gruppe der Wüſtenfahrer	184
140.	Panorama der Ruinen v. Timgad	185
141.	Timgad: Hotel Meille	185
142.	Timgad: Kapitol, Jupitertempel	186
143.	Timgad: Ruinen des Theaters	186
144.	Forum in Timgad	187
145.	Nordſüdliche Hauptſtraße (Cardo maximus) in Timgad	187
146.	Eine Straße in Timgad	188
147.	Palermo: Panorama der Stadt mit dem Monte Pelegrino	191
148.	Palermo: Monte Pelegrino	194
149.	Palermo: Piazza Quattro Cantoni	195
150.	Palermo: Kathedrale	196
151.	Palermo: Südportal d. Kathedrale	197
152.	Palermo: Piazza del Duomo	198
153.	Dom zu Palermo: Die Kaiſergräber	199
154.	Palermo: Piazza Vittoria mit dem Königl. Schloß und dem Denkmal Philipp V.	200
155.	Palermo: Palazzo Reale	201
156.	Palermo: Capella Palatina	202
157.	Palermo: Villa Giulia	204
158.	Monreale: Geſamtanſicht der Stadt mit Blick auf die Conca d'oro	205
159.	Monreale: Inneres der Kathedrale	206
160.	Monreale: Faſſade der Kathedrale	207
161.	Monreale: Kreuzgang mit der Kathedrale	208
162.	Monreale: Kreuzgang neben dem Dome	209
163.	Palermo: Die Cuba	210
164.	Palermo: Die Ziſa	211
165.	Palermo: Kapuzinergruft	212
166.	Palermo: Teatro Maſſimo	213

	Seite
167. Palermo: Museum (Saal der Metopen von Selinunt)	214
168. Castellamare — Gesamtbild vom Meere aus	216
169. Strand von Castellamare	217
170. Abfahrt in Castellamare nach Segesta	218
171. Sizilianischer Karren	218
172. Ruheplatz der Carretti vor den Ruinen von Segesta	219
173. Seitenansicht des Tempels von Segesta	219
174. Frontansicht des Tempels von Segesta.	220
175. Die Lage des Tempels von Segesta	221
176. Segesta: Im Theater	222
177. Castellamare: Die Jugend bei unserer Abfahrt	224
178. Selinunt: Lage der Tempel C, F, G	226
179. Selinunt: Ruinen des Tempels E	226
180. Selinunt: Ruinen des Tempels G	227
181. Selinunt: Ein Kapitäl v. Tempel G	227
182. Selinunt: Ruinen des Tempels C	230
183. Selinunt: Ruinen von der Akropolis	231
184. Grundriß der Tempelruinen von Selinunt	232
185. Port Empedocle	233
186. Girgenti: Blick auf die Stadt	235
187. Grabmal des Theron	236
188. Girgenti: Säulen vom Herkulestempel	237
189. Girgenti: Ruinen vom Tempel des Zeus	237
190. Girgenti: Tempel Castor u. Pollux	238
191. Girgenti: Concordia-Tempel	239
192. Girgenti: Tempel der Juno Lacinia	240
193. Malta: La Valetta	242
194. La Valetta: Aus- und Einbootung	243
195. Malta: Hafen von La Valetta	243
196. La Valetta auf Malta	244
197. Malta: Frauen in La Valetta	244
198. La Valetta: Kindergruppe	245
199. Malta: Straße in La Valetta	245
200. La Valetta: Piazza di San Giorgio mit dem Denkmal der Königin Viktoria	247
201. La Valetta: Auf der Barraca Superiore	248
202. Englischer Kreuzer im Hafen von La Valetta	249
203. Syrakus: Halbinsel Ortygia	250
204. Syrakus: Latomia del Paradiso mit dem Eingang zum Ohr des Dionysius (I)	253
205. Syrakus: Latomia del Paradiso, die Grotte der Seiler	254
206. Wäscherinnen in Syrakus	255
207. Syrakus: Das griechische Theater	256
208. Syrakus: Ruinenreste vom Amphitheater	256
209. Syrakus: Ara di Gerone	257
210. Syrakus: Arethusaquelle	258
211. Syrakus: Dianatempel	259
212. Syrakus: Aloe auf dem Weg zum Amphitheater	261
213. Syrakus: Amphitheater	262
214. Catania: Im Hafen	265
215. Catania: Alter Hafen mit der Eisenbahnbrücke; im Hintergrunde der Ätna	265
216. Catania: Die Kathedrale und der Elefanten-Brunnen	266
217. Catania: Benediktinerkloster	269
218. Catania: Villa Bellini mit Blick auf den Ätna	270
219. Auf die Monte Rossi	273
220. Abstieg von der Monte Rossi	273
221. Ätna: Lagerplatz beim Aufstieg	283
222. Ätna: Vor der Casa Inglese	283
223. Ätna: Monte Silvestri	285
224. Giardini, Taormina und Mola	288
225. Taormina-Theater: Bühne mit Rückwand	289
226. Taormina vom Theater aus	291
227. Messina: Panorama mit Blick auf Kalabrien	295
228. Messina: Die Kathedrale mit dem Brunnen des Montorsoli	296
229. Messina: Korso Vittorio Emanuele mit dem Neptun-Brunnen und dem Stadthaus	297
230. Die „Etoile“ vor Minorka	298
231. Plan der Insel Stromboli (nach Anderson)	300
232. Stromboli: San Bartolomeo	301
233. Stromboli: San Vincenzo	301
234. Stromboli: Über das große Aschenfeld	302
235. Stromboli: Ausbruch vom Gipfel gesehen	302
236. Stromboli: Ausbruch vom Gipfel gesehen	303
237. Stromboli: Ein Ausbruch im April 1894 (nach Anderson)	305
238. Stromboli: Auf dem Weg zum Semaphor	306
239. Stromboli: Oberhalb des Semaphors	307
240. Schiffsbesuch auf Stromboli	308
241. Agropoli	309
242. Paestum: Neptuntempel (links die Basilika)	310
243. Paestum: Neptuntempel (Seitenansicht	311
244. Paestum: Innenansicht des Neptuntempels	311
245. Paestum: Basilika	312

	Seite
246. Paestum: Basilika	312
247. Cerestempel in Paestum	313
248. Cerestempel in Paestum	314
249. Einbarkierung in Paestum	314
250. Amalfi	315
251. Amalfi	316
252. Amalfi. Rechts oben die Bogenhalle des Campo Santo	316
253. Amalfi: Kathedrale	317
254. Ravello: Der Ambon im Dom	318
255. Ravello: Die Kanzel im Dom	319
256. Torre Annunziata mit dem Vesuv	320
257. In Pompeji	320
257a. Forum in Pompeji	321
258. Pompeji: Basilika	321
259. Pompeji: Casa dei Capitelli figurati	322
260. Pompeji: Gräberstraße	322
261. Vesuv: Über dem Lavastrom	323
262. Vesuv: Am Lavastrom	323
263. Vesuvbahn	324
264. Capri: Einfahrt in die blaue Grotte	326
265. Capri: Vor der blauen Grotte. Nach Geldstücken tauchende Knaben	326
266. Capri: An der Marina Grande	328
267. An der Marina Grande	328
268. Capri: Im Hotel Continental nach Tisch	330
269. Capri. Rechts Monte Solaro	330
270. Capri: Die Faraglioni an der Südküste	332
271. Neapel mit S. Elmo	334
272. Neapel: Galerie Umberto	334
273. Neapel: Karmeliterkirche und Konvent	335
274. Neapel: Denkmal Konradins in der Kirche del Carmine	336
276. Die Insel Nisida im Golf von Neapel	338
277. Pozzuoli: Amphitheater	339
278. Pozzuoli: Die Solfatara	340
279. Ischia: Casamicciola	343
280. Casamicciola: Garten des Hotel Sauvé	345
281. Casamicciola: Am Buffet des Hotel Sauvé	346
282. Die Romfahrer nach der Audienz im Damasushof des Vatikans	349
283. Civita Vecchia: Der Hafen	352
284. Brandung in Civita Vecchia	352
285. Leuchtturm von Civita Vecchia	353
286. Sonnenfinsternis	353
287. Civita Vecchia: Das Meer während der Sonnenfinsternis	354
288. Genua: Panorama d. Campo Santo	355
289. Certosa di Pavia	356
290. Professor Dr. Miller	357
291. Gruppenbild in Tunis	385

Druck und Klischees der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten.

YC 74558

M313323